ES SPRACH HANS NIETZSCHE

Es sprach Hans Fritzsche

Es sprach Hans Fritzsche

Nach

Gesprächen, Briefen und Dokumenten

Von

Hildegard Springer

THIELE-VERLAG KG.
STUTTGART

Der Originaltitel des Werkes lautet:
„Hier spricht Hans Fritzsche"
Alle Rechte einschließlich die der Übersetzung in fremde Sprachen, der Dramatisierung, der Verfilmung und der Funksprechsendung vorbehalten.
Copyrigth 1948 by Interverlag, Zürich.

Berechtigte deutsche Ausgabe: 1949 Thiele-Verlag KG. Stuttgart.
Alle Rechte vorbehalten
Abdruck nur mit schriftlicher Genehmigung des Verlages
Druck: Universitätsbuchdruckerei Junge & Sohn, Erlangen
Schutzumschlag: Karl Ulrich & Co., Nürnberg

Das Buch gibt Zeitdokumente.
Sie sollen ein Beitrag zur Klärung von
Ereignissen sein, deren Auswirkungen
wir heute erleben

Vorwort

Dieses Material fand im Rahmen der Prozesse gegen Hans Fritzsche Verwendung. Zum Teil lag es dem Internationalen Militärtribunal und den Spruchkammern, zum Teil Interrogatern und Rechtsanwälten vor. Als Mitarbeiterin von Verteidigern bei den Nachkriegsprozessen half ich diese Unterlagen zusammenzustellen, machte darüber hinaus Notizen bei Aussagen und Reden, oder schrieb sie auch wörtlich mit.

Von der deutschen und ausländischen Presse- und Rundfunkberichterstattung wurden diese Dinge nur gestreift, einige wenige im Wortlaut veröffentlicht. Englische und amerikanische Schriftsteller setzten sie in das Licht ihrer eigenen Betrachtung, wie etwa Trevor-Roper, Musmano, Curt Rieß und andere. Ich sammelte das Material, das sozusagen auf der Straße lag und jedermann zugänglich war, überarbeitete es und stellte es trotz der Verschiedenartigkeit seiner Bestandteile zu einem Buch zusammen.

In Deutschland ist diese Publikation kaum bekannt. Sie liegt lediglich in Braille'scher Punktschrift für Blinde vor. In der ganzen übrigen Welt jedoch fand

sie ein starkes Echo. Ganz besonders interessierte — nach seiner Rückkehr aus dem Land hinter dem Eisernen Vorhang — Fritzsches Aussage über die authentischen Beweise für den Tod Hitlers, seine Berichte über die Endphase des Kampfes um Berlin und über die Geheimnisse des Lubjanka-Gefängnisses in Moskau.

Der Herausgeber

Die letzten Tage von Berlin

Am Montag, dem 16. April 1945, begann die letzte große Kampfhandlung des zweiten Weltkrieges in Europa. Es war der Kampf um Berlin.

Seit zwei Jahren waren die Luftangriffe des Westens gegen die Reichshauptstadt immer schwerer geworden. Einzelne Großangriffe trafen breite Flächenziele. Jede Nacht aber, die sich über die Riesenstadt senkte, brachte einen Moskito-Angriff.

Er kam, wenn es sternklar war; er kam bei dichter Bewölkung; er kam bei Schnee, Regen und Sturm. Er kam wochenlang, monatelang, weit über hundertmal hintereinander.

Es waren „leichte" Angriffe. Aber sie stifteten mehr Schaden als die Großangriffe zwei Jahre zuvor. Ihre Bomben platzten bald hier, bald da. Aber sie wirkten überall.

Stadtteil um Stadtteil war in Trümmer gesunken. Man sah, daß der Gegner planmäßig arbeitete. Immer häufiger mußte man darauf verzichten, die Leichen der Getöteten aus den zerstörten Häusern auszugraben. Man begnügte sich damit, Kränze und Blumen auf die Trümmer der Wohnungen zu legen, die die Toten besser bargen als einst ihre lebenden Bewohner.

Immer länger dauerte es, bis zerstörte Leitungen von Gas, Wasser und Elektrizität wieder hergestellt waren, bis Straßenbahnen oder Vorortzüge wieder rollten.

Augen, die vor Schlaflosigkeit brannten, starrten bei jedem Angriff nach oben. Die Luftschutzwarte prüften

kritisch jede neuartige Erscheinung an dem Himmel, der dieser Stadt zur Hölle geworden war. Sie hofften auf kein Wunder; aber sie hofften auf die neuen Jäger, von denen ihre Kameraden aus den Fabriken gesprochen hatten. Sie wußten nicht, daß ein Teil dieser Jäger bei der Weihnachtsoffensive im Westen sinnlos geopfert worden war. Sie wußten nicht, daß ein anderer Teil vergeudet wurde für den zweifelhaften Ruhm fortgesetzter Angriffe auf London. Sie wußten auch nicht, daß dem Rest der neuen Jäger das Benzin fehlte.

Zu den Sorgen, die dieser Stadt aus der Luft drohten, war im Februar eine neue gekommen: der Vormarsch der Roten Armee.

Eine einzige Offensive hatte die Russen nach dem 12. Januar von der Weichsel bis an die Oder gebracht. Ostpreußen wurde abgeschnitten, schmolz zusammen und ging unter, nachdem es eben noch als besonders starke deutsche Position geschildert worden war. Amtlich wurden einem kleinen Kreis von Personen Ostpommern und Schlesien als Basis eines hoffnungsvollen Gegenangriffes genannt. Flüsternd verbreitete sich diese Hoffnung im Volk. Als es zu der Offensive aus dem pommerschen Raum kam, kämpfte ein Teil der für sie gedachten Kräfte noch auf dem verlorenen Posten in Kurland, ein anderer Teil war abgezogen worden für den schnell verblühenden Traum eines Gegenstoßes in Ungarn. Wenige Tage später wurde Ostpommern und Schlesien von den Russen erobert, die Front in Ungarn brach zusammen und gab den Roten Armeen den Weg nach Wien frei. Nun standen sie eine Autostunde vor Berlin.

Millionen von Flüchtlingen ergossen sich aus den Ostprovinzen nach Westen. Wer kennt sie nicht, diese Kolonnen des Elends so vieler Völker und Länder!

Frauen, Kinder, wenige Männer; in Autos, auf Lastwagen, die meisten zu Fuß. Alle beladen mit Dingen, die in der Eile des Aufbruchs falsch ausgewählt wurden. Hastig zusammengestellte Eisenbahnzüge rollten vor dem nachrückenden Feind davon. Manche überholte und verschlang die feurige Walze der Front. Manche führten die Leichen der in den offenen Wagen Erfrorenen mit. Viele retteten ihre Passagiere aus der einen Not nur für den Tod durch Brand- oder Sprengbomben, denen zum Beispiel in Dresden allein Zehntausende von Flüchtlingen zum Opfer fielen.

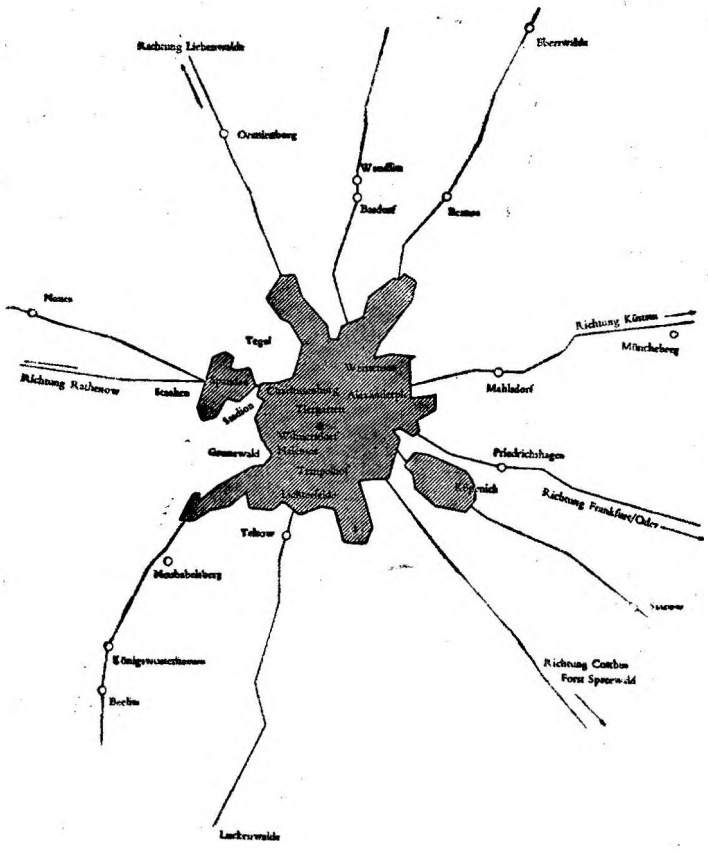
Eine Organisation, die viel zu spät einsetzte, leitete die Züge und Trecks um die bombengefährdeten großen Städte in Landkreise, die sie aufnehmen sollten. Trotzdem strömten viele nach Berlin hinein. Seine Einwohnerzahl betrug einst über vier Millionen. Sie sank in der Zeit beginnender Großangriffe auf unter zweieinhalb Millionen. Nun, in Berlins schwerster Zeit, stieg sie wieder auf über dreieinhalb Millionen.

Man mußte zusammenrücken in den Ruinen, und man tat es. Man half sich gegenseitig, und man half den Flüchtlingen. Aber die Tropfen der Hilfe verschwanden im Strom der Not.

Dennoch wurde unermüdlich gearbeitet. Wo kein Kampfgeist mehr war — und wo hätte es den nach 67 Monaten dieses Krieges noch gegeben? — da schuf ihn die Not.

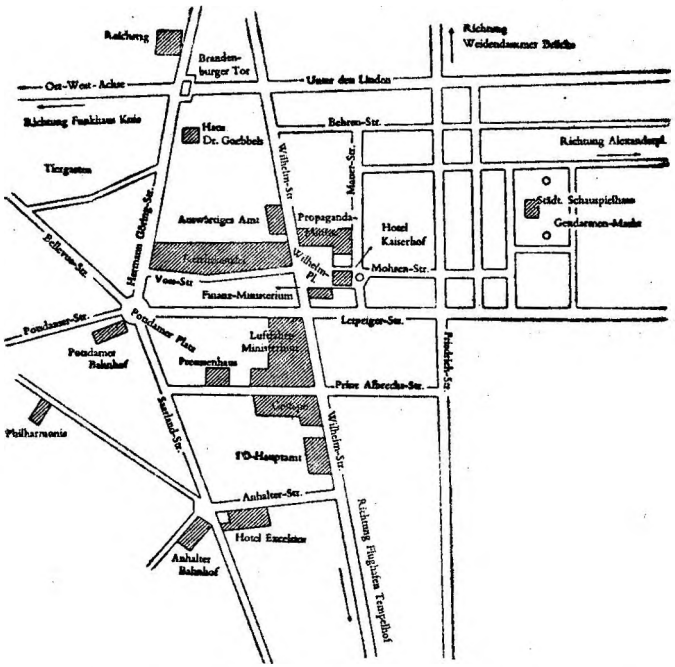
Es ist nicht recht, heute die Disziplin zu verurteilen, die damals die Masse der Berliner zeigte. Denn diese Disziplin war keine politische Demonstration. Sie war die Form der Selbsthilfe, die zum Beispiel bei Passagieren eines Schiffes in Not jedermann loben würde.

Berlin blickte nach Osten, woher die Ströme verzweifelter Flüchtlinge kamen. Es blickte nach Westen, wo die Leute, wie es hieß, beim Herannahen des Fein-



Berlin und Umgebung

des in ihren Häusern blieben und weiße Fahnen hißten. Berlin blickte nach oben, wo ganze feindliche Luftflotten mit ihren Kondensstreifen einen blauen Mittagshimmel bewölkten, um 15 Minuten später einen



Berliner Innenstadt mit den in diesem Kapitel erwähnten Straßen, Plätzen und Gebäuden

Stadtteil in die Finsternis schwarzer Brandwolken zu tauchen. Berlin stand zwischen drei Fronten — und hielt sich an seine Regierung.

Diese Regierung aber rief zur Verteidigung der Stadt auf. Über Nacht entstanden Volkssturmbataillone. Im Februar sollte man Panzersperren bauen. Sie wurden in aller Eile aus den Resten eines verbrannten Straßenbahnwagens, aus einem gestürzten Laternenpfahl oder anderem Gerümpel errichtet. Einen Pan-

zer hätten die Sperren nicht gestört, aber den normalen Verkehr behinderten sie.

Tags blieben Lastwagen darin stecken und Schlangen von Fahrzeugen sammelten sich an. Nachts rasten Autos mit ihren abgeblendeten Lichtern in die überraschend erwachsenen Hindernisse. Die Löschzüge der Feuerwehr, die in den Außenbezirken auf ihre tägliche und nächtliche Arbeit warteten, verloren durch sie viel kostbare Zeit.

Im März wurden diese „wilden Sperren" wieder abmontiert. Unter der Leitung einer handvoll Pioniere entstanden zweckmäßigere Hindernisse an Brücken, Engpässen und anderen geeigneten Punkten. Maschinengewehrstände wurden aus Sandsäcken errichtet, Schützenlöcher gegraben, Waldstücke vermint und ganze Alleen alter Bäume angesägt, damit sie notfalls schnell auf die Straße gekippt werden könnten. Geschützstände wurden bestückt. Vor allem aber zogen sich rings um Berlin die tiefen und breiten Panzergräben.

Im Februar und März war ich mehrfach an der Oderfront, in Küstrin und Frankfurt. Von einer „Front" war allerdings zunächst keine Rede. Ich sah anfangs nicht eine einzige Kampftruppe der Wehrmacht. Volkssturmmänner, denen man zum Teil nicht einmal das Gewehr erklärt hatte, das sie trugen, hielten Wache. Sorgenvoll schauten sie von ihren Hügeln auf das flache rechte Oderufer hinüber, an dem die Spitzen der russischen Weichsel-Offensive nur halt gemacht hatten, um auf den Nachschub für den Weitermarsch zu warten.

In dieser Wartezeit bildete sich dann etwas, das man eine Front nennen konnte. In Frankfurt/Oder zum Beispiel griff der Kommandeur eines Artillerie-Depots, ein Oberst, versprengte deutsche Soldaten auf. Nach

vierzehn Tagen hatte er ein, nach vier Wochen zwei „Regimenter". Dabei mußte er seine erschöpften Männer erst einmal gesund pflegen, dann ausrüsten und meist noch einexerzieren. Dazwischen galt es, russische Erkundungsstöße abzuwehren. Ja, diese Truppe sollte sogar eigene Unternehmen starten, und sie tat es wirklich, wenn auch nur zu oft unter großen Opfern. Man hielt ihr als Beispiel die Erfolge vor, die kampfgeübte kleinere Verbände der Wehrmacht irgendwo errungen hatten, zum Beispiel in Görlitz. Man wies auch auf die Praxis hin, die sich bei den Russen bewährt hatte — freilich unter ganz anderen Umständen —, als sie 1941 und 1942 ebenfalls schlecht bewaffnete Menschenmasse gegen deutsche Offensiven warfen.

Nach einer solchen Fahrt traf ich eines Abends (es war der Geburtstag von Hierl) den Generaloberst Guderian im Hause von Dr. Goebbels. Erregt sagte ich ihm, das Vorschicken schlecht bewaffneter Soldaten gegen Panzer komme einem Mord gleich. Er ließ sich meine Erlebnisse schildern und hörte die Urteile an, die einfache Soldaten und Offiziere übereinstimmend geäußert hatten. Er sagte mir zu, daß Befehle zu solch sinnlosen Einsätzen nicht mehr herausgegeben würden. Nervös versicherte er, solche Opfer seien auch gar nicht nötig.

Ich bin überzeugt, daß Guderian seinen Einfluß, der dem eines Oberbefehlshabers des Heeres gleichkam, geltend gemacht hat; wenige Tage später wurde er in einen Krankheitsurlaub geschickt.

Jahre später erfuhr ich von Guderian, daß er damals zur Verhinderung zweckloser Opfer einen Befehl über Ausbildung und Einsatz des Volkssturms herausgab. Er zog sich damit den Widerspruch Bormanns zu, in dessen Händen die Organisation des Volkssturms lag, während sein Einsatz nur im Einvernehmen mit der

militärischen Führung denkbar war. Guderian, der damals volle Disziplin hielt und mir gegenüber schwieg, versuchte dennoch, im Rahmen seiner Verantwortung alle Folgerungen aus seinen Kenntnissen zu ziehen. Schon am 23. Januar hatte er dem Außenminister ein Bild der militärischen Lage entworfen, das seine Forderung, mit dem Westen Waffenstillstandsverhandlungen einzuleiten, begründete. Am 21. März wiederholte er dieses genau begründete Verlangen gegenüber Ribbentrop und in den folgenden Tagen gegenüber Himmler und Göring. Er wurde überall mit dem Bemerken abgewiesen, daß er offenbar die Nerven verloren habe. Es war dieselbe Antwort, die er erhalten hatte, als er im Spätherbst 1941 den Mut zum Rat des Rückzuges vor Moskau aufbrachte. Auch die Folge war die gleiche: am 31. März wurde Guderian abgelöst. Der kleine Mann aber, der von diesen Dingen ebenso wenig wußte wie der Journalist, kämpfte weiter.

Trotz aller opferreichen Abwehr sickerten die Russen Nacht für Nacht über die Oder und setzten sich in den waldigen Niederungen des linken Ufers fest. Bald erklommen sie sogar die Höhenstufe in der Nähe von Lebus. Ein Stück der Straße nach Küstrin ging verloren, und man konnte nur noch nachts in die Stadt gelangen. Auch wenn man nach Frankfurt/Oder hineinwollte, brauchte man alle Geschicklichkeit, um den ausgezeichnet liegenden Einzelschüssen der russischen Artillerie zu entgehen. Erst zwischen den Mauern der völlig evakuierten Stadt hatte man wieder Deckung.

Langsam nur rollte der Nachschub an diese Front. Er bestand aus einer verwirrenden Mannigfalt von Waffen und Munition aller Systeme und Kaliber, die in diesem Kriege jemals von Deutschen produziert oder erbeutet wurden. Selten nur kamen wenige ordnungsgemäß ausgerüstete Regimenter oder Divisionen. Be-

unruhigend schnell wurden sie wieder abgezogen. — Wohin? Jedem Abschnittskommandeur sagte man dasselbe: zum Nachbarn, damit dir von dort wirksame Hilfe wird. — Nur die Verpflegung in diesem einst blühenden Ackerland war gut.

Selbstverständlich konnte diese Front, die sich erst im Kampf bildete, keine ordentlichen Stellungen bauen. Mit Herzklopfen sah ich immer wieder bei der Ausfahrt aus Berlin hunderte von Menschen fieberhaft schaufeln, dicht vor kostbaren Fabriken oder vor einigen der letzten heilen Häuser der Trümmerstadt. Sechzig Kilometer weiter aber mußte ich auf die Dunkelheit warten, um zu dem Schützen der Front zu gelangen, der sich nur eine flache Mulde von wenigen Zentimetern Tiefe gegraben hatte, während die Reserven mit dem Schutz durch einen Wegrain oder ein Gebüsch zufrieden sein mußten.

Immer und immer wieder wies ich Staatssekretär Dr. Naumann (Goebbels Vertreter im Ministerium) und den stellvertretenden Gauleiter Schach sowie die Männer der persönlichen Umgebung des Ministers darauf hin, daß Berlin, wenn überhaupt, dann nur an der Oder verteidigt werden könne.

Dr. Goebbels wollte davon nichts wissen. Er betonte, man habe ihn den Eroberer Berlins genannt, er wolle sich nun den Namen des Verteidigers von Berlin erwerben.

Längst hatte Dr. Goebbels alle Macht in Berlin in seiner Hand vereinigt. Als Gauleiter spielte er schon vor dem Krieg die entscheidende Rolle in der Stadtverwaltung. Die Rathäuser gehorchten ihm schon lange. Auch das Polizei-Präsidium, bei dem Himmler ein Wort mitzureden hatte, konnte sich einen Widerspruch gegen die Wünsche dieses Gauleiters nicht gestatten. Krieg und Luftangriffe hatten seinen Einfluß nur erhöht,

denn er entschied souverän über alles, angefangen vom Einsatz einer Hilfsaktion von 50 000 Soldaten bis zur Verteilung von Lebensmitteln aus einem Sonderfond an einen ganzen Stadtbezirk.

Außerdem war Dr. Goebbels Reichsverteidigungskommissar. In anderen Gauen mag das ein leerer Titel gewesen sein — er erfüllte ihn mit Leben. Er kümmerte sich um alles, sogar um die Frage der Disziplin der Soldaten auf Straßen und Bahnhöfen.

Wenn Dr. Goebbels seine Mitarbeiter empfing, fanden sich nun auch Polizeipräsident und Stadtkommandant ein. Er erhielt alles, was er brauchte, auch Waffen und Munition, leichter als mancher militärische Befehlshaber. War er doch neben allem anderen noch Reichsbeauftragter für den totalen Krieg.

Dr. Goebbels, der in der NSDAP. einst eine Figur dritten Ranges war und im Jahre 1939 um ein Haar aus allen seinen Ämtern verschwunden wäre, hatte sich wieder hochgearbeitet. Im Jahre 1944 wuchs er trotz Göring, Himmler und Bormann zum zweiten Mann im Staate Hitlers.

Dieser Mann hatte so früh wie kein anderer in der nationalsozialistischen Regierung die Fülle der Probleme begriffen, vor die der zweite Weltkrieg Deutschland stellte. Er hatte erbittert gekämpft gegen Ribbentrops Außenpolitik und Görings Inaktivität, gegen Ley's leichtfertigen Optimismus und Rosenbergs ideologische Sprödigkeit. Er sah die Gefahren einer plumpen und brutalen Machtentfaltung nach innen und nach außen, auch wenn er oft für drakonische Straf- oder Vergeltungsmaßnahmen eintrat. Er hatte als erster nach dem Beispiel Winston Churchills von 1940 im Jahre 1942 eine Propaganda des Pessimismus begonnen, um 1944 die totale Mobilmachung der inneren Kräfte durchzuführen, die England lange vorher voll-

endet hatte: Jene Totalität des Einsatzes, ohne die ein europäischer Staat gar keine Chance im Kriege besaß, die aber später einer der Gründe für die Totalität des Zusammenbruchs wurde.

Diese Weite des Horizonts von Dr. Goebbels verengerte sich auf das Problem der Verteidigung Berlins. Er klammerte sich an diese Stadt, die seinen Aufstieg gesehen hatte. Was draußen lag, tat er mit dem Hinweis auf Verhandlungen ab, die nicht Ribbentrop, sondern Himmler mit den westlichen Kriegsgegnern führe. Es komme nur darauf an, wenige Wochen, bis zu deren Erfolg, auszuhalten und Berlin nicht preiszugeben. Heute ist klar, daß die Verhandlungen, die an mehreren Punkten tatsächlich geführt wurden, über ganz unzulängliche Tastversuche nicht hinausgekommen sind. Es ist schwer zu glauben, daß Dr. Goebbels bei seinem Überblick über die gesamte Lage und bei seinem kritischen Unterscheidungsvermögen in diesen Fühlungnahmen mit West und Ost ernsthafte Chancen sah. Jedenfalls ging die Zähigkeit seines Kampfwillens weit über die Grenzen der rechnerisch erfaßbaren Möglichkeiten einer rettenden Wendung hinaus, die er seinen Mitarbeitern immer wieder erläuterte. Hätte er in einem solch verzweifelten Kampf nur sich persönlich eingesetzt, könnte man ihn heroisch nennen. Ein Frevel aber war es, daß er die Reichshauptstadt wie seinen persönlichen Besitz betrachtete, aussichtslos aufs Spiel setzte und mit sich ins Verderben riß, genau so wie Hitler sich und sein Schicksal mit demjenigen Deutschlands identifizieren zu dürfen glaubte.

Damals erklärte Dr. Goebbels seinen Mitarbeitern, er habe so viel Kraft an ferne Fronten abgegeben und dabei so viele Enttäuschungen erlitten, daß er nun alles, was er erraffen könne, bei sich in Berlin behal-

ten wolle, wo er die Fehler zu vermeiden wünsche, denen er die Schuld an jenen Fehlschlägen gab.

Aber er machte selbst den größten Fehler, seinen Plan im entscheidenden Augenblick zu wechseln.

* * *

Als Berlin am Morgen des 18. April aufwachte, sprach sich langsam die Nachricht von einem russischen Vorstoß bei Küstrin herum, der am 16. mit einem Trommelfeuer begonnen hatte und abgeschlagen worden war, der sich aber seitdem morgens und nachmittags wiederholte, um langsam, ganz langsam, an Boden zu gewinnen. Solche Vorstöße hatte es in den letzten Wochen öfters gegeben. Immer sorgenvoller wurde beobachtet, ob aus ihnen die erwartete große Offensive entstand. Als es mittags hieß, die Russen hätten die Höhenstufen gegenüber Küstrin erklommen, und der Kampf sei auch bei Frankfurt, in der Lausitz und in Schlesien entbrannt, war alles klar. Am Abend wußte jeder Berliner: die Stunde der Entscheidung ist da! Und so groß die Sorgen waren, so erleichtert atmeten viele auf, daß nun wenigstens die bisherige, immer unerträglicher werdende Form der Lähmung und des Leidens ein Ende haben sollte.

Schon an diesem 18. April hörte man von dem Abzug einiger Truppenteile aus Berlin. Nicht nur Einheiten des Volkssturms, sondern auch solche der Wehrmacht wurden mit Stadt- und Vorortbahn zur Front befördert. An diesem Tage schlossen sich die Panzersperren am Stadtrand bis auf ganz schmale Durchlässe, und es begann eine strenge Kontrolle aller Fahrzeuge. Sie war die Frucht jener ersten Kampfberichte von der nahen Front, die von russischen Offizieren in deutscher Uniform erzählten und von gutgläubig entgegengenom-

menen falschen Befehlen. Am 19. waren plötzlich die mit so großer Mühe und auf Kosten der Oderfront errichteten Befestigungen, Geschützstände und MG.-Nester an den Ausfallstraßen und Brücken leer. In aller Eile wurden sogar die nicht motorisierten Fla-Kanonen verladen und mit ihren Bedienungsmannschaften an die gefährdeten Stellen der Oderfront geworfen.

An diesem Donnerstagmittag erklärte Dr. Goebbels seinen Mitarbeitern, Berlin werde nicht an seinem Stadtrand, sondern an der Oder verteidigt. Er habe seine Zustimmung dazu gegeben, daß alle in Berlin vorhandenen Streitkräfte an die bedrohten Stellen der Front geschafft würden.

Genau vierzehn Tage später erklärte mir der russische Marschall Schukow lachend, er habe die aus Berlin heranrückenden Verstärkungen auf dem Marsch getroffen, angegriffen und ohne Mühe vernichtet.

Aber noch war es nicht so weit. Noch lag trotz der ins Unerträgliche gesteigerten Spannung sogar eine gewisse, lange nicht gekannte, äußere Ruhe über der Stadt. Die Großangriffe der westlichen Alliierten hatten aufgehört. Es kamen nur noch Störangriffe, und solche der Russen, die die berliner Veteranen der passiven Luftabwehr nicht ganz ernst nahmen.

Ja, die Sirenen gaben nicht einmal mehr Luftalarm, zumal eigentlich zu jeder Stunde des Tages und der Nacht irgendwo über dem weiten Stadtgebiet Bomben fielen oder Bordkanonen schossen. Dafür hatten die Sirenen eine andere Aufgabe bekommen; sie gaben immer öfter den Dauerton, der Panzeralarm bedeutete.

Dieser Panzeralarm war zunächst probeweise geübt worden. Dann wurde er oft irrtümlich ausgelöst, wie etwa in Königswusterhausen, wo die dort untergebrachten Mitarbeiter des deutschen Auslands-Rundfunks mehrfach in den Wirbel einer solchen falschen

Nachricht gerissen wurden und dann keine Sendungen machen konnten. So hatte der nervenerschütternde Dauerton der Sirenen viel von seinem Schrecken verloren. Jetzt wuchs er wieder zu seiner ganzen, drohenden Bedeutung heran. Am Donnerstag, dem 19. April, hallten die stillen ländlichen Bezirke im Osten und Norden Berlins wider von den heulenden Tönen: Feindliche Panzer rollen heran!

In diesen Vororten wohnen kleine Leute, Arbeiter und Bauern. Sie sahen so viel Leid der Flüchtlinge vorüberziehen, daß sich die meisten sagten: Wir bleiben. Sie fühlten das Herannahen des Sturms, aber sie klammerten sich an ihr Heim. Es waren ja auch nur einzelne Panzer, die irgendwo bei Eberswalde, weit hinter Saarow oder von Müncheberg her gemeldet wurden. Gesehen hatte sie keiner.

Zudem rüstete das karge märkische Land zur einzigen Feier seines armen Jahres, zum Frühling. Aus den weißen Stämmen der Birken quollen immer röter werdende Zweige, zart wie die Strahlen einer zerstäubenden Fontäne. Gerade in diesen Tagen trugen sie ihr erstes, jungfräuliches Grün. Würde der Wind, der spielend in diese Farben-Symphonie griff, nicht auch in acht Tagen oder acht Wochen noch wehen?

Die griesgrämigen Kiefern schickten sich gerade jetzt an, ihre Frühlingskerzen aufzustecken. Würden sie nicht auch im nächsten Jahre wieder aus dem Scheintod erwachen für die kurzen Wochen sichtbaren Lebens, Liebens und Wachsens?

Die kleinen Leute im Osten und Norden vor Berlin wollten bleiben. Die paar Villenbesitzer waren längst weg. Irgendwohin. Nach Westen. Der Rest genoß das überraschend friedliche Heute und träumte von dem Übermorgen, das in Gottes Hand stand. Vor dem Morgen schloß man die Augen.

An diesem Donnerstagnachmittag fuhr ich ins Funkhaus an der westlichen Ausfallstraße Berlins. Wochenlang war dort der Strom der Transporte von Wehrmacht, Polizei, SS, Organisation Todt und Arbeitsdienst vorbeigeflossen. Die Berliner, die zurückbleiben mußten, hatten den Kolonnen mit bitteren Gefühlen nachgeschaut. Nun sah ich nur noch wenige Wagen auf dieser Straße nach Hamburg.

Als ich am gleichen Tag spät abends die Landstraße nach Norden, nach Prenzlau, entlangfuhr, querten wohl noch einige Flüchtlingszüge meinen Weg, aber sonst lag das Land in dem stillen Frieden einer wohlverdunkelten Frühlingsnacht. Das typische Knattern eines russischen Nacht-Tiefflliegers, der die dunkle Straße nach leichtsinnigen Fahrzeugen absuchte, störte kaum.

Lange noch stand ich mit zwei Mitarbeitern an meinem winzigen Häuschen in einer Siedlung bei Wandlitz. Manche kriegerischen Geräusche wurden laut. Mancher Lichtschein riß die Bäume, die ich pflanzte, und das Stück Kartoffelland, das ich umgrub, aus dem Dunkel.

In meinen Ohren verklang das Wort, das Dr. Goebbels vor wenigen Stunden in seiner letzten Ansprache am Vorabend von Hitlers Geburtstag gesprochen hatte: „Berlin bleibt deutsch und Wien wird wieder deutsch." Die seit Jahren nie ruhende, stets nagende Sorge schwieg. Sie löste sich in dem Bewußtsein, daß Opfermut, Tapferkeit und Treue das Höchste ist, was ein Mensch im Kampf für seine Freunde einsetzen kann, wenn er einmal den Sinn des Kampfes in den Grenzen seiner Erkenntnis ernsthaft geprüft hat und bejahen zu dürfen glaubte. Es war eine der Stunden, in denen der Mensch sein Herz dem Schöpfer reichen möchte, um es vor einer schweren irdischen Probe auf seine göttliche Waage zu legen.

In der Tiefe dieser merkwürdigen, letzten friedlichen Nacht versank alles, Krieg und Arbeit, Furcht und Hoffnung.

* * *

Am nächsten Morgen, Freitag, dem 20. April, fand ich im Büro am Wilhelmplatz den Personalchef des Ministeriums tot auf. Er hatte sich erschossen. Man nähte seinen Leichnam in ein Laken und brachte ihn in einem kleinen Auto zum Friedhof. Er war der Letzte, der noch ein normales Begräbnis erhielt.

Es lagen beunruhigende Nachrichten vor. Gerüchte wollten von einem Durchbruch der Russen im Osten bei Müncheberg und im Südosten zum Spreewald wissen. Etwas Genaueres konnte ich nicht erfahren, da die Verbindungen im Nahverkehr nicht klappten. Auch das OKW konnte keine Auskünfte geben. Um 11 Uhr sprach Dr. Goebbels zu seinen Mitarbeitern nur wenig von den Erfolgen der Russen, aber beunruhigend viel von den Bewegungen ganzer deutscher Armeen, die angeblich von Südwesten und Nordwesten den Russen in die Flanke stoßen würden.

An diesem Tage, dem letzten Geburtstag Hitlers, zitierte Dr. Goebbels plötzlich frei aus dem Gedächtnis eine Stelle aus der Geschichte Friedrich des Großen von Carlyle. Es ist jene Stelle, an der Carlyle die Sorgen Friedrichs kurz vor der letzten, entscheidenden Wendung des siebenjährigen Krieges schildert, vor dem Tode der Zarin und dem damit verbundenen Ausscheiden Rußlands aus der Koalition gegen Preußen. Dort tritt Carlyle aus der Rolle des Geschichtsschreibers heraus und macht sich sozusagen selbst zur handelnden Person. Er spricht dem Helden seiner Erzählung Mut zu, tröstet ihn und teilt mit, daß das Schick-

sal eben zu seinen Gunsten entschieden habe, — er wisse es nur noch nicht.

Diesem, in dieser Situation so eindrucksvollen Zitat fügte Dr. Goebbels die Bemerkung hinzu, daß gewisse Verhandlungen nunmehr vor ihrem Abschluß stünden. Er sprach von der Bedrohung der Reichshauptstadt und verkündete seinen Entschluß, Berlin zu verteidigen, obwohl die Streitkräfte von der Stadt abgezogen waren. Bedauernd hob er das starke Anschwellen der Zahl der Einwohner hervor. Er wies darauf hin, daß leider keine Möglichkeit mehr bestehe, eine größere Anzahl von Frauen und Kindern abzutransportieren. Er forderte uns auf, dafür Stimmung zu machen, daß unter diesen Umständen auch die wenigen, noch in Berlin weilenden Vertreter der Oberschicht oder gar der Regierung nicht abreisen sollten, selbst wenn sie die Möglichkeit dazu hätten. Er wolle die Ausfallstraßen sperren lassen. Hitler habe ihm persönlich versprochen, Berlin nicht zu verlassen.

Wenige Minuten nach dieser Konferenz erhielt Dr. Goebbels ein Ferngespräch aus einer mecklenburgischen Kreisstadt: Minister Meißner teilte Dr. Goebbels durch Statssekretär Kritzinger mit, daß die Reichsregierung „zur Wahrung ihrer Handlungsfreiheit" den Gefahren ausgewichen sei und sich im Landratsamt dieses Städtchens niedergelassen habe. Goebbels geriet in Wut. Er stellte fest, daß die Reichsregierung nicht da sei, wo Herr Meißner sich aufhalte, sondern dort, wo Hitler und er selber sei. An Herrn Meißners Handlungsfreiheit sei nichts gelegen. Den Einwand, Hitler habe diese Verlegung nicht nur gebilligt, sondern angeordnet, ließ er nicht gelten. Anschließend ergossen sich in das Telefon die Worte: „Zwölf Jahre fühlte ich das Bedürfnis, Ihnen ins Gesicht zu spucken. Zwölf

Jahre habe ich dieses Bedürfnis unterdrückt. Das bedaure ich heute."

Am Nachmittag konnte ich feststellen, daß Herr Meißner und sein Stab durchaus nicht die Einzigen waren, die dem Wunsch von Dr. Goebbels keine Folge geleistet hatten. Auf dem Weg ins Funkhaus, der gestern so still gelegen hatte, fuhr heute Auto neben Auto. Man wunderte sich, daß es noch so viele Fahrzeuge in Berlin gab. Alle wollten nach Westen.

Als ich mit meinem technischen Referenten in der Abendämmerung dieses Freitags nach Norden fuhr, um einige fahrbare Sender zu besuchen, war von einem solchen Betrieb nichts zu sehen. Die Prenzlauer Chaussee lag tot. Rechts von uns sahen wir einen russischen Luftangriff auf Weißensee. Kein Fahrzeug begegnete uns.

Plötzlich bemerkten wir im ersten Dorf, das wir passierten, an der Kreuzung einer von Osten kommenden Landstraße eine dunkle, bewegte Masse von riesigen Schatten in der sinkenden Nacht. Es war ein phantastischer Zug von Fahrzeugen, die sich ohne Licht bewegten. Ich hielt an, hörte und sah deutsche Panzer und kleine Handwagen, gigantische Lastautos und Bauernkarren mit Pferden, ja mit Ochsen bespannt, Gruppen deutscher Soldaten mit und ohne Gewehr und endlose Reihen von Zivilisten mit Rucksäcken, Koffern, Kinderwagen.

Dieser Malstrom der Flucht kam von Osten. Er benutzte ein Stück der nach Norden führenden Straße. Aber wo irgend ein gebahnter Weg nach Westen abzweigte, ergossen sich aus diesem Hauptstrom immer noch reißende Flüsse ins Land hinein.

Ein Feldweg, der hinter Basdorf fast unbemerkt von der Straße abzweigt, war nicht wiederzuerkennen: fünf, sechs, sieben Kolonnen nebeneinander zogen ihn entlang.

Da ich zu den Sendern der Ortschaft Zehlendorf im Kreis Niederbarnim wollte, vertraute ich mich diesem Strom an. Meter für Meter nur kamen wir vorwärts. Die Nacht war stockdunkel. Nur die Bomben und Leuchtschirme der immer wieder anfliegenden Russen gaben einen kurzen Blick auf das ganze Chaos frei. Hoffnungslos ineinander verstrickt waren alle diese so verschiedenen Gefährte, die der Drang nach Westen einte. Da versperrte ein Panzer, der einen anderen schleppte, den Weg. Nur wer über die feste Grasnarbe hinaus auf den weichen Acker ausbiegen konnte, hatte eine Chance vorbeizukommen. Motoren heulten, Wagen rasselten, Menschen fluchten oder beteten, Kinder weinten. Dazwischen stand in stillen Momenten das erschütterndste Geräusch: das Tappen von tausend Füßen, die ihre Heimat verließen.

Für einen Weg von fünfzehn Autominuten brauchten wir fünf Stunden und wurden dazu noch an unserem eigentlichen Ziel vorbeigespült. Zu Fuß machte ich mich auf den Weg nach den fahrbaren Sendern, nur um festzustellen, daß der Strom der Flucht sie mitgerissen hatte, wie er auch die Bewohner dieses ganzen Landstrichs, die doch bleiben wollten, einfach einsog und mitnahm.

Gegen Mitternacht waren wir in dem Städtchen Liebenwalde. Eine enge Brücke wurde für die Fliehenden zu einer gefährlichen Sperre. Ich wartete einige Stunden auf einem Fabrikgelände.

Um drei Uhr morgens war die überfüllte Straße plötzlich leer. Still fuhren wir an dem Strandgut vorbei, das die Flut zurückgelassen hatte. Wir kamen durch Dörfer, die völlig verlassen schienen, oder deren zurückgebliebene Bewohner sich sorgfältig verbargen.

Noch einmal blieben wir in meinem kleinen Häuschen und sahen den Sonnabend, den 21. April, anbre-

chen. Es war ein Frühlingstag, so schön, wie ihn nur die sandige Mark Brandenburg hervorzaubert. Die Staubwolken waren verschwunden, kein Rauch stieg aus den Essen der Häuser und Fabriken. Wir nahmen noch ein Auge voll Schlaf in diesen letzten Stunden der Ruhe vor dem Sturm. Gegen acht Uhr scheuchten uns die ersten Einschläge der Artillerie auf, denen bald der Lärm der Handfeuerwaffen folgte.

Schnell wurde ein Koffer gepackt und ein Zettel geschrieben. Ein letzter Blick auf das geliebte Stückchen Erde mit seinen mächtigen Birken und kümmerlichen Obstbäumen — dann sausten wir davon, um auf Umwegen noch nach Berlin zu kommen.

* * *

Elf-Uhr-Konferenz bei Dr. Goebbels am 21. April 1945. Es ist die letzte, die er abhält.

Übernächtig und frierend sitzen zwanzig bis dreißig Männer im arg demolierten Filmsaal der Villa des Ministers in der damaligen Hermann-Göring-Straße. Die zerbrochenen Fenster sind mit Holz vernagelt. Da es keinen elektrischen Strom gibt, brennen drei Kerzen auf einer langen Tafel, zwei auf runden Tischchen, an denen noch prächtige, aber nicht mehr ganz heile Sessel stehen; so, wie sie einst standen, als noch der Glanz festlicher Veranstaltungen über ihnen lag.

Dr. Goebbels kommt mit einiger Verspätung. Er ist wie immer korrekt gekleidet, aber seine Eleganz fällt in dieser Umgebung besonders auf. Er trägt einen dunklen Zivilanzug. Das wohlgebräunte, hagere Gesicht mit dem gepflegten Haar ist heute bleich. Seine dunklen Augen glühen.

Noch im Niedersetzen beginnt er zu sprechen. Seine Worte sind zunächst gehalten und leise, dann wird er

lauter und leidenschaftlicher. Er spricht zu dieser kleinen, gespenstischen Versammlung wie im Sportpalast.

Seine Rede ist eine einzige Anklage gegen die alten Offiziere und gegen die „Reaktion". Er wirft ihnen Verrat vor. Verrat, den sie seit Jahren begangen hätten. Damals, als sie Hitler abrieten, im Jahre 1940 noch den Versuch einer Landung in England zu machen. Damals, als sie in Rußland die Nerven verloren hätten; als sie vor und während des Krieges nicht großzügig genug rüsteten und planten; als sie der Invasion nicht Herr wurden, und als sie die Kräfte pflegten, die am 20. Juli 1944 sichtbar wurden. Kein falscher Entschluß, kein unglückliches Ereignis der ganzen Kriegszeit ist vergessen. Alle werden sie aufgezählt, alle werden sie angeführt als Beweis für den „Verrat", den alte Offiziere und die „Reaktion" begangen hätten.

Ich lehne mich gegen diese Gedanken, gegen diese billige Entschuldigung auf. Ganz gegen die Etikette dieser Konferenzen und entgegen der Eigenart gerade dieser heutigen Zusammenkunft werfe ich in einer Atempause ein: „Selbst wenn da und dort Verrat am Werke gewesen sein sollte: wird er nicht mehr als wettgemacht durch die Treue, die Opferbereitschaft, den Mut und den Glauben des deutschen Volkes, das seiner Regierung mehr guten Willen zur Verfügung stellte, als jemals ein Volk zuvor?"

Ich habe mit diesem Einwurf eine unerwartete Wirkung. Dr. Goebbels verläßt das Thema des angeblichen Verrats der Offiziere und wendet sich mit Zynismus und dann mit Wut gegen das deutsche Volk. Er klagt es der Feigheit an. Er beginnt seine Erwiderung gegen meinen Einwand mit den Worten: „Was fange ich mit einem Volke an, dessen Männer nicht einmal mehr kämpfen, wenn ihre Frauen vergewaltigt werden!?"

Dann bricht eine Rechtfertigung seiner und Hitlers Politik los. Es ist nicht mehr die alte virtuose, kalte, berechnende Beredsamkeit. Es ist ein Ausbruch, der mit elementarer Gewalt zum ersten Mal auch Gedanken herausstößt, die bisher immer auf das sorgfältigste verborgen, ja geleugnet wurden.

Denn da heißt es plötzlich: Das deutsche Volk hat versagt. Im Osten läuft es davon, im Westen hindert es die Soldaten am Kampf und empfängt den Feind mit weißen Fahnen.

Das bleiche Gesicht wird zornrot, Adern und Augen quellen vor, als er ausruft, das deutsche Volk habe das Schicksal verdient, das es jetzt erwarte. Und, plötzlich erkaltend, meint er zynisch, das deutsche Volk habe sich dieses Schicksal ja auch selbst gewählt! Bei der Volksabstimmung über Deutschlands Austritt aus dem Völkerbund habe es sich in freier Wahl gegen eine Politik der Unterwerfung und für eine solche des kühnen Wagnisses entschieden. Dieses Wagnis sei halt mißglückt.

Ich springe auf. Ich will ihm ins Wort fallen. Will sagen, daß er selbst und Hitler jener Volksabstimmung nie, niemals den Sinn einer Wahl zwischen Frieden und Abenteurer gegeben habe. Daß beide im Gegenteil stets versicherten, sie wollten nur friedliche Mittel in Deutschlands Existenzkampf verwenden.

Dr. Goebbels sieht meine Geste. Aber er läßt mich nicht zu Wort kommen. Auch er steht auf und spricht weiter: „Ja, das mag für manche Leute eine Überraschung sein. Auch für meine Mitarbeiter. Aber geben Sie sich keinen Illusionen hin. Ich habe ja niemand gezwungen, mein Mitarbeiter zu sein, so, wie wir auch das deutsche Volk nicht gezwungen haben. Es hat uns ja selbst beauftragt. Warum haben Sie mit mir gearbeitet! Jetzt wird Ihnen das Hälschen durchgeschnitten."

Zur Tür schreitend, dreht er sich noch einmal um und schreit: „Aber wenn wir abtreten, dann soll der Erdkreis erzittern!"

Ich gebe zu, daß ich einige Augenblicke fassungslos war, und daß ich den Moment verpaßte, in dem ich noch hätte zu Worte kommen können. Zuviel ließ sich gegen diese Sätze einwenden. Zu schnell war der Mantel der Motive und Argumente abgeworfen worden. Ich wußte nicht, wo ich anfangen sollte, mit Anklage, Rechtfertigung, Forderung oder bloßer Klage.

Dr. Goebbels war weg. Ich sah ihn erst wieder als entkleideten, halb verkohlten Leichnam in einem kleinen Garten im Norden von Berlin, liegend auf einer prächtigen rotgoldenen Flügeltür, genau wie die, die sich eben hinter ihm schloß.

Ich riß die Tür auf, erreichte ihn freilich nicht mehr und mußte den Leiter des Minister-Amtes, Hamel, bitten, mir dringend eine Unterredung mit Goebbels zu beschaffen. Ich wartete eine halbe Stunde, dann erhielt ich den Bescheid, daß ich am Nachmittag wieder vorsprechen solle.

Als ich zusammen mit dem Leiter des deutschen Nachrichtenbüros, Albrecht, aus dem Haus trat, rauschte es über uns, und drüben zwischen den ersten Bäumen des Tiergartens krachte es. Dr. Albrecht glaubte an einen Luftangriff und sah nach Fliegern aus. Ich wußte: das ist der erste Artillerie-Schuß. Er kam von Osten.

Das Feuer nahm zu. Es lag auf dem Regierungsviertel. Wir sprangen durch die Ministergärten zur Wilhelmstraße und gingen dann in die Trümmer des Ministeriums am Wilhelmplatz.

Von dort aus versuchte ich Dr. Goebbels telefonisch zu erreichen. Es gelang nicht. Ich versuchte den Staatssekretär persönlich zu bekommen. Es war unmöglich. Ich versuchte beim OKW und in der Reichskanzlei Aus-

künfte über die Lage einzuholen. Überall fand ich leere Räume, verschlossene Türen oder ratlose Frauen in Vorzimmern. — Viel später erfuhr ich, daß an diesem Tage und zu dieser Stunde die letzte große Lagebesprechung bei Hitler stattfand, daß er selbst in diesem Augenblick zum ersten Mal den Krieg als verloren bezeichnete und seinen Entschluß zum Selbstmord bekannt gab. — So fragte ich, wie schon so oft in den vergangenen Wochen, meine Mitarbeiter im Ministerium und im Funkhaus, wer Berlin noch verlassen wolle. Die meisten waren schon in Nordwest- oder Süddeutschland. Nun gingen noch einige Transporte in Autobussen oder Lastwagen ab. Drei Männer und eine Frau im Ministerium aber erklärten, sie blieben, wenn ich bleiben würde. Die sehr viel zahlreicheren Angestellten des Funkhauses zogen in den guten Bunker, der mit Verpflegung ausgerüstet wurde. Auch Fremde fanden Aufnahme im Bunker oder Keller des Funkhauses.

An diesem Abend mußte ich programmgemäß vor das Mikrophon des Rundfunks treten und sprechen. Vergeblich versuchte ich, meine Gedanken zu ordnen und wie sonst ein Manuskript zu diktieren, nach welchem ich den Vortrag halb frei, halb gebunden zu gestalten vermochte. Ich wurde nicht fertig mit den Worten, die ich am Vormittag von Dr. Goebbels gehört hatte und mit den Aspekten, die sich hinter ihnen eröffneten. Geübt in der Gewohnheit, auch meine Sorgen vor der Öffentlichkeit in Worte zu kleiden, wagte ich es, aus dem Stegreif zu sprechen. Ich versuchte einen Überblick zu geben über den hinter uns liegenden Kampf. Ich hielt mich an die ethischen und moralischen Werte, die mir auch an diesem Tage des Zweifels an allem und jedem unerschüttert schienen, und die auch der Prüfung der späteren Jahre der Gefangenschaft standhalten sollten. Das war der Gedanke an den rei-

nen Glauben und den reinen Willen der Millionen, die den Opfergang dieses furchtbaren Krieges gingen. Im Gedanken an die Selbstentlarvung von Dr. Goebbels betonte ich, daß der ideelle Wert eines solchen selbstlosen Einsatzes auch nicht vermindert würde, wenn er insgeheim und unbemerkt verbrecherisch mißbraucht worden sein sollte.

Ich besaß keinerlei Aufzeichnung über das, was ich damals sagte. Zweieinhalb Jahre später legte man mir in Nürnberg eine Aufnahme dieses Vortrages vor, die sich das Nürnberger Spruchgericht vom Londoner Rundfunk besorgt hatte. Ich war glücklich, dieses Dokument über eine Station meines Weges zu späteren Erkenntnissen zu erhalten. Aber in der Stadt der Meistersinger fand sich ein Beckmesser, ein kommunistischer Journalist, der mir als Ankläger den damals in quälenden Zweifeln erstmals unterstellten Begriff „verbrecherisch" selbst als Verbrechen ankreidete. Einmal erläuterte ich den Zusammenhang, dann gab ich es auf in dem Gefühl, mit Worten keine gepanzerten Ohren aufbrechen zu können.

Den auch an diesem Abend nicht ausbleibenden „Störangriff" verlebte ich in dem Keller meiner halbzerstörten Wohnung in Steglitz, wo ich von zwei Dutzend Hausgenossen mit Fragen bestürmt wurde, die ich nicht mehr beantworten konnte. So legte ich mich zum Schlafen in einen unbenutzten Splittergraben ...

* * *

Am Sonntag, dem 22. April, nahm ich meine Versuche, Informationen zu erhalten, wieder auf. Es ging mir nicht einmal so sehr um Nachrichten über die Lage, als vielmehr um Klarheit über die grundsätzlichen

politischen Dinge, die Goebbels gestern in so neuer Weise beleuchtet hatte.

Aber auch heute stellte ich fest, daß irgendwo irgendwelche Konferenzen abgehalten wurden, doch gelang es mir nicht, einen der Eingeweihten zu sprechen, oder auch nur Näheres über den Gegenstand der Erörterung zu erfahren.

Ich war auf meine eigenen Informationen angewiesen, und die zeigten einen rasenden Fortschritt der Katastrophe. Telefonische Verbindungen nach draußen bekam ich überhaupt nicht. So schickte ich zwei Mann mit dem Auto auf Erkundung. Sie berichteten, daß die Russen schon an Orianienburg vorbei in Richtung Velten gestoßen seien. Die Straße nach Hamburg war noch frei.

Da entschloß ich mich, nach vielen vergeblichen Gängen vor die verschlossenen Türen der Reichskanzlei und in die leeren Zimmer des Auswärtigen Amtes, nun in die Wohnung von Dr. Goebbels zu gehen und dort sitzen zu bleiben, bis er käme.

Als ich gegen sechzehn Uhr in die Einfahrt seines Hauses neben dem Brandenburger Tor einbog, fuhren zwei Wagen zur Ausfahrt hinaus. Sie waren dicht besetzt, und ich erkannte im zweiten Frau Goebbels mit einigen ihrer Kinder. Ich sah sie in die Voßstraße zur Reichskanzlei einbiegen.

Ein halbes Dutzend anderer Wagen stand auf dem Hof der Villa. Ich öffnete die Tür und war im Augenblick umringt von etwa zwanzig Telefonistinnen, Stenotypistinnen und Männern der SS-Wache. Sie bestürmten mich alle schreiend, einige Frauen weinend, mit der Frage, ob ich sie nach Hamburg mitnehmen könne. Die sonst in diesem Haus übliche, etwas steife Etikette machte die Szene noch auffälliger, die Verwünschungen und Flüche noch mißtönender. Eine klare Auskunft konnte ich nicht erhalten.

So ging ich auf die Suche nach irgendeinem, der mir Rede und Antwort stehen könnte. Die Zimmertüren, die Schreibtische und Schränke standen offen. Koffer lagen umher. Endlich fand ich Hamel, den Leiter des Ministeramtes. Er war in Hut und Mantel.

Er sagte mir kurz und bündig, Goebbels habe ihn kommen lassen und ihm erklärt: „Es ist aus. Ich habe keine Befehle mehr für Sie. Die Russen stehen am Alexanderplatz. Ich fahre in den Führerbunker und nehme meine Familie mit."

Hamel fügte hinzu, er fahre nach Hamburg, habe noch einen Platz im Wagen frei und biete ihn mir an. Ich lehnte mit dem Bemerken ab, daß ich auch den Rest meiner Mitarbeiter nicht einfach im Stich lassen könne. So fuhr er mit anderen Begleitern.

Zwei Tage später, als alles anders betrachtet wurde, war diese Abreise plötzlich ein „Verrat" und eine „Flucht". Es wurde mitgeteilt, daß Hamel „gegen ausdrücklichen Befehl" gehandelt habe und von einem Kriegsgericht, dessen Zusammensetzung ich niemals erfuhr, zum Tode verurteilt worden sei. Es sei Vorsorge getroffen, daß dieses Urteil unter allen Umständen noch vollstreckt werde. Gott sei Dank ist das nicht geschehen.

Ich fuhr von Goebbels' Haus wieder zum Ministerium, wo ich mir einen Keller als Büro eingerichtet hatte. Meinen Mitarbeitern erzählte ich meine Erlebnisse und entließ sie mit etwas Geld, Lebensmitteln und dem Rat, sich durchzuschlagen.

Dann suchte ich Werdelmann, den Vertreter des Staatssekretärs Dr. Naumann, auf. Ich erklärte ihm, daß ich meine Rundfunkabteilung aufgelöst habe, nachdem ich schon Wochen vorher gegen den Befehl des Ministers den größten Teil meiner Mitarbeiter in kleinen Trupps unter verschiedenen Vorwänden abgescho-

ben hätte. Ich wolle nichts zu tun haben mit dem übrigen Ministerium, dessen Chef seine Leute eisern zusammenhalte, ihnen im Gegensatz zu allen anderen Ämtern die Abreise aus Berlin verbiete, um sie dann in der entscheidenden Stunde im Stich zu lassen. Da mir im Ministerium keine Befehlsgewalt zustehe, ginge ich ins Funkhaus, um dort zu zeigen, wie man eine Sache anständig zu Ende führe: Erst wolle ich die kleinen Leute entlassen und nach Möglichkeit versorgen, um dann als letzter aus dem Büro zu gehen.

Ich bat Werdelmann, dies seinem Chef auszurichten, wenn er ihn noch einmal zu sehen bekomme.

Schnell wollte ich mir noch ein Bild der militärischen Lage verschaffen. So fuhr ich zum Alexanderplatz, wo die Russen schon stehen sollten. Die Straßen waren menschenleer. Die feindliche Artillerie streute das ganze Stadtzentrum ab, und die breite Straße Unter den Linden war so ungemütlich, daß ich kleine Nebenstraßen vorzog. Über frisch gestürzte Trümmer und um Trichter, über zerfetzte Leitungsdrähte und um zerschossene Fahrzeuge suchte ich mühsam meinen Weg. Der Alexanderplatz lag leer. Nur um den Eingang zum Bunker wimmelten Menschen. Ich erfuhr, daß Tausende seit Tagen in diesem Bunker saßen, der nur zur Aufnahme von Hunderten für einige Stunden bestimmt war.

In der beginnenden Dämmerung loderten überall Brände, um die sich niemand kümmerte. Bei vorsichtiger Weiterfahrt kam ich zwischen Danziger Straße und Ringbahn in einen deutschen Angriff gegen russische Panzer: Eine Handvoll Soldaten mit Panzerfäusten ging in Deckung der Häuser vor. Ein Panzer explodierte, die anderen stoben auseinander. MG's fielen ein, ein paar weitere Wohnhäuser fingen Feuer.

Ich sprang zu meinem BMW zurück, den ich in einer Toreinfahrt versteckt hatte, mußte noch allein ein Rad wechseln und fuhr dann geradewegs die Ost-West-Achse zum Funkhaus.

Dort erwartete mich die Mitteilung von Dr. Goebbels, ich solle mich sofort nach Hamburg begeben und die Leitung des Rundfunks übernehmen.

Ich rief die leitenden Herren der Reichsrundfunkgesellschaft zusammen, an der Spitze Direktor Voß. Ich bat ihn, mit der Entlassung der restlichen Mitarbeiter zu beginnen und die vorhandenen Fahrmöglichkeiten auszunutzen. Offen schilderte ich ihnen meine Beobachtungen von der unwürdigen Form des Abschieds von Goebbels.

Nur unter Zweifeln setzte ich mich dann an das Steuer meines Wagens und ließ mich von den Wellen einer wilden Flucht, die alles mit sich riß, einige Kilometer der Heerstraße hinaustragen. Noch einmal spie die gequälte Stadt Wagen aus ihren letzten Schlupfwinkeln auf die einzige, noch freie Ausfallstraße, die nach Nauen. Nach wenigen Minuten war mir klar, daß ich trotz meines doch sinnlosen Auftrages nicht in diese Kolonne gehöre, sondern ins Funkhaus. So kehrte ich um und wollte bleiben.

Im Rundfunk wickelte sich die Auflösung mit vorbildlicher Ruhe ab. Wer wollte, durfte natürlich im Bunker bleiben. Zur Unterstützung des Direktors bat ich den Kriegsberichter Oberleutnant zur See Schwich, bis zuletzt zur Verfügung zu stehen.

Gegen acht Uhr rief mich plötzlich der Staatssekretär Dr. Naumann an. Er teilte mir mit, es seien politische Entschlüsse von großer Bedeutung gefaßt, ich möge ihn aufsuchen. Ich tat das und hörte folgendes:

Hitler habe befohlen, den Kampf im Westen vollständig einzustellen; dadurch seien die Verhandlun-

gen, die bisher Himmler mit den Westmächten geführt habe, entscheidend gefördert worden. Ribbentrop habe sie übernommen und sei zu ihrem formalen Abschluß abgereist. Das Ziel sei, die Oder zur Grenze zu machen zwischen der Besatzung durch Ost und West. Die Russen seien nur an dem schmalen Abschnitt vor Berlin durchgebrochen, der Norden wie der Süden der Ostfront halte stand. Vom Westen her seien zwei noch kampfkräftige Armeen im Anmarsch, die Berlin schon in wenigen Stunden Entlastung bringen würden. In einigen Tagen könne überdies eine Panzergruppe von Generalfeldmarschall Schörner erwartet werden, der sich besonders hoffnungsvoll über die Möglichkeit einer Wiedergewinnung der Oderlinie ausgesprochen habe.

Unter diesen Umständen komme es darauf an, nur wenige Stunden in Berlin auszuhalten. Maßnahmen zur Abwehr seien in aller Eile getroffen. Kampfgruppen seien aufgestellt, von denen die Gruppe Bärenfänger die ersten Erfolge errungen habe. Morgen würden deutsche Jagdflugzeuge den Raum über Berlin freihalten. Die Angriffe von Westen seien schon eingestellt. Wie weit der Westen den Kampf gegen Osten fördere oder gar unterstütze, sei eine Frage der Verhandlungen Ribbentrops. Daß er ihn dulde, sei bereits Tatsache.

Gegenstand der heutigen Verhandlungen sei auch die Frage gewesen, ob Hitler unter diesen Umständen in Berlin bleiben solle, der „einzig gefährdeten Stelle zwischen Elbe und Oder". Göring, Keitel, Dönitz, Ribbentrop und Himmler seien dafür gewesen, daß Hitler die Stadt verlasse. Allein Goebbels habe ihn gebeten, dazubleiben, und Bormann habe sich der Bitte angeschlossen. Hitler habe sich entschieden, Berlin nicht zu verlassen. Alle führenden Militärs seien hinausgeschickt

worden, um die verschiedenen Entsatzarmeen zu höchster Eile anzutreiben.

Ich erspare es mir, diese Mitteilungen, die mir Dr. Naumann am Abend des 22. April 1945 machte, mit dem Maßstab der Wahrheit zu messen und nachzuprüfen, inwieweit Naumann seine Mitteilungen in gutem Glauben machte oder nicht. Ich kann nur die Tatsache feststellen, daß er mir erklärte, er habe selbst an den tagelangen Besprechungen bei Hitler teilgenommen, die alle diese Ergebnisse gezeitigt hätten. Deshalb komme ich zu dem Schluß, daß sich Naumann, ebenso wie Goebbels, in voller Kenntnis des wahren Sachverhalts dazu hergegeben hat, in einer tatsächlich verlorenen Situation durch falsche Hoffnungen noch das Letzte an Kraft aus einer gänzlich erschöpften und verzweifelten Bevölkerung herauszulocken.

Gewiß steht heute fest, daß Hitler an diesem 22. April, nach der Verzweiflung des Vortages, neue Hoffnung schöpfte; daß er die Möglichkeiten der sich eben auf dem rechten Elbeufer bildenden, nicht motorisierten und schlecht bewaffneten Armee Wenk überschätzte, daß er die Kampfkraft der von Osten nach Berlin hereinflutenden Versprengten falsch beurteilte; daß er den zwei in Potsdam stehenden Divisionen zuviel Bedeutung beimaß; ja, daß er der an der Oder fast eingeschlossenen 9. Armee den Rückzug verbot, weil er noch von der Möglichkeit einer Wiederherstellung der Oderfront träumte. Aber in vielen, vielen seither geführten Gesprächen mit allen überhaupt nur erreichbaren Akteuren jenes Dramas hat sich auch nicht ein einziger Anhaltspunkt für die behaupteten Abmachungen mit den westlichen Alliierten gefunden. Auch die Besprechungen, die Schellenberg, ein Mann Himmlers, über Schweden führte, können keine Unterlage für so weitgehende Behauptungen gebildet haben, denn erst

am nächsten Tage, dem 23. April, übergab Himmler in Lübeck dem Grafen Bernadotte das schriftliche Angebot einer Kapitulation vor dem Westen, deren Ablehnung Bernadotte nach seiner Rückkehr aus Stockholm am 27. April meldete. Und erst am Abend des 28. April brachte Lorenz, ein Gehilfe des Reichspressechefs, die erste ausländische Pressemeldung über diese Verhandlungen Himmlers zu Hitlers Bunker. Eine Meldung, die dann äußerste Empörung ausgelöst haben soll.

Mir persönlich erläuterte Dr. Naumann noch, daß die gestrige Ansprache des Ministers vor seinen Mitarbeitern nur aus einer tiefen Depression zu erklären sei, und daß Hamel die heutige Weisung von Goebbels mißdeutet habe.

Auf Naumanns Bitte zog ich wieder in mein Keller-Büro im Ministerium. Meine drei Mitarbeiter fanden sich auf geheimnisvolle Weise wieder bei mir ein. Ja ich veranlaßte, daß einige zur Abfahrt nach Schleswig-Holstein bereitstehende Autobusse mit Angestellten des Auslandrundfunks nicht abfuhren. Ich glaubte es nicht verantworten zu können, daß sie sich heute nacht den Gefahren aussetzten, die doch morgen schon verringert sein müßten.

* * *

Hier hebt, wie ich meine, der schrecklichste Teil der Tragödie an, die ich miterlebte, der Tragödie des bösartigen Mißbrauchs aller guten Eigenschaften anständiger Menschen. Diese Tragödie ist tausendmal schlimmer als die eines Schiffes in Seenot, das mit arglistig versetzten Seezeichen vollends ins Verderben gelockt wird.

In den sonntags noch verlassenen Ruinen am Wilhelmplatz begann am Montag, dem 23. April, ein neues Le-

ben. Drei Kompagnien Volkssturm, darunter eine vom Rundfunk, zogen ein in den Keller des Thüringenhauses, des Bankhauses Wassermann und des Hauses von Goebbels. Sie waren verhältnismäßig gut ausgerüstet und standen unter Führung ehemaliger Offiziere. In dem ziemlich intakten Gebäude der neuen Reichskanzlei bildete sich eine Kampfgruppe der SS, deren Kommandeur, Standartenführer Mohnke, so etwas wie Befehlshaber des Stadtkerns wurde, neben dem eigentlichen Kommandanten von Berlin. Er zernierte die innere Stadt. Nur mit Ausweisen von ihm durfte man herein oder hinaus.

In dem riesigen Komplex des Luftfahrtministeriums tauchten tausende von Soldaten auf, aus denen ganze Regimenter entstanden. Der frühere Bunker des zerstörten Hotels Kaiserhof, den Goebbels für seine Gauleitung beschlagnahmt hatte, wurde zum Stützpunkt einer Volkssturm-Einheit. Der Notbunker, der in der ausgebrannten Kirche in der Mauerstraße entstanden war, beherbergte ein Polizeibataillon. Weitere Streitkräfte der Polizei lagen nördlich der „Linden".

In den Außenbezirken der Stadt griffen die Kommandanten der verschiedenen Kampfgruppen Soldaten und ehemalige Soldaten auf.

Das verzweifeltste aller verzweifelten Mittel aber war der Einsatz der Hitler-Jugend. Fünfzehn-, ja manchmal zwölfjährigen Jungen wurde notdürftig die Panzerfaust erklärt, offenbar die einzige Waffe, mit der Berlin verteidigt werden sollte. Es wurde ihnen gesagt, daß es sich nur darum handle, einige Stunden auszuhalten. In den blassen, nervösen Gesichtern der unterernährten Kinder der meistbombardierten Stadt der Welt glomm ein Feuer auf, ein Feuer, das sie zu Tausenden verzehrte.

Damals erschien vielen gerade dieser Einsatz der Kinder als ein Beweis für die Glaubwürdigkeit der Gründe, mit denen die Regierung eine letzte Kraftanstrengung nur für wenige Stunden forderte. Heute stellt er sich dar als der Gipfel eines zynischen Verbrechens. Ein Verbrechen, das nicht in der Treue und der sich selbst nicht schonenden Opferbereitschaft des Jugendführers Axmann lag, sondern bei denen, die ihm diesen Einsatz als notwendig und sinnvoll darstellten.

Diese Hitlerjugend war das eigentliche Rückgrat der Verteidigung Berlins, soweit überhaupt von einer solchen gesprochen werden kann. Denn in Wahrheit handelte es sich mehr um die verlustreiche Verhinderung der kampflosen Besetzung als um einen ernsthaften Widerstand gegen die Rote Armee, die ab Dienstag, den 24. April, praktisch von allen Seiten gleichzeitig in die Stadt eindrang.

Die eigenen Nachrichten, die ich über dieses Vordringen sammeln konnte, waren spärlich und lückenhaft. Untere Kommandostellen, bei denen der Journalist sonst die Zuverlässigkeit der Mitteilungen von Oberkommandos nachprüfen konnte, waren so gut wie unerreichbar. Ein Verbindungsmann, der den Kampfkommandanten der Stadt besuchte, kam manchmal erst nach einem Tage zurück.

So blieb als Hauptquelle der Information nur das Berliner Ortstelefon. Es wurde zwar von Tag zu Tag und von Stunde zu Stunde mehr zerstört, aber manchmal bekam man doch auch Verbindungen in bereits besetzte Stadtteile. Ja ich erlebte durch das Telefon einmal das ganze Drama eines letzten Widerstandes und einer Besetzung samt all ihren so schrecklichen Begleiterscheinungen.

Von meinem Blickpunkt aus gesehen schloß sich zunächst die westliche Lücke im Ring um Berlin, nachdem der erste, stürmische Vormarsch vom 22. April die Stadt doch nicht von Nordosten aufgerollt hatte. So wurde am 23. die Besetzung von Nauen gemeldet. Ein starker russischer Vorstoß überspülte dann die südlichen Vororte und führte bereits am 25. April bis Tempelhof.

Für uns hatte dies die Folge einer Artilleriebeschießung nicht nur von Norden und Osten, sondern auch von Süden. Da unser Keller nicht unter der Erde lag, gab es manche Unannehmlichkeiten.

Als letzter Flughafen hatte bis zum 24. April der von Gatow zur Verfügung gestanden. Nun sollte ein neues Rollfeld an der Ost-West-Achse im Tiergarten geschaffen werden. Die Gauleitung erhielt den Auftrag, die Bäume rechts und links der Straße zu fällen. Es sollte mit äußerster Beschleunigung gearbeitet werden, da „größere Verbände von Luftlandetruppen erwartet würden". Beim Fehlen aller Hilfsmittel dauerte die Arbeit tagelang. Als sie beendet war, landeten ein oder zwei Dutzend Marinesoldaten. Am 26. April ging dort Hanna Reitsch mit Ritter von Greim nieder, der als Görings Nachfolger die Führung der Luftwaffe übernehmen sollte. Es landeten und starteten einige Transportmaschinen, die Munition brachten und Verwundete abholten, für einen kurzen Besuch auch der Minister Speer und einige andere. Im übrigen aber diente dieser Notlandeplatz nur der Abholung einiger Persönlichkeiten aus der Reichskanzlei. Er wurde durch Granaten und Bomben sehr bald unbenutzbar. Als Hanna Reitsch mit Greim am 29. April wieder aufstieg, mußte sie als Flugkünstlerin mit einem kleinen, noch gerade benutzbaren freien Fleck am Brandenburger Tor auskommen.

Das Charakteristische der letzten Kampftage war die völlige Ungewißheit, wo die Russen standen und wo noch eine Gruppe deutscher Kräfte kämpfte. Vom Funkhaus aus schickte man Spähtrupps in Richtung Reichssportfeld oder Grunewald. Nur durch Augenschein konnte man sich überzeugen, ob der Sender Tegel noch frei war. Als er verloren ging, versuchte man einen Kleinst-Sender im Hotel Adlon einzurichten. Er hat seine Arbeit nicht mehr aufnehmen können.

Am 28. April stießen die Russen, von Spandau kommend, am Knie vorbei, so daß die Verbindung zum Funkhaus abriß. Einige Männer des Rundfunks saßen im Bunker am Tiergarten. Auch sie mußten durch russische Linien hindurch einen Spähtrupp zu uns schikken, um etwas über die Lage am Wilhelmplatz zu erfahren. Der Kampfkommandant saß im Reichstag, aber auch im Tiergartenbunker etablierte sich ein solcher.

Wir selbst konnten nur durch Augenschein erkunden, ob sich das Hallische Tor noch in unserer Hand befand oder der Anhalter Bahnhof, der mehrfach seinen Besitzer wechselte. Auch ob die Russen schon über die Potsdamer Brücke — ein paar hundert Meter vom zentralen Potsdamer Platz — gedrungen waren, ließ sich nicht anders feststellen.

Erstaunlich lange, nämlich bis zum 29. April, funktionierte die Rundfunkleitung Berlin-Hamburg durch die russische Besatzung hindurch. Über sie lief ein künstlerisch vollendetes, aber politisch ganz falsch orientiertes Programm aus dem umschlossenen Berlin auf die noch nicht besetzten Sender. Man konnte auf der Leitung auch sprechen. Aber da sie im Funkhaus endete, ließ sie sich in den letzten Tagen nicht mehr zum Wilhelmplatz durchschalten. Schließlich fielen sogar meine Telefonverbindungen mit dem Bunker in der Reichskanzlei aus. Man mußte, wenn man etwas

wissen wollte, selbst über die Straße gehen. Als das Artilleriefeuer heftiger wurde, als die Russen von Süden die Wilhelmstraße entlang schossen und als sich einige Scharfschützen in den Ruinen des Finanzministeriums eingenistet hatten, von wo sie nicht zu vertreiben waren, mußte man die paar hundert Meter springend überqueren.

Wie oft habe ich diesen Weg gemacht! Versuchte ich doch immer noch die Unterredung mit Dr. Goebbels herbeizuführen, die seine Worte vom 21. April notwendig machten und die eine Lage wie die gegenwärtige wohl erfordert hätte. Aber er ließ sich telefonisch nicht sprechen. Kam ich selbst, so wurde ich auf der ersten Treppe zum Bunker Hitlers höflich aber bestimmt aufgehalten. Es kam dann irgend ein Adjutant und setzte sich mit mir in den Speisesaal der Alten Reichskanzlei, dessen Dach von Tag zu Tag mehr abbröckelte. Ließ ich dann Dr. Goebbels die Bitte übermitteln, daß er sich doch einmal wieder im Ministerium sehen lassen möge, so ließ er mir das Versprechen mitteilen, er werde sicher kommen. Mehrfach gab er genaue Termine an. Aber er kam nicht.

Die einzige Verbindung zum Bunker, in dem Hitler und Goebbels saßen, war der Staatssekretär Dr. Naumann. Er kam — immer nur auf Minuten — regelmäßig und berichtete über die Lagebesprechungen, die zwei, fünf, ja zehn Stunden bei Hitler gedauert hätten.

Er brachte die Informationen, die besagten, daß die Armee Wenk bei Treuenbrietzen stehe, bei Potsdam, in Babelsberg, ja in Lichterfelde, wo sie die Russen angeblich im Rücken angriff. Einmal ließ er durch die Propaganda-Abteilung Flugblätter drucken mit einem Aufruf an die Soldaten der Armee Wenk. Sie sollten sich bei dem letzten Stückchen Weg zur Befreiung Ber-

lins beeilen. Die Flugblätter wehten über das ganze Stadtgebiet und gaben manchem Gutgläubigen noch eine letzte Hoffnung.

Naumann brachte Berichte über die Fortschritte der von Norden herankommenden „Entsatzarmee" und über die Hilfe, die in Gestalt einer besonders starken Panzergruppe von Schörner aus Sachsen nahe.

Heute weiß ich, daß die Armee Wenk wohl über Treuenbrietzen hinausgekommen ist, am 27. April mit kleineren, vorgezogenen Verbänden sogar Ferch am Schwielowsee erreichte und die Verbindung mit den in Potsdam kämpfenden Divisionen aufnahm. Aber dieser Vorstoß glückte nur, solange er sich durch einen relativ leeren Raum bewegte. Als er erst einmal die Aufmerksamkeit der Russen auf sich gelenkt hatte, wurde die Armee Wenk nach einem sehr ungleichen Kampf in den Wäldern südlich Berlins zerschlagen. Mit ihr gingen die Reste der 9. Armee unter, die viel zu spät die Erlaubnis erhalten hatte, sich aus ihrer hoffungslosen Einkreisung an der Oder bei Frankfurt nach Westen durchzuschlagen.

Die große Hoffnung aus dem Norden aber, die sogenannte Armee Steiner, durfte ein über die damalige Lage Unterrichteter niemals ernsthaft als einen Faktor von irgendwelcher Bedeutung in seine Rechnung aufnehmen. Steiner war Kommandeur des südlichen Korps der 3. Armee, die nördlich anschließend an die zunächst angegriffene 9. Armee die Oderfront bildete. Die eine der zwei einzigen, ihm zur Verfügung stehenden Divisionen hatte er an die bedrohte 9. Armee abgeben müssen, die andere an Berlin. Mit einigen ihm verbliebenen Bataillonen errichtete er eine schwache Sicherung gegen den südlich von ihm liegenden Raum des russischen Einbruchs. Auf den Befehl zum Angriff zog er diese dünne Linie zwei oder drei Kilometer in

Richtung auf Oranienburg vor, eine Bewegung, die die Russen sicher kaum bemerkten und die sie nicht störten. Dann gab Steiner das gänzlich aussichtslose Unternehmen auf. Die 3. Armee, der er angehörte, konnte ihm keinerlei Truppenkräfte zur Verfügung stellen. Schon am 25. April war auch ihre Front unter einem russischen Angriff zusammengebrochen.

Damals aber waren diese und ähnliche Angaben das Mittel, um aus den Stunden, für die Widerstand geleistet werden sollte, Tage und schließlich eine ganze Woche zu machen. Und was für eine Woche war das! Die Bevölkerung Berlins saß im Keller und Bunkern. Noch am 23. sah ich vor einzelnen Lebensmittelgeschäften, die ihre letzten Vorräte hergaben, Schlangen von Menschen stehen, meist Frauen. Zufallstreffer von Granaten oder kleinen Luftbomben rissen Lücken in eine solche Schlange, die ich am 21. April in der Kantstraße in Charlottenburg sich an eine Hauswand drücken sah. Man schaffte die Toten beiseite, man versorgte die Verwundeten notdürftig. Dann schloß sich die Lücke wieder, denn wer etwas zum Leben haben wollte, durfte den Tod nicht fürchten.

In den überfüllten öffentlichen Bunkern herrschten beispiellose Zustände. Verpflegung fehlte, es gab kein Licht und keine Kanalisation.

Der Tod ging um in jeglicher Gestalt. Die Erd- und Luftwaffen des modernen Krieges suchten und fanden ihre Opfer. Krankheit und Hunger taten das Ihre. Entfesselte menschliche Leidenschaften wüteten. Angst und Gram trieb viele, viele zum Selbstmord.

Aber es gab noch andere Todesarten, die aus dem Wahnsinn geboren wurden: die Exekution in jeglicher Form. Um den hermetisch abgeschlossenen Bunker Hitlers geisterten die Worte Feigheit und Verrat. Diese Gespenster trieben ihr Wesen in den Berichten

Dr. Naumanns, sie tauchten in Erzählungen von Bade und Lorenz auf, die als Mitarbeiter des früheren Reichspressechefs im Bunker aus- und eingehen konnten, und sie spukten in den Gesprächen der SS-Wachen der Reichskanzlei.

In eiserner Konsequenz der Behauptung, daß es nur um Überwindung einiger, und dann nochmals weniger Stunden gehe, wurden Soldaten und Offiziere, die auch nur den Anschein einer Pflichtverletzung erweckten, vor ein Kriegsgericht gestellt und erbarmungslos erschossen oder öffentlich gehenkt.

Hitlers Adjutant und Schwager, Fegelein, ein alter Mitarbeiter Himmlers, fuhr am 27. April ohne seinen Fahrer in die Wohnung, um Zivil anzuziehen und sich dann offenbar zu Himmler nach Hohenlychen durchzuschlagen. Er wurde beobachtet, bei der Ausfahrt aus Berlin festgenommen, in der Nacht des 28. vernommen, zum Tode verurteilt und am frühen Morgen des 29. April erschossen. Das Exekutionskommando lag im Garten der Villa von Goebbels. Es hatte viel Arbeit.

Himmler, den mir Dr. Naumann noch am 22. April als den verdienstvollen Unterhändler geschildert hatte, war genau sechs Tage später ein geächteter Verräter. Göring, der allen Grund hatte, sich nach Hitlers Ankündigung des Selbstmordes vom 21. April im Besitze aller Vollmachten zu wähnen, wurde schon am Morgen des 24. als „Verräter" verhaftet. Der Anstoß hierzu, von dem er mir später selbst noch berichtete, war die ihm von seinem Vertreter im Führerhauptquartier, General Koller, persönlich überbrachte Mitteilung, daß Hitler ihn, Göring, am 22. April als den gegebenen Unterhändler bezeichnet habe. Als Göring vor jeder Folgerung aus dieser Mitteilung zur Sicherheit noch einmal telegraphisch rückfragte, wurde ihm dies als Rebellion ausgelegt.

Speer, der am 23. April noch einmal, stürmisch begrüßt, in das fast schon umschlossene Berlin gekommen war und stundenlang mit Hitler gesprochen hatte, war plötzlich suspekt. Ja — wer war es denn nicht?

Inmitten dieses Hexenkessels saß ich als Rundfunkleiter ohne Verbindung zu meinem Rundfunk, ja, sehr bald schon ohne die Möglichkeit zu hören, da die Empfangsanlagen zerstört waren und unser Not-Strom-Aggregat immer wieder zerschossen wurde.

Von dem großen Gebäudekomplex des Propaganda-Ministeriums zwischen Wilhelmstraße, Wilhelmplatz und Mauerstraße stand zu Beginn der Beschießung Berlins noch ein erheblicher Teil. Zu ihm drängte sich vom 23. ab eine große Zahl von Dienststellen und Einzelpersonen, vor allem das deutsche Nachrichtenbüro und eine Anzahl von Journalisten, aber auch versprengte Soldaten, Flüchtlinge, Verwundete und die kleinen Angestellten der umliegenden Ministerien, die plötzlich in leere Amtsräume gekommen waren. Sie wurden zunächst in leidlich geschützten Teilen der oberen Stockwerke untergebracht. Dann rückten sie im Parterre zusammen. Schließlich wurden sie alle mit in den Keller gepreßt.

Das Haus über uns sank immer mehr zusammen. Einige Teile mußten wir ausbrennen lassen. Nur die Brände über den Kellern wurden nach Möglichkeit der immer primitiveren Hilfsmittel bekämpft. Trotzdem stieg die Hitze in den Räumen auf über vierzig Grad Celsius. Daher wurden die vermauerten Fenster wieder aufgebrochen.

Die Küche stand in einem Mauerwinkel im Freien. Bei ihr gab es mehrere Todesopfer. Ein Friedhof wurde im Garten des gänzlich zerstörten Palais Leopold angelegt. Bald beklagten sich einige Männer, daß dort auch mehrere hohe Beamte bestattet wurden, die

Selbstmord begangen hatten. Sie gehörten — so meinte man — nicht neben diejenigen, die in Erfüllung einer Pflicht gefallen waren. — So ernst und streng nahmen es die, die damals in Berlin kämpften, Posten standen, Essen kochten, löschten oder Motoren reparierten. So wenig waren sie Desperados. Für sie war Selbstmord feige Flucht vor der Pflicht, ganz gleich, wer ihn beging. Je höher der Selbstmörder gestanden hatte, um so weniger verziehen sie ihm.

* * *

Am Sonntag, dem 29. April wurden die Nachrichten über die Bewegung der „Entsatz-Armeen" spärlicher. Am 30. April versiegten sie ganz. Auch Dr. Naumann kam nicht mehr aus Hitlers Bunker in unseren Keller, sondern schickte nur über Werdelmann eine Mitteilung, daß er bald kommen werde. Über die Wilhelmstraße herüber sickerte das Gerücht, Hitler habe einen jungen Mitarbeiter mit seinem Testament zu Dönitz geschickt. Bald danach hieß es, Hitler sei tot.

Ich suchte Verbindung mit dem Kampfkommandanten von Berlin, um ihn angesichts der Lage zur Kapitulation aufzufordern. Männer, die ich nach ihm ausschickte, kamen nicht mehr zurück. Später erfuhr ich, daß er sich bereits in russischer Gefangenschaft befand. Ich suchte Verbindung mit dem Oberbürgermeister von Berlin, Steeg, um ihm angesichts der grotesken militärischen Führunglosigkeit die Beendigung des sinnlosen Kampfes vorzuschlagen. Auch er war nicht aufzufinden in dem Chaos von Trümmern, Explosionen und Bränden. Ich begegnete ihm später in der russischen Gefangenschaft und hörte, daß er sich am 30. in dem bereits besetzten Wilmersdorf befand. Einige Tage später stellte er sich freiwillig den Russen.

In der Nacht zum 1. Mai lief ich zu verschiedenen kämpfenden Gruppen der Wehrmacht, der Polizei und des Volkssturms in dem kleinen Viertel zwischen Gendarmen-Markt, Reichstag, Bahnhof Friedrichstraße und Luftfahrtministerium. Ich hatte den Eindruck, daß hier weit über 10 000 Mann standen, ungerechnet die sicher auch 2—3000 Mann zählenden SS-Einheiten in der Reichskanzlei. Mühsam nur arbeite man sich von Stein zu Stein, von Posten zu Posten durch. Alle Straßen, die ich passierte, waren von dem Schein oder Widerschein der Brände erleuchtet. Kein Mensch löschte, aber jeder schoß, weil jeder beschossen wurde. Ich fand keinen General. Einige Majore und dann ein Oberst lehnten jede Eigenmächtigkeit ab, obwohl sie seit einem Tag ohne Verbindung zur Führung waren. Sie erklärten, auf Gerüchte und Ratschläge gäben sie nichts, sie brauchten Befehle.

Als das blutige Rot der Brände zum schmutzigen Grau der Morgendämmerung wurde, kehrte ich in meinen Keller zurück. Ich fand die Nachricht vor, Dr. Naumann könne jede Minute kommen, ich möge mich bereit halten, mit ihm zu sprechen.

Also wartete ich an diesem 1. Mai, und mit mir warteten hundert andere, Beamte des Ministeriums, darunter mehrere Abteilungsleiter, die Kompagniechefs des Volkssturmbataillons, das Dr. Naumann kommandierte, und zahlreiche Journalisten. Wir warteten den ganzen Tag.

Während draußen in der Welt die offizielle Nachricht vom „Heldentod des Führers im Kampf am Brandenburger Tor" schon längst bekannt war, wußten wir, die wir einige hundert Meter von Hitlers Bunker entfernt waren, nichts als Gerüchte. Die amtliche Meldung erhielt ich erst abends vom Sender Hamburg mit dem letzten Glimmen eines Batterie-Empfängers.

Wenige Minuten vor acht Uhr abends kam Dr. Naumann endlich. In einem kleinen Keller-Raum drängten sich dreißig bis vierzig Menschen um ihn. Er sprach kaum drei Minuten. Er sagte: „Adolf Hitler hat gestern nachmittag Selbstmord begangen. Dr. Goebbels liegt im Sterben. Die ganze in der Reichskanzlei liegende Kampfgruppe macht um einundzwanzig Uhr einen Ausbruchsversuch. Dieser steht unter der Führung von Bormann. Die noch vorhandenen Panzer fahren voraus. Ich empfehle allen, auch den Frauen, sich diesem Ausbruch anzuschließen. Abmarsch punkt einundzwanzig!"

Dann verabschiedete er die Anwesenden mit Ausnahme seines Vertreters. Ich blieb ebenfalls und sagte ihm: „Dieser Ausbruch ist Wahnsinn."

„Das ist mir egal."

„Seit wann haben Sie, Goebbels und Hitler uns sehenden Auges in diesen Abgrund geführt? Warum dann noch das Berliner Blutbad? Haben Sie vergessen, daß Goebbels mir oft in Ihrer Anwesenheit schwor, dieser Krieg werde kein Kampf wie der der letzten Goten am Vesuv?"

„Ich habe jetzt keine Zeit zu diskutieren."

„Dann werde ich als Zivilist, jetzt und sofort, die Kapitulation aussprechen. Soldaten und Offiziere werden mir folgen, wenn ich eine kurze Erklärung abgebe."

„Lassen Sie uns Zeit zum Ausbruch."

„Nur, wenn Bormann als Chef des Werwolf den Befehl gibt, daß keine Aktion des Werwolf mehr ausgeführt werden darf, denn auch die Kosten dieses Kampfes müßte das Volk tragen, das nun Ihre falschen Hoffnungen auf den Westen bezahlt."

„Zugestanden. Für die nächsten drei Monate."

„Nein, für immer — und ich brauche Bormanns Zustimmung."

„Kommen Sie mit hinüber."

Wir gingen zur alten Reichskanzlei. Es war gerade eine ruhige Minute, aber im Garten sah ich mehrere helle Brände leuchten. Bormann stand in einer Mauerlücke der Rückfront. Er trug, ebenso wie Naumann, SS-Uniform.

Ein kurzes Gespräch wurde mit eindringlichen Argumenten geführt. Dann rief Bormann einige Männer in SS-Uniform und in Zivil zusammen und erklärte ihnen in meiner Anwesenheit: „Sämtliche Werwolf-Aktionen sind einzustellen. Auch die Vollstreckung von Todesurteilen. Der Werwolf ist aufgelöst."

Ich ging zurück in meinen Keller. Hunderte von Männern und Frauen stürmten auf mich ein, Telefonistinnen, hohe Beamte, deren Frauen und Töchter, Fahrer, Verwundete, Journalisten, SS-Männer, Offiziere, fremde Frauen mit Kindern, die bei uns Schutz gesucht hatten.

„Was ist los?" — „Wo ist die Armee Wenk?" — „Was ist mit Steiner?" — „Was ist mit Schörner?" — „Sollen wir den Ausbruchsversuch mitmachen?" — „Hat sich Hitler gedrückt?!" — „Was tun Sie?"

Mit Mühe schaffte ich mir Gehör. Nüchtern erzählte ich die Tatsachen, soweit man sie mir mitgeteilt hatte, und soweit ich sie darüber hinaus erkennen konnte. Ich sagte, daß ich dem Ausbruchsversuch keine Chance gebe. Ich sähe in ihm nur den Versuch, einen Soldatentod zu finden.

Ich wollte bleiben und dem russischen Oberbefehlshaber unter Darlegung meiner fehlenden Vollmachten als Zivilist die Kapitulation anbieten, da keine der alten Autoritäten mehr vorhanden sei. Ich erwarte für mich persönlich nichts Gutes, glaube aber, daß diejeni-

gen, die bei mir blieben, gleich in die Hand eines höheren Stabes kämen und so den Zufällen einer Gefangennahme im Kampf entgingen. Ich sei der Ansicht, daß die etwa 10 000 Soldaten, Polizisten und Volkssturmmänner, die in der inneren Stadt zurückblieben, meiner Parole zur Kapitulation folgen würden.

Im Lazarett-Keller sagte ich kurz dasselbe. In die stark belegten Keller der neuen Reichskanzlei, ins Luftfahrtministerium und in die vier bis fünf hauptsächlichsten Truppen-Unterkünfte schickte ich entsprechende Nachricht.

Dann schloß ich mich ein und schrieb den Brief an Marschall Schukow. Der Dolmetscher Junius vom DNB übersetzte ihn. Er, zusammen mit Heinrichsdorf, einem Adjutanten von Goebbels, sollte das Schreiben über die Linie tragen.

Plötzlich wurde stürmisch Einlaß verlangt. Es erschien Hitlers letzter Wehrmachtsadjutant, der General Burgdorf. Hochrot im Gesicht, mit glasigen Augen. Bei ihm ein Vertreter des SD, in dessen leichenblassem Antlitz nur die Augen ein irres Leben zeigten. Ich schickte ihn wieder hinaus. Burgdorf blieb allein. Er stand vor der Tür einer Sprechzelle, in der sich mein Techniker befand.

„Sie wollen kapitulieren?"

„Ja."

„Dann muß ich sie niederschießen. Der Führer hat in seinem Testament jede Kapitulation verboten. Es muß bis zum letzten Mann gekämpft werden."

„Auch bis zur letzten Frau?"

Er hatte die Pistole gezogen. Die Tür hinter ihm öffnete sich. Es kostete keine Mühe, ihm die Waffe zu entwinden. Der Schuß ging in die Decke. Er wurde hinausgeführt. Mir berichtete man, daß er sich auf dem Rückweg erschoß.

Inzwischen war es im Keller ruhig geworden. Viele hatten sich dem Unternehmen Bormann angeschlossen, manche versuchten, sich auf eigene Faust durchzuschlagen. Noch mehr Menschen waren neu hinzugekommen. Dicht drängte sich Kopf an Kopf unter der niedrigen, glühendheißen Kellerdecke. Alles wartete in angstvoller Spannung.

Ich ließ Akten ordnen und die restliche Verpflegung verteilen. Irgendjemand entdeckte ein größeres Lager von Alkohol. Vor acht Tagen wäre es uns willkommen gewesen, nun ließ ich es gründlich vernichten. In den Brandgeruch mischte sich betäubender Kognak-Duft.

Gegen Mitternacht kamen die ersten Teilnehmer des Ausbruchsversuchs zurück. Einer von ihnen, der Leiter der Theaterabteilung des Ministeriums, Schlösser, schilderte einen vergeblichen Vorstoß durch den Tiergarten nach Westen und erzählte dann von einem blinden Sturm am Bahnhof Friedrichstraße, der zu einem Blutbad an der Weidendammerbrücke führte. Dort hatte er Bormann und Naumann zum letzten Mal gesehen. Durch den Schacht der U-Bahn und durch ein Chaos von Freund und Feind war er zurückgekehrt.

Übereinstimmend mit den Berichten, die ich in dieser Nacht erhielt, sagte Hitlers Fahrer Kempka später in Nürnberg aus, daß er Bormann beim Hotel Atlas in der nördlichen Friedrichstraße habe fallen sehen. Ein Rest von Zweifel aber bleibt bei dieser Schilderung, da Axmann die Leiche Bormanns in der Invalidenstraße gesehen zu haben glaubt.

Für die in manchen Schilderungen enthaltene Angabe, daß damals in Berlin einige Schächte der U- oder S-Bahn ohne Rücksicht auf die in sie geflohenen Menschen überflutet worden seien, habe ich keine Anhaltspunkte. Ich erhielt um Mitternacht des 1. Mai direkte Mitteilungen von Männern und Frauen, die eben aus

den nordsüdlichen und aus den ostwestlichen Schächten gestiegen waren. Niemand sprach von Wasser. Der Wassereinbruch am Landwehrkanal erfolgte zu einer Zeit, am 2. Mai, da ich diese Stelle schon in russischer Hand sah.

Im Morgengrauen des 2. Mai erschienen die beiden Parlamentäre in Begleitung eines deutschen Obersten und eines russischen Oberstleutnants mit anderen russischen Offizieren. Marschall Schukow ließ mir sagen, daß ich kommen solle. Die Büros und die bei mir befindlichen Personen würden unter dem Schutz seiner Offiziere bleiben. Ich übergab dem russischen Offizier die Reste des Propaganda-Ministeriums mit den notwendigen Aufklärungen über Räume, Akten und die eigenartige Zusammensetzung des großen Personenkreises. Es wurden deutsche und russische Wachen aufgestellt.

Stumm verabschiedete ich mich von meinen Mitarbeitern, dann machten wir uns auf den Weg. Der deutsche und der russische Offizier, die beiden Parlamentäre der Nacht und der Journalist Dr. Otto Krieg, ein blutjunger deutscher Soldat mit einer weißen Fahne und ich.

Unser Ziel war die Philharmonie. Auf einem großen Umweg arbeiteten wir uns durch ein beispielloses Trümmerfeld über den Gendarmenmarkt, zurück durch die Leipziger Straße bis zum Luftfahrtministerium. Dessen Keller waren voll von kampfkräftigen, ja gut ausgerüsteten Soldaten. Sie hatten von meiner Absicht gehört. Sie glaubten nicht an Hitlers Tod und wollten von Kapitulation nichts wissen. Sie nahmen eine drohende Haltung an, und erst das Eingreifen des deutschen Obersten machte uns den Weg frei.

Am Anhalter Bahnhof gingen wir über die Front und stießen in der Dessauer Straße auf den russischen Wagen, der uns nach Tempelhof brachte.

Viele Bilder des Kampfes in zwei Weltkriegen habe ich gesehen. Keines ist auch nur in irgend einer Beziehung dem Bilde vergleichbar, das sich mir auf dem kurzen Weg vom Wilhelmplatz bis Tempelhof bot, der mehrere Stunden in Anspruch nahm. Ich bin auch nicht in der Lage, die Tragödie einiger Frauen zu schildern, die sich mit ihren Kindern durch einen Sprung aus dem Fenster vor dem Zugriff der Hände hinter ihnen retteten.

Übermächtig wurde in mir der Wunsch, eine der vielen, noch einschlagenden Granaten möge mich von diesem qualvollen Anblick befreien. Aber mir war ein anderer Weg bestimmt. Ich hatte noch nicht genug gesehen und erkannt, ich sollte noch tiefer in Unglück und Schuld blicken.

Welche Szenen sich bei der Übergabe einzelner Bunker und Häuser abspielten, das vermag ich nicht zu sagen. Aus Trümmern und Bränden, aus Reihen von Leichen und in den Gesichtern einzelner Toter sah ich, was sich abgespielt hatte.

In Tempelhof hielten wir in einer stillen Seitenstraße vor einem vornehmen Mietshaus gegenüber dem neuen Eingang zum Flughafen. Auf der anderen Seite war ein Wagen vorgefahren, dessen Insaßen, einige Zivilisten, vor uns das Haus betraten. Sie betrachteten meine Gruppe mit einem langen Blick. Dr. Krieg nannte mir die Namen einiger bekannter Kommunisten.

Dann wurde ich von meinen Begleitern — außer dem Dolmetscher Junius — getrennt, und in ein Zimmer im Erdgeschoß geführt, das einmal das Speisezimmer eines wohlhabenden Bürgers gewesen sein mochte. Da saßen und standen fast dreißig russische Offiziere um den Tisch herum, an dem mir ein Stuhl frei gemacht wurde.

Einige einleitende Fragen und Antworten klärten meine fehlende Vollmacht und die Eigenmächtigkeit meiner Handlung sowie den Bezirk, für den ich zu sprechen in der Lage war.

Noch war mir die Persönlichkeit meines Verhandlungspartners nicht klar geworden, als eine Unterbrechung eintrat. Der Offizier mit den silbernen Schulterstücken mir gegenüber wurde hinausgebeten. Später erfuhr ich, daß inzwischen einer der drei letzten Kampfkommandanten von Berlin gefunden worden war, General Weidling. Er konnte mit besserer Legitimation als ich die Kapitulation vollziehen.

In einem Aufruf, in dem alle Bitterkeit über die lügenhaften Angaben von Entsatzarmeen zitterte, forderte er die Kampftruppen in den verschiedenen Teilen Berlins auf, die Waffen niederzulegen. Die Truppen im Zentrum, die schon seit dem Vorabend von meiner Kapitulationsabsicht wußten, folgten der Aufforderung ihres ehemaligen Kommandanten sofort. Nur in Halensee und an wenigen anderen Stellen wurde buchstäblich bis zum letzten Mann weiter gekämpft. Eine in Pankow stehende Gruppe hatte am 30. April einen Ausbruchsversuch geplant. Er war auf Veranlassung, jedenfalls aber im Namen von Goebbels verboten worden. Als diese Truppe am 1. Mai dann tatsächlich antrat, wurde sie von deutschen Arbeitern gestoppt, die ein geschickter russischer Befehlshaber aussandte. Während der in die Länge gezogenen Verhandlungen kam es zu Verbrüderungsszenen zwischen Feind, Truppe und Bevölkerung. Dort löste der Kampf sich in Tanz, Wodka und Jagd auf einzelne Menschen auf, die SS-Uniformen trugen.

Dramatisch gestaltete sich das Schicksal eines riesigen Ausbruchsversuchs, der von den noch recht starken Einheiten im Westen der Stadt unternommen

wurde, und der tatsächlich über die Stadtgrenze hinausgelangte. Um ihn wurde noch bis zum 5. Mai gekämpft.

Ich aber wußte von all dem damals nichts. Ich benutzte die Unterbrechung meiner Verhandlung zunächst, um festzustellen, daß Hitler nicht im Kampf gefallen war, sondern Selbstmord begangen hatte. Ich wollte nach dem, was ich damals erkannt hatte, der Bildung einer Hitler-Legende vorbeugen.

Nach einigem Warten wurde ich von dem Oberstleutnant, der mich begleitet hatte, in ein anderes Haus gebeten. Er sagte, man werde mir ein Glas Tee anbieten. Dann verabschiedete er sich. Zwei Minuten später begann das erste von vielen Verhören, die in Berlin, im Lubjanka-Gefängnis in Moskau und in Nürnberg stattfanden.

Erst am nächsten Tage sah ich Marschall Schukow in einer Villa im Norden Berlins. Er nannte mir die Zahlen und Daten seiner Offensive gegen Berlin und seine Maßnahmen gegen die ganz schwachen deutschen Entlastungsstöße. Mir wurde manches klar, obwohl ich viel einzuwenden hatte gegen seine Vergleiche zwischen der Verteidigung Berlins und der von Moskau.

Mein Angebot einer Aufklärung über die Auflösung des Werwolf und zur Warnung vor Gewalttaten, die nur Deutsche zu büßen haben würden, wurde von Marschall Schukow abgelehnt mit den stolzen Worten: „Wenn wir mit der deutschen Wehrmacht fertig geworden sind, werden wir wohl auch mit einer deutschen Untergrundbewegung fertig werden."

Über das Schicksal Hitlers konnte ich, trotz überaus hartnäckiger Befragung, aus eigener Beobachtung nicht viel aussagen.

Meine Informationen beruhten nicht nur auf den geschilderten Angaben des Staatssekretärs Dr. Naumann

vom Abend des 1. Mai; viel mehr hatte mir am gleichen Tage auch Ministerialdirigent Wilfried Bade, der am 30. April stundenlang in Hitlers Bunker gewesen war, berichtet, unter anderem von der Heirat Hitlers in der Nacht vom 28. zum 29. April und davon, daß Hitler gegen Mittag des 30. April angefangen habe, sich von seinen Mitarbeitern zu verabschieden, auch von ihm, Bade. Gegen sechzehn Uhr habe er sich eingeschlossen, gegen achtzehn Uhr sei sein Tod festgestellt worden. Abweichend von anderen Berichten meinte Bade, Hitlers Leiche sei im Bunker selbst verbrannt worden.

SS-Männer der Leibwache erzählten mir kurz vor ihrer Abfahrt mit Bormann, daß die Verbrennung im Freien erfolgt sei.

Einen sehr viel ausführlicheren Bericht gab mir später der Berliner Chirurg Professor Dr. Haase, der vor Jahren einmal als Vertreter eines Leibarztes Hitler auf Reisen begleitet hatte. Er war längere Zeit in einer Lungenheilstätte bei Berlin gewesen. In der Not der letzten Tage hatte er sich trotz seines Pneumothorax zur Verfügung gestellt und das Lazarett in den Kellern der neuen Reichskanzlei übernommen. Ihn sah ich mehrfach kurz in der Gefangenschaft, bis ich einige Wochen mit ihm in einer Zelle lag.

Er schilderte ebenso wie Bade den Abschied Hitlers von seinen Mitarbeitern. Um vier Uhr nachmittags am 30. April habe er sich mit Eva Braun zurückgezogen, nachdem er seinem Arzt den Auftrag gegeben, das Zimmer in zwei Stunden zu öffnen und seine Leiche zu verbrennen.

Der Arzt, Dr. Stumpfegger, sei um sechs Uhr in das unverschlossene Zimmer getreten. Er habe Hitler erschossen, Eva Braun vergiftet aufgefunden. Nach der Feststellung des Todes habe er Dr. Goebbels und Bormann zu den Leichen geführt. Bormann habe die Leiche

Hitlers in eine Decke schlagen und in den Garten bringen lassen, wo sie mit großen Mengen von Benzin verbrannt worden sei.

Haase gab an, all diese Angaben unmittelbar von dem Arzt selbst erhalten zu haben.

Leider gaben sich die Russen mit dieser Schilderung Haases, die gewiß alles enthielt, was er wußte, nicht zufrieden. Der kranke Arzt hatte sehr zu leiden unter der russischen Vermutung, seine Mitteilungen seien falsch. Erst nach etwa zehn Tagen ließ man ihn in Ruhe.

Eine Bestätigung seiner Schilderung brachte mir die Erzählung eines Zahntechnikers namens Echtmann, der bei Hitlers Zahnarzt Blaschke gearbeitet hatte, und den ich ebenfalls in der Gefangenschaft traf. Er hatte Röntgenaufnahmen von Hitlers Kiefer im Besitz. An ihnen und an eigenen Zahn-Ersatz-Arbeiten erkannte er einen ihm vorgelegten, halbverbrannten Kiefer als den Hitlers wieder. Eine Angabe, die eine Assistentin noch bestätigte.

Es ist mir unklar, warum diese Tatsachen, die ich aus erster Hand erfuhr, nicht längst veröffentlicht worden sind, und zwar zusammen mit den Beweisstücken, die mir natürlich nicht zugänglich waren. Die für mich kontrollierbaren Einzelheiten, die Identität der Person Echtmanns und seiner Assistentin, sowie die Tatsache des Vorhandenseins von entsprechenden Röntgen-Aufnahmen bestätigte mir Jahre später der Zahnarzt Professor Blaschke.

Unverständlich ist mir auch der recht umfangreiche Streit um die Frage, ob man eine Leiche oder gar zwei mit 180 Litern Benzin mehr oder minder vollständig verbrennen könne. Eine Frage, die wohl auf eine Aussage Kempkas über die Schwierigkeit der Beschaffung von Benzin zurückgeht. Ich jedenfalls kann nur fest-

stellen, daß in den Tagen des Kampfes um Berlin mehr Benzin im Propaganda-Ministerium vorhanden war als jemals vorher. Es stammte von geräumten Flugplätzen. Die Menge war angesichts der durch den Beschluß gegebenen ständigen Feuersgefahr sogar beunruhigend groß. Man bot während der Belagerung einige Fässer der Reichskanzlei an. Als diese dankte, wurde das Benzin zum Teil im Tiergarten gelagert. Auch die Vermutung, daß es infolge der Versorgung der beim Ausbruchsversuch mitgenommenen Fahrzeuge zu Ende gegangen sei, läßt sich nicht halten. Als ich etwa am 3. Mai noch einmal in den Garten der Reichskanzlei geführt wurde und dort unter strengster Bewachung zu warten hatte, bis eine Kommission aus den Räumen des Bunkers zurückgekehrt war, sah ich noch zahlreiche Benzintonnen umherliegen. Die eine, die ich mit dem Fuß anstieß, war sicher noch gefüllt.

Am 4. Mai wurde ich in eine kleine Siedlung zwischen Berlin und Bernau gebracht. Man führte mich an eine Leiche, deren Schädel stark verkohlt und deren Körper vollkommen unversehrt war, und an der sich nur ein Rest von Bekleidung befand: ein brauner Uniformkragen mit einem goldenen Parteiabzeichen. In einem feuchten Keller lagen neben einigen Erwachsenen die Leichname von fünf Kindern wie schlafend in ihren Nachthemdchen. Man sagte mir später, daß hinter mir die Leiche einer Frau lag, aber ich habe sie nicht gesehen.

Mir war klar, daß ich vor der Leiche von Dr. Goebbels stand. Bitter empfand ich seinen Ausweg in den Tod als zu billig. Die Fragen, denen er mir ausgewichen war, sind nach großen Umwegen später in Nürnberg nur teilweise beantwortet worden. Dem deutschen Volk aber blieben ungenügende und einseitige Berichte jegliche Aufklärung schuldig.

Im Lubjanka-Gefängnis in Moskau

Über den ersten sechs Monaten, die auf das Ende des Kampfes in der Reichshauptstadt folgten, liegt für mich ein Schleier. Er verdeckt die Erlebnisse, die Gedanken und die Empfindungen dieser Zeit nach dem Zusammenbruch. Die meisten derer, die in ähnlichen Lagen waren, wissen, daß man diesen Schleier nicht gern lüftet, denn er ist der Selbstschutz der Seele vor überstarken Eindrücken.

Aber einige Bilder drängen sich wie Gespenster immer wieder vor. Ich will sie einfangen, schildern und dadurch bannen.

Das erste Problem des Gefangenen in seiner neuen Lage ist nicht die Behandlung, sondern die Tatsache der Unfreiheit an sich. Wer sich trotz freiwilliger Einordnung in eine straffe Disziplin innerlich immer unabhängig und damit selbstverantwortlich fühlte, muß viel lernen, wenn er die Möglichkeit verliert, über sein Kommen und Gehen, sein Tun und Lassen, ja sein Sitzen und Stehen selbst zu bestimmen.

Zunächst hatte ich nach dem Ende der Verhandlungen in Schukows Hauptquartier einer ganzen Reihe von Interessenten zur Verfügung zu stehen zwecks Beantwortung der einzigen Frage: „Wo ist Hitler?"

Immer wieder sagte ich in den nun folgenden Verhören das, was ich wußte. Als die Fragen dringlicher und dann mit verschiedenen Arten von Nachdruck gestellt wurden, merkte ich, daß man bei mir die Kenntnis einer geheimnisvollen Flucht Hitlers vermutete. Voller Mißtrauen stand man wohl auch allen Angaben

über die Leichenverbrennung gegenüber, die man offenbar für den Teil einer groß angelegten Täuschung hielt.

Da alle meine Angaben mindestens aus zweiter, einige sogar nur aus dritter Hand stammten, konnte und wollte ich diese Vermutungen nicht widerlegen, aber ich wies auf ihre Unwahrscheinlichkeit hin, angesichts der Glaubwürdigkeit der vorliegenden Mitteilungen und der zwingenden Logik einiger psychologischer Überlegungen. Anfangs gab ich mir Mühe, den mißtrauischen Fragestellern ihren Verdacht auszureden. Als die weiteren Fragen aber nicht etwa an den theoretisch denkbaren Lücken meiner Angaben und Schlußfolgerungen ansetzten, sondern am primitiven Unglauben haften blieben, wurde ich müde und zuckte nur noch die Achseln. Schließlich erlahmte sogar das Interesse an der erstaunlichen Vielfalt der Formulierungen der Frage nach Hitlers Verbleib. Ich verstummte völlig.

Nach etwa zehn Stunden dieses Spieles mit wechselnden Partnern und in verschiedenen Quartieren in Tempelhof und Johannistal, wurde ich zusammen mit Heinrichsdorf, einem meiner Parlamentäre der vergangenen Nacht, in einen kleinen Autobus geladen. Es ging in die Dunkelheit. Zunächst erkannte ich eine ostwärtige Richtung, verlor aber bald die Orientierung. Es ging kreuz und quer. Stundenlang. Jede Unterhaltung war verboten.

Bei einem Stop im Walde wurde ich aufgefordert, auszusteigen. Ein Soldat ging voran, neben mir ein Offizier.

Nach fünfzig oder hundert Schritten wurde Halt geboten. Im selben Augenblick fühlte ich einen leichten, kühlen Druck im Nacken. Gleichzeitig ertönte die Frage: „Wo ist Hitler?"

Meine Nerven waren dieser Überraschung wohl nicht gewachsen, denn ich lachte krampfhaft auf. Die Pistole wurde zurückgezogen, und der Offizier fragte: „Warum lachen Sie?"

„Weil Sie diese Szene mit mir im finstern Walde spielen. Wissen Sie nicht, daß Sie Berlin erobert haben und daß Sie mich Unter den Linden erschießen könnten? Meinen Sie mehr zu erfahren, wenn Sie abdrükken? Mehr als ich weiß?"

Der Russe steckte sein Schießzeug weg und führte mich zum Wagen zurück.

Heinrichsdorf, der das Geschehnis sicher halb beobachtete und halb ahnte, fragte mich flüsternd: „Woher haben Sie diese Ruhe?"

„Wenn man Sie erst müde gefragt hat, werden auch Sie ruhig sein."

Nach langer, weiterer Fahrt kamen wir in ein Quartier in Hennickendorf. Es war eine von allen Bewohnern geräumte Villenkolonie am See. Dort ging das Verhör weiter. Bis zum Morgen. Thema: „Wo ist Hitler?"

Vormittags bat ich zum ersten Mal um etwas zu essen und erhielt eine Fleischbüchse, die mit dem Bajonett geöffnet wurde. Ich aß eine Handvoll und schlief dann ein paar Stunden auf einer Matratze. Zwei Rotarmisten mit Maschinenpistolen im Schoß saßen rechts und links zu meinen Füßen. Sie störten mich nicht.

An diesem Tage wurde mir die alte Frage nach Hitler in neuer Umgebung vorgelegt, nämlich im Garten der zerstörten Reichskanzlei. Die Antworten waren gewiß nicht neu. Dennoch hielt man es wohl für nötig, einen weiteren Bericht niederzulegen und ihn rechtzeitig an ein Flugzeug zu bringen, das in Staaken starten sollte. Ich wurde derweilen auf einem Garagenhof in Charlottenburg abgestellt.

Während des Wartens sah ich in dem Fenster eines gegenüberliegenden, völlig unzerstörten Hauses einen Feuerschein aufleuchten. Unwillkürlich wies ich meine beiden Wachen auf den Brand hin und setzte mich in Bewegung.

Ein scharfer Anruf erfolgte, fünf, sechs Schüsse pfiffen an mir vorbei, ich stand, und dann fühlte ich mich gepackt und zurückgeführt.

Es dauerte vielleicht eine halbe Stunde, bis das hohe Mietshaus in hellen Flammen stand, und bis die ersten Decken einstürzten.

In dieser halben Stunde begriff ich das Problem der Gefangenschaft, der Unfreiheit, von seiner ersten Seite. Ich sollte es später von immer neuen Seiten her kennen lernen.

Gutmütig räumten die russischen Soldaten zwei alten Frauen, die sich als einzige um das brennende Gebäude bemüht hatten, eine Ecke des Garagenhofes ein, wo sie etwas geborgenen Hausrat unterstellten.

Bei der dann folgenden, sehr langen Vernehmung durch Schukow, die mich vor ganz ungewöhnliche psychologische Aufgaben und Erkenntnisse stellte, wurde die ewige Frage nach Hitler nur knapp und korrekt gestellt und beantwortet.

* * *

Während meiner in diesen Tagen häufigen Fahrten zu Verhören fiel mir in Berlin und seiner Umgebung auf, daß fast nur Frauen zu sehen waren. Sie huschten gedrückt im Schatten der Trümmer umher.

Die einzigen Männer, die man bemerkte, bildeten Gruppen von jeweils Tausenden, die über die Landstraße getrieben wurden. In Uniformen aller Art und in Zivil, mit Rucksack, Koffer oder Knüpftuch, mit und

ohne Kopfbedeckung und mit Stöcken in der Hand zogen Junge und Alte in langen Kolonnen nach Osten zu irgendwelchen, mir damals unbekannten Sammelpunkten. In der Abenddämmerung sah man, wie diese Herden von Menschen durch ihre bewaffneten Hüter auf eine Wiese getrieben wurden, wo sie zur Nacht im Freien lagerten. Frühmorgens beobachtete ich einmal den raschen Aufbruch eines solchen Camps.

Immer wieder versuchte ich, den Blick eines dieser Gefangenen zu fassen und wenigstens in seinen Augen zu lesen, wenn ich schon nicht mit ihm sprechen konnte. Der isoliert Gehaltene suchte die Berührung mit dem, der noch in einer Gemeinschaft lebte, und wenn es die Gemeinschaft des Elends war. Aber die Augen dieser Wanderer hatten keinen Blick; sie waren leer.

Kurze Zeit später passierte ein Mann meine Zelle, der wenigstens ein Stück dieses dornenvollen Weges mitgegangen war und mir nun eine lebendige Schilderung gab. Es handelte sich um den Oberst H., der, verhaftet im Zusammenhang mit den Ereignissen des 20. Juli 1944, bei Annäherung der Russen aus dem Gefängnis am Lehrter Bahnhof freikam. Er schlug sich mit einer Gruppe von Leidensgefährten durch deutsche und russische Linien zu seiner Wohnung in der Nähe des Reichskanzlerplatzes. Zunächst blieb er — wie er mir schilderte — unbehelligt. Ein Schild an seiner Wohnung, das ihn als einen Verfolgten des früheren Regimes auswies, gewährte ihm sogar Schutz vor dem Zugriff auf Sachen und Personen, dem er andere ausgesetzt sah. Nach einigen Tagen wurde er von einem russischen Offizier höflich aufgefordert, mit in die Augsburger Straße zu kommen; er werde nur für einige Stunden gebraucht. Aus den Stunden wurden Tage, aber er erfuhr bevorzugte Behandlung: Als man die inzwischen angesammelten etlichen hundert Häft-

linge für einen Fußmarsch aufstellte, durfte H. auf einem Pferdegespann Platz nehmen. Der Weg führte zunächst nach Zehlendorf. Dort bat ein betagter Professor der technischen Hochschule bei einem Aufenthalt in der Nähe einer Pumpe den Wachmann um einen Schluck Wasser. Der Soldat lehnte ab. Daraufhin zog der alte Herr aus seiner Westentasche ein Fläschchen, hob es und sagte: „Prosit, Herr Soldat!" Er trank es aus und fiel sterbend zu Boden. — Das Ziel dieses Trecks war Luckenwalde. Dort angekommen, trieb man die Männer dicht gedrängt an die Wand einer Scheune. Dann schlug man um sie herum Pfähle ein, die mit Latten verbunden wurden. Darüber kam ein flüchtig zusammengeschlagenes Dach. Die Insaßen mußten sich nun hinlegen; über die Hockstellung hinaus durfte sich niemand mehr erheben. Das Geviert der Glieder der übrigens aus vielen Nationalitäten gemischten Gesellschaft war so, daß einige den Verlust ihrer im Schlaf von den Füßen gestohlenen Schuhe beklagten. Verpflegung wurde den Personen am äußersten Rande gereicht und sollte nach innen zu weiter gegeben werden. Das führte natürlich zu großen Unzuträglichkeiten, vor allem, weil die Rationen gering waren und jedes Eßgeschirr fehlte. Wer unterwegs keine Konservenbüchse aufgelesen hatte oder an einer solchen partizipieren konnte, mußte sich Flüßigkeit, so gut es ging, im Hute reichen lassen. — Oberst H. konnte sich, so berichtete er abschließend, unter Berufung auf seine frühere Haft nach einigen Tagen aus diesem „Gefängnis" befreien. Er wurde in einen Keller verlegt. Als er mir zu Gesicht kam, befand er sich in einem mir damals noch unbekannten Zustand der Verwahrlosung.

Spätere Berichte aus erster Hand zeigten, daß einige kleinere Camps bereits in der ersten Zeit gut versorgt wurden, und daß die Russen bemüht waren, die dann

angelegten größeren Lager mit allem Notwendigsten zu versehen. Aber die Zahl der inzwischen Gestorbenen wurde mir als sehr hoch bezeichnet.

Eine andere Besserung konnte ich selbst beobachten. Bei jedem der ersten Verhöre brachte ich die Schrecknisse vor, denen ich deutsche Frauen preisgegeben wußte. Zuerst hatte man diese Klagen mit der Bemerkung „Greuelmärchen" und mit einer verächtlichen Geste abgetan. Verzweifelt schilderte ich auch denen, die es nicht hören wollten, das, was ich mit meinen eigenen zwei Augen selbst gesehen hatte und verwies auf einige mindestens mißverständliche russische Befehle aus der Zeit vor Beginn der letzten Offensive. Dann machte man eine Gegenrechnung auf, der ich so heftig widersprach, wie es die Umstände zuließen.

Schließlich vermied ich alle Polemik und betonte, daß die Frauen ja nicht im Felde gestanden hätten, und daß der Sieger sich doch als den besseren Menschen bezeichne.

Einige Tage später wurden vom russischen Oberkommando Streifen eingesetzt, die zur Bekämpfung der Vergewaltigungen mit allen Vollmachten ausgerüstet waren. Nach ihrem Einsatz verschwanden die schrecklichen Szenen der ersten Zeit aus dem Straßenbild.

Gleich nach dem Ende der Kämpfe war auch die Entschlossenheit zu bemerken, mit der die Russen an die Beseitigung der Trümmer herangingen. Harte Befehle zwangen die Bevölkerung, alle Fahrbahnen und Gehsteige frei zu machen. Überall sah man meist Frauen an diesem Werk. Auch vorübergehende Passanten wurden für ein paar Stunden an solche Arbeiten gestellt.

Als ich etwa am 8. Mai zum letzten Mal für lange Zeit auf die Straße gebracht wurde, sah ich fast alle Passagen in und bei der Stadt offen. Nur die Brücken

bildeten noch Hindernisse. Um irgendwo bei Tegel einen Wasserlauf zu überqueren, mußten wir lange warten.

Ich sah an den Wagen der Kolonne, in die wir geraten waren, die Trophäen des Sieges. Der eine trug das Signum von Hammer und Sichel mit Lorbeer umrankt. Der Fahrer des anderen hatte für seine Windschutzscheibe einen Kranz goldener Eichenblätter aufgetrieben. Den dritten Wagen schmückten grüne Zweige und rote Fahnen. Ich sah keinen einzigen Fahrersitz ohne einen schönen Teppich. Unter den Planen lugte Hausrat hervor.

Frische Mädchen in schmucker Uniform regelten mit bunten Fähnchen den Verkehr. Sie schienen an ihrem exakten Wenden und Winken selbst Freude zu haben. Hatten sie ihr Pensum stramm ausgeführt, gestatteten sie sich in der Fröhlichkeit zwischen den Trümmern fast immer einen neugierigen und munteren Blick in unseren Personenwagen. Entdeckten sie mein Gesicht, so fuhren sie zurück und erstarrten. Mein neuer Stand, der des Gefangenen, hatte mir wohl schon seinen Stempel aufgedrückt.

* * *

In den ersten Tagen wechselten die Quartiere so rasch wie die Gesichter derer, die mich befragten. Stets handelte es sich um ein Lager in irgend einer radikal geräumten Villa oder Wohnung mit der obligaten Doppelwache. Ein für mich viel zu reichliches Essen wurde damals aus irgend einer Kantine geholt. Immer sorgfältiger wurde ich von anderen Deutschen fern gehalten.

Dann ging es schnell bergab mit mir, und etwa am achten Tage landete ich in dem Luftschutzkeller eines

Mietshauses in Friedrichshagen. Schon als ich den hohen Bretterzaun passierte, der es umgab, und als der Offizier, der mich brachte, wegen seiner offenbar ungenügenden Ausweise draußen am Tor abgefertigt wurde, ahnte ich, daß hier ein „Ruhepunkt" erreicht war.

Etwa sechs Wochen blieb ich in dem feuchten Keller, der mit vier Wänden, Decke und Fußboden möbliert war. Eine Lagerstatt fehlte. Aber eine Wache war da, die man freilich weder sah noch hörte. Sie ging lautlos in dem mit Teppichen belegten Kellergang auf und ab.

Es war sicher nicht die Schuld dieses Mannes, daß es in dieser provisorischen Haftanstalt auch an den gebräuchlichen Gegenständen eines primitiven Lebens, wie etwa einer Decke, fehlte, oder daß die tägliche Scheibe Brot so schmal und das Schälchen mit heißem Wasser, dem „Tee", so klein war und so rasch zurückgegeben werden mußte. Es machte wohl auch den Wachen kein Vergnügen, strengstens darauf zu achten, daß sich kein Gefangener in den Stunden niederlegte, in denen es verboten war, oder in den Stunden stand, in denen er liegen mußte.

Ich bat mehrfach um eine Decke. Sie wurde mir immer bereitwillig versprochen. Aber ich erhielt sie nicht.

Nach einigen Tagen wurde es lebendig in diesem Keller. Es kamen der letzte Oberbürgermeister von Berlin, Steeg, der letzte Kommandeur der Schutzpolizeit, von Heimburg, der Chirurg Professor Dr. Haase und Dr. Otto Krieg, der mich auf dem Wege zum Hauptquartier Schukows begleitet hatte, und den ich nun endlich wiedersah.

Wir rückten in dem feuchten, kalten Keller für böse Wochen als gute Kameraden eng zusammen. Zog es einmal zu sehr durch den fensterlosen Luftschacht und die lockere Tür, dann trieb ich den Hut tief über den Kopf, steckte die eine Hand tief in den Ärmel der an-

deren, bedeckte mich oben mit dem Sommermantel und bekam für die langen Beine ein Stück von Haases Decke ab.

Es muß eine geheimnisvolle Emanation des Menschen geben, die auch den schlechtesten Raum eines längeren Aufenthaltes mit dem Gefühl erfüllt, hier zu Hause zu sein. Wir spürten es, wenn wir nach den meist nächtlichen Verhören zurückkamen, die jetzt ausschließlich im Hause selbst stattfanden.

Bei diesen Vernehmungen saß man — in der schuldigen Distanz — nunmehr einem Oberleutnant gegenüber, der alles wissen wollte und nichts glaubte. Angefangen von den normalen Lebensmittelrationen, die man erhalten und dem Vermögen, das man nicht besessen hatte bis zu den ehrgeizigsten politischen Plänen, die einem durchaus fernlagen. Bot man ihm Gründe der Logik oder Möglichkeiten der Nachprüfung, nahm man ihm auch die letzten vernünftigen Zweifel, dann zog er sich auf die Behauptung zurück: Ich weiß nicht wo, aber ich weiß, daß Sie mir einen Bären aufbinden, denn ich bin ja nur ein kleiner Oberleutnant. Auch über das, was ich vor Beginn des Rußlandfeldzuges von dieser Aktion gewußt hatte, konnten wir uns nicht einigen.

In dem Gefühl „Da kannst du nichts mehr machen" lenkte man dann die Augen auf eine große Photographie in pompösem Rahmen, die die neuen Herren wohl wegzuwerfen vergaßen. Sie mochte den Familienvater der rechtmäßigen Bewohner darstellen. Es war ein Gesicht, so zuverlässig wie das eines Postsekretärs der alten Schule. Dann sehnte man sich aus dessen früherer, jetzt noch warmen Wohnstube in den Keller zurück, in dem er einst wohl die Kartoffeln und Tomaten seines Schrebergartens einzulagern pflegte.

In diesem Keller blühten die schönsten Gespräche: Sehr ernste politische Debatten, weiche und wehmütige Wechselreden über Sorge, Leid und Liebe, tröstende Zusprüche der Lebensweisheit und bunte Erzählungen. Dr. Krieg, der gute Journalist, erwies sich als ein genialer Plauderer. Jeden Abend vor dem Einschlafen bekam er die Aufgabe, ein Erlebnis zu schildern. Er löste sie mit einer von Tag zu Tag wachsenden Meisterschaft. Wie Kindern wandelte sich für uns fünf Männer der schmutzig-feuchte Raum zur Kulisse irgend einer dramatischen Szene, die wir in Genf, Rom, Paris oder sonstwo miterlebten.

Wie danke ich dir, Dr. Krieg, daß du großer Zauberer des leichten Wortes uns etwas abgabst von der Kraft deiner Gelassenheit. Wir sollten sie ja noch so sehr gebrauchen!

In welcher Art von Gefangenschaft wir uns hier befanden, wußten wir nicht. Als ich bei einem Verhör auf den Busch klopfte, hieß es, ich sei bei der Abwehr der Roten Armee. Aber als dann bei einer anderen Gelegenheit einmal ein besonders scharfer Wind wehte und ich mir den Zorn eines Obersten zugezogen hatte, sagte dieser: „Sie vergessen wohl, wo sie sind? Sie sind bei der GPU.! Wissen Sie, was das bedeutet?!"

Einmal wurden wir einzeln aus unserem Keller in die Bel-Etage geholt. Ein Unteroffizier buchstabierte dort von einem Zettel die drei deutschen Worte: „Sie sind verhaftet!"

Daraufhin wurden uns die Haare geschoren. Auch mußten wir von Stund an beim Verlassen unserer Zelle die Hände auf dem Rücken falten. Mir war diese Etikette noch unbekannt. Auf dem Rückweg begegnete mir ein russischer Posten, der mir immer durch einen freundlichen Gruß und eine nette kleine Verbeugung aufgefallen war. Diesmal fuhr er auf mich los und

brüllte mich an: „Hände zurück!" — War ich ein anderer Mensch geworden?

In jenen Tagen machte ich gute Fortschritte in der Kunst, durch meine Wächter hindurchzusehen. Zur Meisterschaft in ihr brachte ich es allerdings erst sehr viel später, als mich der Feind schon abgegeben hatte und als ich diejenigen, denen er Gewalt über mich verlieh, verachten lernte.

Jeder von uns Kellerbewohnern fragte natürlich beim nächsten Verhör nach dem Grunde der Hafterklärung. Ein Leutnant, der etwas Deutsch sprach, verwies uns auf die Nummer eines Paragraphen des Sowjetischen Strafgesetzbuches, gegen den wir uns vergangen hätten. Bei mir war es eine Zahl um 70 herum. Als ich dessen Gültigkeit für mich bestritt, zuckte er die Achseln.

Über die Absichten, die man mit uns hatte, brachten die Verhöre und die Art der uns gestellten Fragen keinen Aufschluß. Einmal handelte es sich zum Beispiel ernsthaft um die Feststellung, ob bei Dr. Goebbels das linke oder rechte Bein das kranke gewesen sei. Ich antwortete, ich hätte eigentlich nie darauf geachtet. Aber wenn ich es mir überlegte, dann schiene es mir das rechte gewesen zu sein. Ein General beschimpfte mich daraufhin viele Minuten lang als Lügner und Erzgauner, als Lumpen und Verbrecher, der die Sowjetunion betrügen wolle. Als ich unter der Wucht solcher Argumente schließlich einräumte, ich könne mich geirrt haben, dann sei es eben das linke gewesen, wurde ich nur noch viel heftiger gescholten. Als ich riet, die Frage an der Leiche und an Hand früherer Photographien zu klären, wurde ich mit der Bemerkung hinausgeworfen, es sei das rechte gewesen.

Dr. Krieg fand eine richtigere Antwort als ich. Er meinte, wahrscheinlich seien beide Beine nicht gesund

gewesen, da das unverletzte durch erhöhte Beanspruchung habe leiden müssen. Krieg bekam ein Lob

Das Ergebnis unserer Bemühungen, etwas über den Lauf der Welt draußen zu erfahren, war bescheiden. Wir beobachteten durch den Luftschacht und auf dem täglich zweimaligen Gang zur Latrine ein besonders spätes, kaltes und unfreundliches Frühjahr. Nach Wochen hörten wir das umständliche Herrichten und dann regelmäßige Schlagen einer Turmuhr. Interessiert vermerkten wir am Vergleich der Stundenschläge mit dem Helligkeitsgrad am Luftschacht, daß der Uhrenwächter zuerst die Moskauer, dann aber doch die mitteleuropäische Zeit vorzog.

Einmal vernahmen wir eine Kinderstimme auf der sonst stets stillen Straße. Wir unterschieden russische Worte. Mit angehaltenem Atem lauschten wir noch dem letzten Schrittchen nach.

Ein andermal hörten wir die verzweifelten Hilferufe einer Frau, die den Namen eines Mannes rief mit der flehenden Bitte, ihr beizustehen. Vielleicht saß auch er hinter Gittern. Es dauerte lange, bis das immer lautere Schreien in Weinen überging und schließlich schwieg. Lange hallte es in unseren Herzen nach. Jedes unserer wenigen Erlebnisse breitete Licht oder Schatten über mehrere Tage.

Sorge machte uns Professor Haase. Er hatte eine offene Tuberkulose und wurde nicht behandelt. Jeder bat bei jedem Verhör für ihn. Alle Vernehmer zeigten deutliche Spuren von Verlegenheit. Aber dem Kranken wurde nicht geholfen. Mehrfach konnten wir durch einen Türspalt den wöchentlichen Besuch eines Arztes im weißen Kittel beobachten. Er ging mit einem Gehilfen von Zelle zu Zelle. Wenn ihm vor unserer Tür die Namen der Insaßen genannt wurden, verzog er bei

dem Wort „Haase" sein Gesicht und kehrte um. Hier lag wohl eine Sonderbehandlung vor.

Der Kranke hatte die Folgen der ersten für ihn so schweren Tage überwunden. Von Woche zu Woche aber beurteilte er nun die Folgen des längst überschrittenen Termins für die Nachfüllung seines Pneumothorax pessimistischer. Mit grimmigem Humor taxierte er einmal, wieviel von seiner täglichen Scheibe Brot die bösartigen Bazillen wegfräßen. Er fühlte und wir sahen sein Fieber steigen. Zunächst konnten wir wenigstens seinen Durst aus einer Wasserschale stillen, die wir unterschlagen hatten, und in die jeder etwas von seiner Ration abgab. Sie wurde entdeckt, weil man zwischen vier kahlen Wänden kaum etwas verstecken kann. So standen wir ihm schließlich nur mit gutem Willen, aber mit leeren Händen zur Verfügung.

Er wiederum gab uns gute Ratschläge, wie wir bei der minimalen Ernährung mit unseren Kräften am besten haushielten. Das zu Anfang so quälende Hungergefühl ließ nach einigen Wochen nach. Brachten es doch mehrere von uns sogar fertig, einmal einen Tag zu fasten, um dann vom nächsten Tage ab stets die abgelagerte Schnitte Brot zu essen. Sie vermieden damit die Magenverstimmung, die das frische Brot immer wieder in den geschwächten Körpern hervorrief. Wir beobachteten unsere Abmagerung, die bei Dr. Krieg am schnellsten eintrat. So wurden zunächst die Körperübungen eingestellt, mit denen wir den Mangel an Bewegung hatten ausgleichen wollen. Dann erfanden wir angesichts des für den Tag geltenden Liegeverbots ganz neue und zweckmäßige Methoden des Anlehnens, um Kräfte zu sparen.

Nur auf den Luxus des Waschens verzichteten wir nicht. Früh, bevor das Brot und das heiße Wasser kam, wurden uns die Trinkschälchen einmal mit kaltem

Wasser gefüllt. Seife und Zahnbürste fehlten zwar, aber wir rieben den ganzen Körper feucht ab und trockneten uns mit dem Taschentuch. Das gab ein Gefühl der Frische. Umschichtig mußte einer auf diese Wohltat verzichten, um sein Wasser zum Auswaschen der Schälchen bereit zu halten, die ja gleich wieder zu Trinkgefäßen wurden. Es handelte sich um die jedem Berliner bekannten, metallenen Ein-Portions-Schüsseln von Aschinger. Über sonstige sanitäre Kleinigkeiten, die auch für einfallsreiche Köpfe zu wirklichen Problemen wurden, wollen wir schweigen.

Als ich noch zu Vernehmungen in die Stadt gebracht wurde, hatte ich einmal in unmittelbarer Nähe des Propaganda-Ministeriums die Bitte geäußert, mir wenigstens einen der Koffer zu geben, die ich bei der Kapitulation dem von Marschall Schukow entsandten Oberstleutnant übergeben hatte. Ich sagte, sie müßten sich bei den vielen wichtigen Akten dort drüben im Keller befinden. Die Bitte löste nur ein Lächeln aus; die Story von ihr aber begleitete mich wie ein Personalpapier. Ihre Wirkung steigerte sich mit zunehmender Entfernung vom Platz ihres Vorbringens — bis sie später bei meinen Betreuern in der russischen Hauptstadt Heiterkeit auslöste, offenbar über soviel Naivität. Aber nach meinen Kriegserfahrungen kam ich nicht mal auf den Gedanken, daß so erbeutete Koffer private Liebhaber finden könnten.

Ganz anders war die Wirkung der stets und überaus hartnäckig vorgebrachten Frage nach dem Schicksal der vielen hundert Menschen, deren Schutz ich laut Schukows Aufforderung dem Kommando übergeben hatte, das er mir am frühen Morgen des 2. Mai über die Linie sandte. Mir wurde schließlich die Antwort erteilt: „Ihre Komplizen werden an anderen Stellen abgeurteilt und hingerichtet."

Ich wies darauf hin, daß es sich keinesfalls um Komplizen, meist nicht einmal um Mitarbeiter handle, sondern um fremde, schutzbedürftige Frauen, Kinder und Verwundete. Man schaute mich nur ironisch an. Als ich auf das Wort eines Marschalls der Roten Armee verwies, das mir für die Bewahrung dieser Männer und Frauen vor der Unbill jener Tage gegeben wurde, führte man mich ab.

Jahre später hörte ich von einem der damals dort Verwundeten, daß der zugesagte Schutz tatsächlich einige Stunden ausgeübt wurde. Zettel wurden angeschlagen, die das Haus der Verfügung des russischen Befehlshabers vorbehielten. Dann trennte man Männer und Frauen voneinander und beide von ihrem Gepäck. Die Übergriffe begannen bei den Uhren und endeten bei den Frauen. Im Lazarettkeller des Propagandaministeriums entwickelte sich dasselbe Bild, das einige Tage lang draußen die Straßen Berlins beherrschte.

Man hat mir in der Gefangenschaft viel von deutschen Greueltaten auch auf diesem Gebiet erzählt. Ich weiß nicht, was daran wahr ist. Sind solche verübt worden, so wünsche ich als erster die Bestrafung der Übeltäter. Ich bin mit deutschen Soldaten in Belgien, Frankreich und Norwegen gewesen. Tausend Kilometer zog ich 1942 mit der 6. Armee bis Stalingrad. Ich habe keine derartigen Übergriffe gesehen. Einmal am Oskol kam eine Ukrainerin, um sich zu beklagen, daß der Küchen-Unteroffizier sie beim Kartoffelschälen um die Taille gefaßt habe. Der Mann wurde daraufhin abgelöst. Einmal erzählte mir ein Armee-Richter von einem Vergewaltigungsfall in seinem Bereich. Dort wurde eine schwere Strafe verhängt. Mag an anderen Stellen mehr vorgekommen sein, was ich nicht glaube. Nichts entschuldigt den, der völlige Zügellosigkeit duldet.

Im Verließ zu Friedrichshagen war jene Gruppe von Menschen aus den Kellern des Ministeriums meinen Augen längst entschwunden. Als letzte hatte ich einmal im Vorbeigehen die Sekretärin Heinrichsdorfs gesehen. Angstvoll wie vor einem Examen flüsterte sie mir die Frage zu: „Welches Bein von Goebbels war das kranke?" Ich lachte: „Das rechte, aber es ist hoffnungslos, das zu sagen."

* * *

Seither hatte ich mit dem Nagel wohl fünfzig Striche in den Kalender geritzt, den ich an einer Kellerwand führte. Es war ein Uhr morgens am 20. Juni. Die Tür ging auf. Fünf kahl geschorene Köpfe hoben sich von der Erde. Mein Name wurde genannt. Ich dachte an die übliche Vernehmung, aber mir wurde bedeutet, daß ich meine Sachen mitnehmen solle. Nun, das war nicht schwer, denn ich brauchte nur den Hut aufzusetzen. Schnell verabschiedete ich mich von meinen Leidensgefährten. Rasch wurden einige Formalitäten im Büro erledigt, und hastig mußte ich in den kleinen Autobus steigen, der mir ja nicht unbekannt war.

Wir rasten bis zur nächsten Straßenecke. Dann hielten wir und warteten die paar Stündchen, bis es hell wurde. Nun ging's auf einigen Umwegen durch Köpenik und das Zentrum nach Tempelhof.

Im Morgendämmern starrte ich auf die erkalteten, einsamen Trümmerstätten, die sich endlos dehnten. Ich meinte die Leiche einer Stadt zu sehen, deren Glanz ich miterlebt und deren Todesstunde ich miterlitten hatte.

Ab und zu bemerkte ich einen Schupo, dem die Waffen und der Polizeistern des Tschakos fehlten. In der Frankfurter Allee mußte unser Wagen geraume Zeit warten, bis auf der einen wiederhergestellten Fahr-

bahn eine riesige Rinderherde ostwärts vorbeigetrieben war.

Von Regungen eines neuen Lebens in dem ganzen Schuttgebirge sah man nur einige rote Pylone mit ermutigenden oder propagandistischen Aussprüchen sowjetischer Führer. Die Wegweiser trugen kyrillische Buchstaben.

Auf dem Tempelhofer Feld fuhren wir stracks auf ein Flugzeug zu. Es war eine amerikanische Maschine, offensichtlich für die Zwecke der GPU. umgebaut: Vorn einige Sessel, hinten etliche Bänke. Der Pilot wollte mich auf einem der Sitze plazieren, aber der begleitende Kommissar ließ es nicht zu. Als Entschädigung ließ mich der Flieger eine Zigarette drehen, und ich dankte ihm mehr noch für die freundliche Geste als für den ganz ungewohnten Genuß.

So hockte ich auf meinem Armesündebänkchen und hing meine Augen an das Stückchen blauen Himmel im hohen, kleinen Fenster mir gegenüber. Ich rückte so lange umher, bis ein Sonnenstrahl wärmend mein Gesicht traf. Ich empfand ihn als ein großes Geschenk.

Als sich der Himmel bezog, schaute ich meine Mitpassagiere an. Es war ein halbes Dutzend ähnlicher Gestalten wie ich sie wohl darstelle; bleich, mager, unrasiert und abgerissen. Aber das alles störte mich nicht. Es ist bei einem Mann so unwichtig und läßt sich schnell ändern. Das Aussehen eines Gefangenen belastet ja auch nicht ihn, sondern den, der ihn gefangen hält. Was mich quälte, war wieder der tote Blick, den ich bei längerer Gefangenschaft immer häufiger in den Augen von Schicksalsgefährten sah, und den ich immer klarer zu deuten vermochte. Es ist, als ob diese Augen Gräber gestorbener Hoffnungen wären. Ich sah später im Antlitz zum Tode Verurteilter Furcht oder Stolz, Tapferkeit oder Ergebung. Sie erweckten Mit-

leid oder Achtung. Hier aber las ich nichts als die stumme, schreckliche Anklage des Lebens, das nicht mehr Leben sein darf, und dem es doch verboten ist, zu verlöschen.

Viele Stunden saß ich stumm. Es wurde Abend, bis sich die Maschine zur Landung neigte. Das Fenster vor meinen Augen sank. Die Silhouette einer Stadt stieg auf; es war Moskau.

Nach der Landung kam rückwärts ein Gefangenenwagen an die Tür des Flugzeuges. Wir stiegen über, fast ohne den Boden zu berühren. Die Klappen der Einzelkäfige und die des Wagens schlugen zu. Wir spürten glattes Pflaster und Kopfsteine, hörten Verkehrslärm und Stille. Schließlich hielt das Auto, nachdem es offenbar durch ein Tor gefahren war, und setzte zurück.

Die Klappen öffneten sich einzeln. Beim Heraustreten konnte ich einen Blick auf eine himmelhohe Häuserwand von vielen Stockwerken werfen. Dann schloß sich hinter mir die Pforte des Lubjanka-Gefängnisses.

Im nächsten Moment schon wurde ich von einem offenbar genauestens arbeitenden Räderwerk erfaßt. Es war nicht freundlich und nicht unfreundlich, was mit mir geschah, es war sachlich, so sachlich, wie ein Laufband arbeitet, das Baumstämme aufnimmt und Hobelbretter abgibt. Und ich war ja durchaus nicht mehr unbehauen.

Ein Büro nahm die Personalien auf. Als die letzte Sprachschwierigkeit überwunden war, stand ein Wärter bereit. Er faßte mich am Oberarm und führte mich in eine Zelle von zwei mal zwei Metern. Hier wartete der nächste Fließarbeiter. Er hieß mich den Oberkörper entblößen. Kaum war es so weit, trat pünktlich aber ohne Glockenzeichen ein junges Mädchen in wei-

ßer Schürze herein. Sie widmete sich meinem Hemd. Ich trug es immerhin schon sieben Wochen; aber das schien sie nicht zu stören. Sie interessierte sich allein für die Nähte. Mit der knappen Feststellung: „Keine Läuse" ließ sie das gute Stück fallen und ergriff meinen Arm. Sie wandte ihn hin und her, ließ ihn los, sagte: „Keine Krätze" und entschwebte.

Der Wärter blieb. Er wünschte, ich solle mich weiter entkleiden. Ich tat es ein Stück. Er wurde ungeduldig: „Weiter, weiter!" — „Noch weiter."

Als er seinen Willen hatte, nahm er einen Sack, stopfte alles, vom Schuh bis zum Hut hinein und reichte ihn zur Tür hinaus. Eine unsichtbare Hand griff zu und verschwand.

Der Uniformierte wandte sich mir zu. Er stellte mich in eine Ecke. Sorgfältig begann er mich zu untersuchen. Bei den Zehen fing er an, offenbar in der Besorgnis, daß ich dort einen Revolver versteckt hielte. Erst hinter den Ohren hörte er auf, nachdem er in sie hinein geschaut hatte.

Aber was lag dazwischen! Ich hatte schon ein Dutzend Leibesvisitationen mitgemacht. Messer, Geld, Uhr — alles war mir schon wegvisitiert worden. Alles ehrlich gegen eine Quittung, die erst beim nächsten Mal draufging. So glaubte ich, nichts könne mich mehr überraschen und ich könne nichts mehr verlieren. Es war ein doppelter Irrtum.

Die Gründlichkeit dieser Untersuchung überraschte auch mich. Sie war peinlich. Leider nicht für den Wachmann, dem sie offenbar gar nichts ausmachte.

Als er sich mit meinem Gesicht beschäftigte, schaute er lange und sinnend in meinen Mund. Er tastete die Backen außen und innen ab, schien aber nicht befriedigt zu sein. Er bemerkte wohl meine zwei Goldkronen und ein Brückenglied. Waren sie verdächtig? Nach

einem kurzen Griff hinter sich langte er von neuem in meinen Mund. Es gab zweimal einen kurzen Schmerz. Dann betrachtete er die Goldzähne in seiner Hand. Er legte sie zu meinem Füllfederhalter.

Ich rang nach Fassung. Gott sei Dank fiel mir das schnoddrige berliner Wort ein: „Kannst du einem nackten Mann in die Tasche fassen?" Ich gab mir selbst die Antwort: „Natürlich; nur nicht genieren!" Sie half mir über den Augenblick hinweg.

Für den weiteren Gang der Fließbandarbeit an mir war ich nun wohl wirklich das Stück Holz, für das die ganze Prozedur berechnet schien.

Stumpf nahm ich aus der Hand des Meisters seines Untersuchungshandwerks ein Bündel Lumpen. Es waren Hose und Jacke. Sie reichten mir bis an Knie und Ellenbogen.

Dann fühlte ich mich vom nächsten Werkmann ergriffen. In einem Brausebad kehrten mir die Lebensgeister zurück; aber ich verjagte sie wieder, als sich die Empfindung der Hände des Leibesvisitators nicht wegduschen ließ.

Stumpf trug mich das Laufband zur Station Verbrecheralbum. Das Namensschild kam mir vor die Brust: Aufnahme von vorn, von rechts, von links. Die Photographen unterhielten sich über mich. Sie schimpften auf russisch. Sie ahnten wohl nicht, daß ein Gefangener von der Sprache seiner „Herren" zuerst die Schimpfworte aufschnappt. Ich schaute einen Moment auf: Also doch nicht Automaten, sondern Menschen; mir böse zwar — aber Menschen!

Dann kam wieder der Griff an den Oberarm. Die nächste Station hieß: Fingerabdrücke.

Nächste: Händewaschen. Mit Seife. (Oh, bitte!)

Nächste: Ärztin. Totaluntersuchung.

Schluß: Zelle.

Ich atmete auf. Das heißt: Ich wollte aufatmen, aber stockte sofort. Was war das für eine Zelle? Sie maß wohl ein mal einen Meter. Dafür war sie allerdings sehr hoch. Eine helle, durch ein Gitter geschützte Lampe brannte an der Decke. Ein Fenster fehlte. Die Wände, jede just so breit wie die Tür, waren mit dunkler Ölfarbe gestrichen. Die eine Wand wurde durch das Gitter einer starken Zentralheizung gebildet. Immerhin, der Käfig war möbliert! Mit Tisch und Schemel in Liliput-Ausmaß.

Im Stehen konnte man sich ausstrecken, so weit man nur wollte. Zum Liegen war der Raum ungeeignet und vom Architekten wohl auch nicht bestimmt. Wollte man es partout, so mußte man sich entsprechend zusammenfalten. Ein freundlicher Wärter, der meine diesbezüglichen Bemühungen wohl unbemerkt beobachtet hatte, gab mir später wertvolle praktische Winke.

Zunächst freilich dachte ich nicht ans Liegen, sondern horchte auf die Geräusche ringsum. Ich konnte unterscheiden, daß meine Mitpassagiere aus dem Flugzeug in einiger Entfernung untergebracht wurden. Um jeden wurde es eine Weile ruhig, bis man sie offenbar alle in andere Teile des Hauses beförderte. Dann wurde es endgültig still, und ich begriff langsam, daß ich hier eine Vorzugsbehandlung genoß. Das Gefühl „noblesse oblige" blieb übrigens die einzige Stärkung dieses Abends bis auf eine große Freude, als plötzlich der Sack mit meinen Kleidern zu mir hereingeschoben wurde. Sie waren brühheiß und total zerknittert; fast alle Knöpfe waren abgeschnitten, das Futter des Rockes hing in langen Bahnen herunter, das Hutband war weg, die Schnürsenkel fehlten, und die Schnallen der Hosen hatte man großzügig aus dem Stoff herausgeschnitten. Aber es waren doch meine Sachen! Ganz

glücklich zog ich sie an und wartete der Dinge, die da kommen sollten.

Irgendwann wurde ich herausgeholt. Es ging über endlose Treppen und Flure und durch manche Zimmer. Man reichte mich von Hand zu Hand, vom Wachmann über den Sergeanten zum Leutnant, vom Hauptmann über den Major zum Oberst. In dieser Sphäre wurden die Bürozimmer schon größer. Schließlich öffnete sich eine Polstertüre zu einem saalartigen Raum. Ich wanderte auf einen großen Schreibtisch zu, hinter dem — ein Zivilist saß.

Ein Sessel wurde mir zugeschoben. Bis zur Ankunft eines Dolmetschers prüfte der Mann mein Gesicht, ich das seine. Er stand im Alter von einigen vierzig Jahren, hatte graue Schläfen und war von einer wachen, menschlichen Intelligenz. Keiner seiner Blicke streifte meine wunderliche Kleidung, die ich im Sitzen etwas ordnen konnte und dann gründlich vergaß.

Als einige weitere Personen hereingekommen waren, begann das Spiel mit der Frage: „Sind Sie Raucher?"

„Ich war es."

Lächelnd reichte er mir eine Schachtel Zigaretten und bat mich, sie einzustecken.

„Zu welchem Zweck, meinen Sie, sind Sie heute nach Moskau gebracht worden?"

„Übermorgen jährt sich der Beginn des Krieges zwischen Ihrem und meinem Vaterland. Dieser Zeitpunkt und die Umstände meiner Verbringung legen mir die Vermutung nahe, daß Sie mich zur Feier dieses Tages öffentlich auf dem Roten Platz hängen, vierteilen, köpfen oder rädern wollen. Sie haben noch einen Tag für den Prozeß."

Er lachte hell auf. „Wie kommen Sie zu dieser Auffassung?"

„Aus meinen bisherigen Vernehmungen hatte ich den Eindruck, daß Sie den Rundfunkkommentator für den Inspirator der Politik eines Landes halten, das Sie mit Ihren Alliierten besiegten und nun schuldig sprechen wollen."

Freundlich setzte er mir auseinander, daß ich ganz falsche Auffassungen von der Sowjetunion hätte. Man dürste gar nicht nach meinem Blut. Man habe keinerlei Absicht, ganzen Ländern und Völkern eine Schuld aufzuhängen. Ich solle mir den Gedanken an einen Prozeß ganz aus dem Kopf schlagen und mich einfach darauf einstellen, daß man eine ganze Reihe von Fragen aus allen Gebieten an mich richten wollte. Er bitte mich, sie zu beantworten.

Ich bat ihn, seine Fragen zu stellen.

Er meinte, dies würden verschiedene Fachleute tun. Seine Interessen seien nur allgemeiner Art. So plauderte er von diesem und erkundigte sich nach jenem. Er schien nach Schilderungen von Personen, Einrichtungen und Situationen zu suchen. Zweifellos wurde ich aufgefordert durch den Gegensatz zwischen der Fließbandbehandlung am Abend und dem freien Gespräch dieser Nacht, zwischen der Stehzelle und diesem Sessel. Ich hatte es schon damals verlernt, das Setzen solcher Kontrapunkte für einen Zufall zu halten.

Plötzlich kam die Frage: „Ja, was wußten Sie eigentlich vorher im Einzelnen vom Rußlandfeldzug?"

Nun war die Reihe zu lächeln an mir. „Dies Problem war der Gegenstand meiner Vernehmungen in den letzten vier Wochen. Ihre Beamten glauben offenbar, ich sei einer der Urheber dieses Krieges. Keiner war intelligent genug, meiner Darstellung zu glauben."

„Ist Glauben eine Frage der Intelligenz?"

„Hier ja. Ich erklärte Ihren Kommissaren: Der Ost-Feldzug kam auch mir überraschend und es lag im Wesen des überfallartigen Kriegsbeginns mit Rußland, daß die Propaganda als letzte Institution über die Absicht, mit Rußland zu kämpfen, informiert wurde. Diese meine Erklärung könnte nur dann falsch sein, wenn ich Mitglied eines kleinsten, planenden Kreises um Hitler gewesen wäre. Daß dies nicht der Fall war, läßt sich sicher leicht feststellen."

Als er nickte, erzählte ich ihm die Story von dem Aufsatz, den Dr. Goebbels am 19. Juni 1941 im Völkischen Beobachter schrieb. Unter dem Titel „Kreta als Beispiel" zog er damals Parallelen zu einer möglichen Landung in England. Auf einen verabredeten Anruf Jodl's hin mußte ich jene Ausgabe des VB mit dem Aufsatz meines eigenen Ministers beschlagnahmen lassen. Goebbels aber wurde am nächsten Tage von allen seinen Kollegen in Staat und Partei als „Verräter militärischer Geheimnisse" gemieden. Nur Ley rief damals Goebbels in seiner vermeintlichen Not an und versicherte ihn seiner Freundschaft unter Hinweis auf die Schwierigkeiten, die er selbst durch „so einen dummen Aufsatz" schon gehabt habe. Ich schloß: „Mit dieser Finte wurde in jener Zeit des Rätselratens über den Fortgang des Kampfes auch die letzte Klarheit beseitigt."

Der Mann am Schreibtisch hatte den komplizierten Vorgang genau angehört. Ich wartete auf die an diesem Punkt bisher bei allen russischen Vernehmern automatisch ausgelöste Feststellung, daß ich dann ja mindestens an diesem Tage genau über den Ostfeldzug hätte Bescheid wissen müssen.

Aber mein Gegenüber hatte wirklich begriffen. Er fragte nämlich: „Und wann wurde Ihnen der Ostfeldzug, dessen Möglichkeit Sie seit dem Kreta-Artikel einkalkulieren mußten, zur Gewißheit?"

„In der Nacht des Beginns sagte Dr. Goebbels in Schwanenwerder seinen Abteilungsleitern Bescheid. Dann sperrte er uns bis gegen fünf Uhr früh ein und schaltete das Telefon ab."

„Was halten Sie denn für den Grund des deutschen Überfalls auf Rußland? Glaubten Sie tatsächlich an die Existenz eines Geheimvertrages, der schon 1940 zwischen Rußland und England abgeschlossen worden sein sollte?"

„Nein, an einen solchen Geheimvertrag glaubte ich nicht. Er wäre für Rußland auch überflüssig gewesen, da es während des Krieges den Gegner seines Feindes stets als sicheren Bundesgenossen hatte, und da sein Preis stieg, je später es Partei ergriff."

„Glaubten Sie, daß die Sowjetunion schon Partei ergriffen hatte?"

„Ja. Sie unterhielten 150 Divisionen an einer Grenze, an der zunächst nur 5 unserer Divisionen standen. Sie erhoben, wie meine Regierung sagte, plötzlich ganz neue, im Vertrag von 1939 nicht vorgesehene politische Forderungen. Schließlich hatte ich einen zwingenden Grund zu der Annahme, daß meine Regierung in ehrlicher und pflichtgemäßer Überzeugung handle, als sie dem vermuteten oder beabsichtigten russischen Überfall durch einen Präventivkrieg zuvorkam."

„Welcher Grund ist das?"

„Die Überlegung, daß eine deutsche Regierung nicht mutwillig im Osten einen Krieg beginnen würde, wenn der Kampf im Westen noch nicht beendet war. Zumal der Gedanke des Zweifrontenkrieges der Albtraum Deutschlands war von Kaiser Barbarossa bis zu Wilhelm II."

„Ich will Ihnen sagen, was Ihr Führer dachte: Er war falsch unterrichtet über die Stärke der Sowjetunion. Sein Nachrichtendienst war schlecht. Er hielt

unseren Feldzug in Finnland für das ganze Ergebnis unseres Könnens, während dieser nur von einem Militärbezirk geführt wurde. Er meinte, leicht mit uns fertig zu werden. Das war ein Irrtum."

Ich glaubte, nun auch eine Frage stellen zu dürfen: „Und wenn er nicht angegriffen hätte — wären Sie dann gekommen?"

„1941 vielleicht nicht, aber bestimmt 1942."

Aus der schmucklos-offenen Antwort schloß ich, daß die Chance einer Rückkehr in meine Heimat gleich Null war.

Meine Augen glitten ab. Jetzt erst erfaßte ich die Anwesenheit eines anderen Mannes, der nach dem Dolmetscher gekommen war, und der sich hinter den Fragesteller gesetzt hatte. Er war jünger als dieser, dunkler, härter, kälter, aber wohl nicht weniger intelligent. Mir schien, als wenn die Wechselrede für ihn geführt wurde.

Sie ging noch ein gutes Stück weiter und endete mit der Aufforderung, gewisse historische und psychologische Skizzen zu Papier zu bringen. Ich wandte ein, daß ich das nicht in der Stehzelle täte. Man versicherte mir, daran sei auch nicht gedacht, diese Zelle sei nur ein Übergangsquartier.

Selbst ich, der durch Mißtrauen vergiftete Gefangene, konnte keinen vernünftigen Grund entdecken, die Mitteilung von einem baldigen Zellenwechsel in Zweifel zu ziehen.

* * *

Die Fortnahme der Schachtel mit Zigaretten durch den Wächter, der mich zurückbrachte, nahm ich humorvoll als Betriebsunfall, zumal ich schon wußte, daß ein ungeschriebenes, heiliges Gesetz in russischen Gefäng-

nissen sonst jeden Tabakvorrat eines Gefangenen vor der Wegnahme schützt. An der Verlegung aber zweifelte ich nicht.

So stand ich in meinem Tresor und wartete geduldig auf Abholung. Aber ich wartete vergeblich. Der Wärter schloß zwar auf, aber nur, um verwundert zu fragen, warum ich nicht schliefe.

Ich weiß nicht, wie oft ich noch in der kleinen Zelle schlafen mußte. Tag und Nacht waren für mich nicht mehr zu unterscheiden. Auch die Zeiten, in denen mir Nahrung gereicht wurde, schienen zu wechseln. Einmal gab es eine Scheibe Brot mit kristallklarem heißem Wasser, das sich Tee nannte, dann wieder das getrübte Wasser, das Suppe hieß. Ab und zu wurde mir ein winziger Kleks Kascha gereicht, ein tatsächlich nahrhafter Brei, leider höchstens sechs bis sieben Eßlöffel voll, und manchmal etwas Zucker. Beides war so selten, daß man sagen kann, die Nahrung bestand aus Wasser und der Scheibe Brot.

Später erfuhr ich, daß diese unterste Nahrungsstufe dem Gefangenen nur unmittelbar nach seiner Inhaftierung und nur acht Wochen lang gegeben werden darf, sozusagen als Auftakt zu seiner seelischen Läuterung im Fegefeuer. (Der Ausdruck Fegefeuer stammt nicht von mir, sondern wurde dort, wo es brannte, mir gegenüber gebraucht.) Ich hatte das Pech, daß meine sechs Wochen Vorübung in Berlin nicht mitgerechnet wurden. Aber ich vermag nicht an einen Irrtum zu glauben in einem Hause, dessen Organisation so exakt ist, daß ein preußischer Unteroffizier vor Neid erblassen würde, und dessen Menschenbehandlung so durchdacht ist, daß sie Ignatius von Loyola Respekt einflößen müßte. Hier gibt es keine Fehler; hier herrscht auch keine Willkür. Hier regiert die zweckbewußte Absicht.

Mehr Sorge als die Nahrung machte mir die Zelle. Ich spürte, daß mein Körper die Entbehrung viel länger aushalten würde als mein Geist die einsame Enge. Ich versuchte, meinen Gedanken und damit meinen Empfindungen Zügel anzulegen. Ich lenkte sie auf irgendein Problem des Lebens, der Gegenwart, der Geschichte, auf die Entwicklung philosophischer Konstruktionen oder irgend ein eigenes früheres Erlebnis. Ich gestattete den Gedanken Eskapaden in die Zukunft, wie sie Jules Verne liebte, und vergaß für Stunden mein enges Gelaß. Es war ein Glück, daß die Träume jener Zeit noch ausnahmlos auf der Bühne der Freiheit spielten. Erst Monate später tauchten auch im Traum die quälenden Bilder der Gefangenschaft auf. So fand ich damals trotz der unbequemen Hockstellung des Körpers im Schlaf doch eine Erquickung.

Aber ich machte die Beobachtung, daß bei dem Fehlen der Möglichkeit zu irgend einer Notiz auch die exakteste Gedankenarbeit nicht von einer Ergebnisstufe zur anderen aufwärts, sondern im Kreise herum führte. Damit rückte das Gespenst eines Nervenzusammenbruchs näher und gewann an Gewalt.

Ich nahm mir vor, mit den dürftigen Druckmitteln eines Gefangenen den Zellenwechsel zu beschleunigen. Die Verhöre folgten sich in fast regelmäßigen Abständen. Ihr Niveau lag weit unter dem der ersten Nacht. Das eine Mal wollte man einfach etwas von unseren Rundfunkempfängern und deren Konstruktion wissen und hielt mich für verstockt, wenn ich über Funkanlagen des Geheimdienstes keine Angaben machen konnte. Als ob es sich gelohnt hätte, mit etwa vorhandenem Wissen auf diesem Gebiet zurückzuhalten, da ich mein Vaterland besetzt und alle seine Einrichtungen in Feindeshand wußte! Ein andermal wollte man über den Einbau der deutschen Auslandsjourna-

listen in den militärischen Nachrichtendienst möglichst sensationelle Angaben haben und lachte mich einfach aus, als ich erklärte, daß ich nach zwei ärgerlichen Fällen in London den Schriftleitern jede Nebenbeschäftigung mit Spionage-Dingen habe verbieten lassen.

Nun ersuchte ich bei jedem einzelnen Verhör immer dringlicher um Verlegung in einen Raum mit Lagerstatt — so einfach sie auch sei —, auf der ich mich ausstrecken könne, und mit der Möglichkeit, zu erkennen, ob es Tag oder Nacht sei.

Jeder Verhörende, bei dem ich dieses Ersuchen vorbrachte, äußerte sich ganz erschrocken darüber, daß ich noch in der engen Zelle säße. Jeder versprach Abhilfe, aber es geschah nichts. Erst als ich keine Fragen mehr beantwortete, wurde ich verlegt. Aber die neue Zelle bedeutete nur eine neue Enttäuschung. Zwar maß sie zwei mal einen Meter, so daß man sich auch liegend in ihr ausstrecken konnte, doch besaß sie als Lagerstatt nur eine schmale kurze Bank, auf der man seitlich hochkant bis zu den Knien Auflage fand. Ein Fenster fehlte auch ihr.

Erst nach langem Bitten, Protestieren und Nichtantworten bei den Verhören wurde ich eines Nachts wieder aufgefordert, meine Sachen zu nehmen. Man brachte mich in einen anderen Raum. Beim Eintritt sah ich neben fünf besetzten Betten eine freie Pritsche und ein großes Gitterfenster. Mit zitternden Nerven legte ich mich nieder und streckte mich aus. Ich hatte das Gefühl, es geschehe im letzten Augenblick.

* * *

Mitte Juli etwa fand ich mich in das normale Gefängnisleben der Lubjanka. Mein Interesse galt zunächst dem Bett, das ich vorzüglich fand. Es hatte eine

harte Matratze und nur eine Decke, dafür aber ein Laken und einen Kopfkissenbezug, die alle zwei bis drei Wochen gewechselt wurden. Erlaubnis zum Liegen und Befehl zum Aufstehen wurde mittags für eine Stunde, sowie abends und morgens durch An- und Ausschalten des Lichtes gegeben. Die Ruhe wurde durch Wanzen beeinträchtigt. Sie verloren zwar bei längerer Gewöhnung etwas von ihrem ersten Schrekken, als aber die Tierchen mit dem Fortschreiten des Sommers munterer wurden, und als dann die junge Brut auf Atzung ausging, erzielte ich mit einer Strecke von siebenundvierzig Stück in einer Nacht einen beachtlichen Rekord.

Wurde es zu arg, so gab es eine große Desinfektion. Die Bude stank dann entsetzlich. Die Wanzen zogen sich für eine Zeitlang beleidigt zurück. Wir konnten das nicht.

Das andere Ziel meiner Sehnsucht bildete das Fenster. Es war so groß und so schön, daß es eine ganze Sonnenflut hätte hereinlassen können. Leider war es nicht nur vergittert, sondern auch noch in voller Höhe mit einer Blechschürze versehen, die sich oben nur um ein bis zwei Handbreiten abwinkelte. Auch war es verboten, sich ihm zu nähern. Aber heimlich streckte ich doch oft das Gesicht, eine Hand oder den nackten Fuß in den mittags für einige Stunden von oben einfallenden Sonnenstrahl. Ihn ließ ich mich viele Rügen eines plötzlich hereinstürzenden Wächters kosten, der den an sich nicht verbotenen Sonnengenuß und den unerlaubten Aufenthalt am Fenster erspäht hatte.

So lange es nur möglich war, schaute ich aus nächstzulässigem Abstand durch den Fensterspalt. Bis zum Blick auf den freien Himmel wagte ich mich ohne die Verlockung der Sonne natürlich nicht heran. Doch wußte ich auch schon den Anblick eines Stückes der

Hausfassade auf der gegenüberliegenden Seite des Hofes zu schätzen. Die Gesimse waren der Tummelplatz vieler Tauben, die ich durch aufmerksame Beobachtung fast alle persönlich kennen lernte. Noch heute muß ich lachen, wenn Menschen die Tauben als friedliche Tiere bezeichnen, nur weil noch kein Mensch von einer Taube überfallen wurde. Gewiß sah ich viele, die so friedfertig waren, daß sie schon bei Annährung bestimmter anderer Tauben die Flucht ergriffen. Aber ich sah die Geflohenen sich oft schon auf der nächsten Galerie selbst als Tyrannen gegen Nächstschwächere betätigen. Die Tauben lehrten mich Verallgemeinerungen zu meiden.

Für Stühle war kein Raum in der Zelle, doch hatte ein Tisch gerade noch zwischen den zwei Reihen der Betten Platz.

Die Menschen in dieser Zelle wechselten. Ihre Gesichter, Charaktere und Schicksale sind so fesselnd, daß ich mir wohl wünschte, einmal das ganze Stück Leben zu schildern, das diese Wände umschlossen. Die Verständigung war zunächst schwierig, doch gelang sie auf Umwegen schließlich recht gut.

Da war der russische General, der seit vier Jahren hier saß, wohl weil er an den Maßnahmen der ersten Kriegswochen Kritik geübt hatte. Ein Urteil hatte er nicht erhalten. Er war der Krösus der Gemeinschaft, da für ihn öfter ein Paket mit Zwiebeln, Kartoffeln, Brot oder gar einem Stückchen Wurst abgegeben wurde.

Diese Pakete sind eines der geheimnisvollen Ventile der sonst so luft- und schalldichten russischen Gefängnisorganisation. Kein Gefangener darf schreiben oder Briefe empfangen. Zudem wird bei den meisten Inhaftierungen die Familie des Betroffenen nicht unterrichtet. Aber die Frau, deren Mann plötzlich ab-

handen kommt, hat eine Möglichkeit, etwas über seinen Verbleib zu erfahren: Sie kann von Gefängnis zu Gefängnis wandern und jeweils an einem bestimmten Tage der Woche ein Paket an seine Adresse abgeben. Es wird nur angenommen, wenn ihr Mann dort einsitzt. Dann wird es ihm auch getreulich ausgehändigt. Bei Verlegungen reißt der Faden natürlich ab. Die Frau muß wieder wandern und zudem ein wenig Glück haben, um ihn neu zu knüpfen.

Auf diese Weise erfuhr der General, daß seine Frau, und die Frau, daß ihr Mann noch existierte. Mehr nicht. Er war körperlich träge und beherrschte nicht ein Wort einer fremden Sprache. Aber er liebte Diskussionen, in denen er kommunistische Grundbegriffe vertreten konnte.

Dann gab es da einen Tenor. Vor noch nicht langer Zeit war er der Stern einer großen Oper gewesen. Seine Verhaftung hatte unter besonders geheimnisvollen Umständen stattgefunden. Bei ihm spielte die kurze Zeit eine Rolle, für die er in deutscher Gefangenschaft weilte. Er hatte dort auch gesungen. Einst Inhaber hoher, sehr hoher Orden der Sowjetunion, wartete er nun seit etwa einem Jahr auf sein Urteil.

Er war ein grundgütiger Mensch und warmer kommunistischer Idealist. Mit der rührenden Melancholie der Slaven trug er sein Schicksal. Der mächtige Körper war gänzlich abgemagert, die einst wohltrainierten Muskeln des Blasbalgs seiner Brust lagen matt unter einer papierdünnen Haut. Wenn er ganz leise ein Lied sang, vermochte ich die Tränen nicht zurückzuhalten.

Auch das Sprechen war nicht in normaler, sondern nur in gedämpfter Tonstärke erlaubt. Als der General eines Tages etwas aus seinem Paket aß, fuhr ihn der Sänger auf russisch an, weil er mir, der ich damals

die geringste Verpflegung erhielt, noch niemals etwas abgegeben hätte. Wie sich das wohl mit ihrer Ehre als Kommunisten vertrüge. Da der Tenor die zulässige Lautstärke überschritten hatte, erschien sofort die Wache und verwies ihn zur Ruhe, nicht ohne in sehr würdiger Form die Einbeziehung der kommunistischen Weltanschauung in einen Zellenstreit zu rügen.

Kurz Zeit danach bot mir der General eine Zwiebel und Brot an. Ich tat, als ob ich den Sinn des Streites nicht begriffen hätte und nahm die Gabe mit freundlichem Dank an.

Da war der Ingenieur, der mit seinen einigen dreißig Jahren schon in marxistischen Ideen aufgewachsen und über kommunistische Jugendorganisationen in die Partei gekommen war, gar nichts anderes kannte als diese Ideologie und doch mit ihr in Konflikt geraten war. Als Mitarbeiter einer großen russischen Zeitung schrieb er über Fragen der betrieblichen Organisation. Als bei einem der mehrfachen Wechsel wieder einmal die kaufmännische statt der technischen Leitung die erste Stelle in der Führung erhalten hatte, schrieb er, daß nun in den Fabriken wieder nach Zahl und nicht nach Qualität produziert werden würde. Diese Disziplinlosigkeit hatte ihm die Haft eingetragen. Er rechnete mit einem schnellen Urteil und machte sich auf Zwangsarbeit gefaßt. Er war ein Riese mit einem reinen Gemüt, der meine besondere Sympathie besitzt.

Aus der Zahl der anderen russischen Gefangenen, die mir begegneten, tritt eine Gestalt hervor, die sicher sehr umstritten war. Es handelte sich um einen Kosakengeneral, der einst bei den weißen Armeen gekämpft hatte und dann als Emigrant nach Prag und Paris verschlagen wurde. Im zweiten Weltkrieg hatte er eine deutsche Division aus Angehörigen der Ostvölker befehligt. Beim Zusammenbruch der Südfront

ergab er sich den Engländern, glaubte auf eine überseeische Gefangenschaft hoffen zu dürfen und sah sich wenige Stunden später in sowjetischer Hand.

Sein ewig belebtes Gesicht mit dem gebleichten, einst rotblonden Haar und Bart konnte in Entsetzen erstarren, wenn er sich die Bedeutung des Platzes überlegte, an dem er hier weilte. Aber er besaß die Unbeschwertheit des Landsknechtes, die ihn auch seine größten Sorgen vergessen ließ. Kein Stückchen seines trockenen Brotes aß er, ohne das Brot und sich mit dem Zeichen des Doppelkreuzes zu segnen, das ihn wohl seine Mutter gelehrt hatte. Als sich einmal einige Nichtgläubige über ihn lustig machten, verwies ich die Spötter darauf, daß es unrecht sei, den alten Mann zu hänseln. Hatte er doch nichts anderes offen getan, als was ich die Spötter selbst heimlich nachts unter der Bettdecke hatte tun sehen.

Das war eine meiner denkwürdigsten Feststellungen: der Druck der Atmosphäre dieses gewaltigen Hauses war so stark, und der Griff seiner Organisation so hart, daß auch gelernte Atheisten in ihrer kreatürlichen Not den lieben Gott um Hilfe baten.

Gewiß glaubte man nicht an ihn. War nicht sein Nicht-Vorhandensein längst bewiesen?! Aber sollte es ihn doch geben — und wer konnte das so genau wissen? — dann war es sicher besser, das Anpochen bei ihm nicht zu vergessen.

Viele Diskussionen führten wir um die Beweisbarkeit seiner Existenz. Die Begriffe, die man verwenden durfte, waren begrenzt, und der Sprachschatz auch unter Zuhilfenahme griechischer und französischer Worte knapp. Aber mit Zähigkeit flochten wir Worte zu Sätzen und Sätze zu Gedankenreihen. Mir wurden die Theorien von der Entwicklung allen Lebens vorgesetzt, deren Konsum die Kinder in meiner Jugend

so altklug machte. Die Antwort auf die Frage nach der Quelle des Lebens blieb man ebenso schuldig wie die nach der Schwelle des Ich-Bewußtseins in der so schönen und glatten Entwicklungsreihe. Meine Dikussionspartner wiegten nachdenklich die Köpfe. Kritisch wurde die Situation erst, als ich sagte, daß auch diese vielleicht schon überholten „Beweise" keine Beweise Gottes seien, sondern unwürdige Krücken des menschlichen Verstandes, nicht viel erhabener als der aus dem Blitz abgeleitete Gottesbeweis des Primitiven. Man gab zu, daß man Wasser nicht nach Metern messen könnte. Man sah ein, daß eine Schnecke in ihrem ganzen Leben keine Ahnung vom Umfang des Äquators gewinnen könne. Aber es war doch schwer zu begreifen, warum sich der menschliche Verstand nicht erst um eine kritische Analyse Gottes bemühen solle.

Die Disputation dauerte einen ganzen Tag. Sie schloß, unter Hinweis auf meine nächtlichen Beobachtungen, mit der Frage: Warum wollt Ihr mit dem Verstande leugnen, was Euer Gefühl bejaht?

Längst hatte ich gemerkt, daß es meinen Gesprächspartnern gar nicht darauf ankam, den lieben Gott aus der Welt hinwegzudiskutieren, sondern daß sie nur nach dem Platz in ihrer Welt suchten, an dem sie sein Bild wieder aufstellen konnten.

Der alte Kosakengeneral, der die Erörterung sicher ungewollt ausgelöst hatte, verschwand eines Nachts. Er wurde hinausgerufen wie zu einem Verhör. Bald darauf kam die Wache, um seine Sachen abzuholen.

In der kurzen Zeit meines Beisammenseins mit den russischen Leidensgenossen war meine Wißbegier unersättlich. Wenn es die lähmende Schwermut, die sich so oft über alle Zellenbewohner senkte, nur irgend zuließ, mußten sie mir erzählen, von Schule und Leben, Familie und Wohnung, Arbeit und Freizeit, Hoff-

nung und Furcht. Es war aufschlußreich, daß ein Mechaniker zwar keinen Garten, aber ein kleines Stückchen Feld vor der Stadt mit bestimmten einfachen Früchten bestellen durfte. Es war wissenswert, daß der Vater eines anderen, einst selbständiger Fuhrmann in einem Städtchen am Ural, Anstellung in einem staatlichen Transportunternehmen gefunden hatte, daß zwei seiner Söhne studieren konnten und daß alle seine Kinder nun über das ganze weite Rußland verstreut wohnten, während die alte Mutter wie eh und je täglich in die von sechsen einzig offengehaltene Kirche ihrer Vaterstadt ging. Der frühere Zögling einer Kadettenanstalt, jetzt Schuster, hatte nicht den Mut, alle seine Gedanken gegenüber seinen Freunden frei auszusprechen. Das war gewiß nicht weniger interessant als das Weltbild, das sich in all diesen Köpfen spiegelte.

Mehrfach hatte ich den Eindruck, daß die sowjetische Führung nicht gut beraten war, als sie einen eisernen Vorhang vor dem Lande ihres gigantischen Experiments herabließ. Vielleicht würde sie in der übrigen Welt mehr Vertrauen erwerben, wenn sie nicht nur einzelne Schaustücke, wie eine moderne U-Bahn, zeigte, sondern einen Blick in das Herz ihres Volkes nach einer 30jährigen Erziehung gestattete. Mehrfach erschrak der Mensch des Westens in mir aber vor dem Ausmaß der Reglementierung des Lebens in diesem System. Selbst die kühnsten, durch Krieg und autoritäres Regime geübten Vorstellungen von möglicher Einschränkung persönlicher Freiheit wurden weit übertroffen.

Tief beeindruckte mich die allgemeine Verehrung für den toten Lenin, in dem alle einen Vater des Volkes sahen. Mir war, als ob alle Wünsche und Bedürfnisse, die der neue Lebensstil unbefriedigt ließ, in die-

sem Lenin-Kult auf einen Nenner gebracht würden mit der Staatslehre, an der niemand vorbei will, darf und kann. Mit Bewunderung sah ich den Grad der gegenseitigen Amalgamierung zwischen kommunistischer Idee und Nationalismus. Fassungslos aber stand ich vor der Erkenntnis eines primitiven Herrschaftsanspruches dieses Volkes, der nur deshalb nicht Imperialismus genannt werden kann, weil er seine Kraft in sonderbarer Mischung gleichzeitig aus der nationalen russischen und aus der ideologisch-kommunistischen Wurzel zieht.

Natürlich wob der Gefangene den Teppich dieses Bildes nur aus der beschränkten Zahl bunter Fäden von Fakten, die ihm selbst erreichbar waren. Aber es mochten ganz andere sein als diejenigen, die einem freien Journalisten zur Verfügung standen.

* * *

Nicht nur Russen, sondern auch Deutsche passierten in diesen kurzen Wochen der unterbrochenen Isolierhaft meine Zelle.

So kam eines Nachts der bekannte Geograph Professor Niedermaier. Es ist unnötig zu schildern, daß Kleidung und Körperzustand des eintretenden Individuums zunächst auf alles andere eher schließen ließen als auf einen deutschen Professor. Wichtiger waren seine Erlebnisse. Er hatte einst verschiedene Mißstände des Dritten Reiches sehr offen und mannhaft gegeißelt und wurde unter dem Verdacht des Hochverrats verhaftet. Beim Zusammenbruch war er aus der Militärhaftanstalt in Torgau nach Karlsbad gekommen und dort frei gelassen worden. Er lebte einige Tage unbehelligt im amerikanisch besetzten Gebiet. Dann ging er als alter Anhänger einer kontinentalen Zusammen-

arbeit freiwillig über die Linie zu den Russen und stellte sich dort. Er wurde verhaftet und über die Gefängnisse in Dresden, Breslau und Kiew hierher nach Moskau gebracht.

Der Art seiner Verhöre stand er beinahe hilflos gegenüber. Er wurde mit den „Duraks", den „Dummköpfen", die man ihm an den Kopf warf, nicht fertig. Er, der gute Kenner des russischen Landes und Volkes, sah keine Brücke über den Abgrund von Mißtrauen, der sich vor ihm auftat. Sein Ausfrager behauptete steif und fest, daß schon seine erste Expedition nach Innerasien, die 1911 durch ein Stück russischen Gebietes führte, ein Unternehmen des militärischen Geheimdienstes gewesen sei, und man warf ihm natürlich seine abenteuerlichen Expeditionen während des ersten Weltkrieges im Vorderen Orient vor, die ihm von englischer Seite den Namen eines „deutschen Lawrence" eingetragen hatten. Ganz zu schweigen von den Mißdeutungen seines langen Moskauer Aufenthalts in der Zeit der deutsch-russischen Zusammenarbeit nach Versailles und Rapallo.

Selbst der von Entbehrungen und Strapazen gestählte Körper des Forschers zeigte tiefe Spuren dieser Gefangenschaft.

Trotzdem konnte der innerlich wohl ausgewogene Mann mir viel von seiner stoischen Ruhe abgeben.

Ein ganz anderer Mensch war der kleine Wiener, der als winziges Bündel von Haut und Knochen eines Nachts bei uns abgeliefert wurde. Seine ganze Lebensenergie schien sich in den großen, dunklen Augen zu konzentrieren. Der Körper war gänzlich matt.

Als ich ihm etwas behilflich war, erzählte er mir. Man hatte ihn, einen deutschen Major, im Jahre 1944 verhaftet, weil er angeblich mit einem Geheimsender doppeltes Spiel getrieben habe. Bei der Eroberung

Wiens kam er frei. Zunächst fand er eine ihm sehr zusagende Beschäftigung. Dann eröffneten ihm die Russen, daß er wegen einiger Fragen schnell einmal nach Moskau müsse, aber bald zurückkehren könne. Frohgemut stieß er zu einem Transport, der auf dem Bahnweg über Odessa viele Wochen unterwegs war. Sie kamen auf der Fahrt in große Not, und einige Gefangene starben. Ihn hielt das Vertrauen auf die versprochene baldige Heimkehr aufrecht — und die Liebe zu seiner Frau, zu der er auch nach dem Ende seiner ersten Gefangenschaft noch nicht hatte gelangen können, da sie in Budapest wohnte. Ich merkte, es machte ihm Freude, von ihr zu erzählen. So kam der arme Kerl zur Ruhe. Dann schlief auch ich ein, mit halbem Ohr nach ihm lauschend.

Gleich beim Aufwachen schaute ich nach ihm und gestand lächelnd, ich hätte von ihm und seiner Frau geträumt. Er wollte ganz genau wissen, was. So berichtete ich von der Straße, dem Zaun, dem Garten, der Tür und einem Zimmer seines Hauses, ja von dem Sessel, den ich im Traum benutzt hätte. Ich schilderte seine Frau und das Kleid, das sie trug und fragte dann scherzend: „Aber sie hatte eine Narbe über dem linken Auge; woher mag die wohl stammen?"

„Na, von dem Autounfall 1943. Mein Gott — es stimmt ja alles, was Sie schildern, sogar die Stellung und Farbe des Sessels. Dabei habe ich Ihnen nichts vom Haus und Garten und nichts von der Narbe meiner Frau erzählt."

Auch ich wunderte mich über den mir ungewöhnlichen Vorgang. Ob der kleine Mann, dem ich meine ganze Aufmerksamkeit zugewandt hatte, so intensive Bilder dachte, daß ich sie wie im Fernsehempfänger aufnahm? Ob die seelische Schälkur dieser Haft dem Menschenkorn trennende Hüllen entriß?

Sehr viel ernstes als dieses kleine Erlebnis ist die Tatsache, daß Niedermaier und der Major mir als erste glaubhafte Berichte über abscheuliche Ereignisse in deutscher Haft gaben.

* * *

Es ist schwer, das Leben in der Lubjanka zu schildern. Was ich früher darüber las, ist jedenfalls falsch. Die mir zu Gesicht gekommenen Berichte behaupteten alle irgend eine Form von brutaler Gewalt und Willkür; sie malten Bilder namenloser Angst und zitternder Furcht.

Brutale Gewalt habe ich nicht gesehen. Sie wäre auch ganz überflüssig, und in der Lubjanka gibt es nichts Überflüssiges. Willkür eines Einzelnen ist das letzte, was dort Raum hätte, wo eine wohldurchdachte Organisation herrscht. Angst und Furcht aber sind, wenn man sie verallgemeinert, Literatur und nicht Leben. Ein Tag, der sich aus Morgen und Abend zusammensetzt, hat für jeden Menschen hinter Gittern Stunden der Furcht aber auch solche der Hoffnung. Mir scheint, daß die Schöpfer der Lubjanka beides bezweckten, um aus ihrem Wechsel ihr erstes Ziel zu erreichen: das Gefühl der völligen Ohnmacht des Häftlings gegenüber der Macht der kommunistischen Idee, inkarniert in den Sowjets, delegiert an die G P U. Denn was von ihr getan wird, das geschieht im Namen des höchsten Zieles auf Erden, des Fortschritts der menschlichen Gesellschaft.

Gewiß durchfuhr mich ein eisiger Schreck, als ich meine Lage in der engen Zelle erkannte. Mich packte nicht Todesfurcht, sondern Angst vor dem Wahnsinn. Aber welch ein unbeschreiblicher Trost war es, als ich mühsam die gedruckte Bekanntmachung buchsta-

bierte, die in meiner Zelle hing. Sie enthielt die Mitteilung von den Pflichten, aber auch von den Rechten jedes Gefangenen, darunter dem Anspruch auf einen täglichen Spaziergang. Also war der Käfig doch keine Folterkammer?

Natürlich überfiel mich die Einsamkeit — sonst wohl vertraut — unter diesen Umständen immer von neuem; wie ein wildes Tier sprang sie mich an. Aber dann kamen die Zwischenzeiten, in denen ich eine Gemeinschaftszelle bewohnte, wieder Menschen sah und Domino mit ihnen spielen konnte.

Wenn man für das gänzlich Unvergleichbare einen Vergleich sucht, findet man ihn nicht in Schreckenskellern und Folterkammern, sondern eher noch in den harten Zuchtanstalten der Fanatiker eines Glaubens.

Sicher ist es möglich, mit Worten irgend einen Grad des Miterlebens einer Seite der Haft zu beschwören und das Gewicht der vielen kleinen und großen Belastungen spürbar zu machen, die sich auf dem Herzen des Gefangenen zu einer Bergeslast häufen. Aber damit ist nicht das große Geheimnis der psychischen Formung entschleiert, dessen Resultat — geständnisfreudige Angeklagte — die erstaunte Welt in allen sowjetischen Prozessen sieht.

Um dieses Geheimnis zu begreifen, muß man selbst einmal den Druck der prägenden Form gespürt haben, die Menschen zu Münzen einer anderen geistigen Währung schlägt oder zerbricht. Es ist fraglich, ob auch eine objektive und nicht einseitige Skizze vom Leben in der Lubjanka mehr als die Technik der Seelenformung zu schildern vermag.

Aber ich spreche da immer von dem Leben in der Lubjanka. Gab es denn dort überhaupt Leben? Mir war das garnicht so sicher!

Man sah zwar neben der eigenen Zellentür andere, ganz ähnliche. Ihre gleichförmigen Reihen verzweigten sich endlos in weitere Gänge derselben Etage, und die war gewiß nicht die einzige. Es gab sieben, acht solcher Stockwerke übereinander, und immer wieder öffnete sich bei Wegen durch's Haus der Blick auf weitere Gebäude des riesigen Komplexes, und ich rechnete mir aus, daß da wohl viele hundert, wenn nicht einige tausend Leidensgefährten sitzen mußten.

Aber gesehen? Nein, gesehen habe ich keinen, kein einziger Insasse der Lubjanka ist mir zu Gesicht gekommen, außer meinen unmittelbaren Zellengenossen. Auch Geräusche des Lebens eventueller Mitbewohner des Hauses waren nicht mehr zu hören, nachdem sich die Schritte und Stimmen der anderen Passagiere meines Flugzeugs in der Tiefe des Gefängnisses verloren hatten.

Auf vielen, vielen Gängen bei Tag und bei Nacht über Treppen und Flure der Lubjanka ist mir nicht einmal einer meiner Mitgefangenen begegnet. Selbst aus der Entfernung habe ich keinen bemerkt.

Kam man auf diesen Wanderungen durch's Haus an eine der vielen, alle Gänge absperrenden Türen, dann schaute der Wächter erst einmal sorgfältig durch ein Guckloch. Einzelne Türen besaßen ein kompliziertes System von Verkehrslampen, die dem kundigen Lotsen das Signal zum Warten, zum Kommen oder zur Umkehr gaben. Kam man an eine ungeschützte Ecke oder Treppe, wurde erst einmal Halt gemacht. Der Wärter beugte sich vor, ohne seinen Griff am Oberarm zu lockern, und hielt Ausschau. Fand er die Luft rein, ging es weiter. Bemerkte er eine Störung, hieß es: Zurück! Man wurde dann in ein Telephonzellen ähnliches Gebilde getan, wie sie überall umherstanden. Fehlte dieser Notkäfig einmal, wurde ich gegen

die Wand gestellt, und die freie Hand des Wärters drückte meinen Kopf mit der Stirn ganz fest gegen die Mauer, damit die Augen nur ja kein verbotenes Leben sähen.

Mehr als einmal fühlte ich diese Hand an meinem Kopf zittern, und immer ging der Atem meines Aufsehern in solchen Momenten der Gefahr einer Begegnung zweier Geleitzüge rascher. Ich möchte nicht Wärter des Zentralgefängnisses der GPU. sein, wenn die Meldung kommt, daß zwei Gefangene einander sahen.

Das Geräusch der Schritte wurde durch die Gummiläufer automatisch verschlungen. Sie scheinen für jedes russische Gefängnis vom primitivsten bis zum modernen obligat zu sein. Die Verhinderung anderer Laute aber war offensichtlich Aufgabe der Wachen. Selten bekam ich einen so wütenden Blick wie damals, als ich auf einem solchen Gang husten mußte. Mein Geleiter überschüttete mich mit einer Flut geflüsterter Drohungen, Befehle und Bitten, zu schweigen. Konnte das Husten denn nicht ein Signal sein? Mir traten die Tränen in die Augen vor dem Reiz im Hals; aber husten — nein, husten tat ich nicht.

Nie sah ich Zellen offen stehen oder auch nur sich gerade noch schließen. Die hunderte von Türen, die ich hundertmal sah, waren so fest geschlossen, als ob ihre Angeln seit hundert Jahren eingerostet wären; die riesigen Schlösser, die sie von außen zierten, konnten noch viel älter sein. Unheimlich war auch das Klappern der gewaltigen Schlüssel, das ohne Begleitung von Schritten gangauf und gangab schwebte.

Das Kunststück der völligen Isolierung jedes Einzelnen inmitten eines von Menschen überfüllten Hauses war ein mich tief berührender Triumph der Organisation, die sich meiner angenommen hatte und alles sich Wehren so nutzlos erscheinen ließ. Besonders in

den Monaten der Einzelhaft quälte mich auf den Gängen des Hauses die Vision, an Reihen von Grabkammern entlang zu wandern, wie einst in den Katakomben des Calixtus bei Rom. Nur fühlte ich mich hier als ihr lebendig begrabener Bewohner.

Die Auslösung dieses Gefühles dürfte dem Erfinder des Systems der Isolierung mindestens ebenso wichtig gewesen sein wie die Verhinderung eines Blickwechsels zwischen zwei Wehrlosen.

Nie sah ich in der Lubjanka eine Handfessel oder hörte von ihrer Verwendung. Die westliche Justiz hat, wie ich inzwischen zu sehen Gelegenheit hatte, die Körperfessel des Mittelalters übernommen und verwendet sie reichlich, auch ohne Not und Gefahr. Die Sowjetjustiz hat diese primitiven Hilfsmittel offenbar nicht nötig. In der Lubjanka jedenfalls hielt der einfache Befehl, die Hände auf dem Rücken zu falten, so fest wie guter Stahl.

Hier wie an mehreren anderen Punkten spürte man deutlich, daß die moderne russische Gefängnisorganisation von Menschen geschaffen wurde, die selbst einmal in Haft saßen, ohne sich als Verbrecher zu fühlen. Sie wissen, was sinnlos quält und vermeinden es. Sie wissen aber auch, was wirkt und benutzen es hart. Der Erfolg ist Unterwerfung. Die russischen Gefängnisse sind — grob gesprochen — voll von Menschen, die sich schuldig fühlen.

Die westlichen Haftanstalten aller Art, die ich sah, sind niemandem unbekannter als denen, die sie anlegten, denen, die Menschen hineinschicken und denen, die sie „besichtigen". Als Resultat rufen diese Institute bei ihren Insassen die Rebellion aller Nerven hervor. Sie sind — grob gesprochen — voll von Leuten, die sich unschuldig fühlen.

Von solchen Gefühlen der Rebellion ist in der Lub-

janka keine Rede. Schon die geschilderte Aufnahmeprozedur ist ja eine sicher nicht ungewollte Demonstration einer omnipotenten Autorität. Mir scheint, als lege es diese irdische Allmacht darauf an, das Persönlichkeitsbewußtsein des Häftlings und damit seinen Willen zu brechen. Sie beschneidet die Kräfte des Leibes und der Seele in der Zeit der schmalen Kost und in der engen Zelle. Sie geht immer wieder bis hart an die Grenze dessen, was der Einzelne nach individueller Beobachtung an physischer und psychischer Belastung noch ertragen kann. Sie nimmt in Kauf, daß diese Experimente tiefe Spuren an Körper und Geist hinterlassen, aber sie überschreitet die Grenze nicht. Jedenfalls nicht absichtlich, denn der eine Fall ausbrechenden Wahnsinns, den ich beobachtete, ist sicher eine Ausnahme.

Nach dem harten Auftakt, der den Gefangenen in die Hölle stürzt, normalisiert sich sein Leben. Es bleibt hart, aber gibt ihn nie dem Gefühl der völligen Rechtlosigkeit preis, das einen Häftling jeder Beeinflussung entrückt, auch wenn sein Körper in Fesseln liegt.

Er hat zu begreifen, daß nicht sein Wille, ja nicht einmal sein körperliches Bedürfnis über sein Tun und Lassen entscheidet, sondern ein Reglement, ein Befehl. Innerhalb des Reglements aber wird ihm sein Recht. Das Lichtsignal bannt ihn auf's Bett und scheucht ihn auf. Ruht er, dann müssen die Hände auf der Decke liegen und der Kopf muß dem Wärter am Guckloch sichtbar bleiben. Seine Zelle ist nachts hell erleuchtet, tags liegt sie im Halbdämmer des grausamen Blechs vor dem Fenster. Nicht Gitter und Kerkertür bilden die Grenze seines Bewegungsbereichs, nein, ein Befehl legt noch zwei Sperrbezirke um sie herum. Er darf nicht laut sprechen. Erscheint eine Uniform, so hat er sich zu erheben. Er darf draußen nicht husten, er darf

niemand sehen, er hat die Hände rückwärts zu falten. Er bekommt keine Post, erfährt nichts vom Geschehen der Welt. Niemand sagt ihm, wie lange er noch in Haft sitzen wird, oder was morgen mit ihm geschieht.

Holt man ihn zu einem Verhör, was meistens nachts der Fall ist, dann wird nicht etwa sein Name gerufen; es wird nicht einmal gesagt, daß es sich um eine Vernehmung handelt. Die Regisseure dieses Hauses haben einen so einfachen Vorgang zu dramatisieren verstanden: Ein Schlüssel rasselt, ein Schloß springt auf, der Wärter tritt ein. Sechs Männer liegen längst wach, aber rühren sich nicht.. Der Uniformierte tritt an das erste Bett, beugt sich herunter und flüstert: „Welcher Name?" Mit einem Hauch nur antwortet der Gefragte. Nicht einmal der Nachbar kann etwas hören. Der Wächter schüttelt den Kopf. Der Mann, der nicht gemeint ist, atmet auf, jener aber schreitet von Bett zu Bett, bis er schließlich nickt. Der, den's trifft, fährt unter der Decke hervor, legt sie sorgfältig zusammen, stürzt in die Kleider, die Schuhe, und ist im Augenblich fertig. Dann geht es ab. Wohin?

Ja, das Wohin ist eben die Frage! In der Mehrzahl der Fälle handelt es sich ja um ein Verhör. Aber der Auftakt zu einer Verlegung in eine andere Zelle, ein anderes Gefängnis oder eine andere Stadt spielt sich nicht anders ab. Die Zurückbleibenden merken die Abreise eines Kameraden erst, wenn die Tür sich nach einigen Augenblicken nochmals öffnet, und der Wärter die Sachen des Abgeholten verlangt. Keiner, der verlegt wird, kann seine kleinen Hebseligkeiten selber zusammenraffen, keiner kann sich von seinen Gefährten verabschieden. Er wird herausgegriffen wie ein Vogel aus der Volière, wie ein Fisch aus dem Aquarium. Er hat keinen Anspruch auf Abschiedszeremonien.

Aber damit sind die möglichen Bedeutungen eines nächtlichen Aufrufs nicht erschöpft. Es kann sich ebensogut um das Signal zum Vollzug oder gar zur Vollstreckung eines Urteils handeln, das der Betroffene noch garnicht kennt. Denn zweimal im Monat tagt in der Lubjanka ein Tribunal, das aus drei Männern besteht. Es fällt seine Sprüche auf Grund von Akten und Protokollen ohne Anhörung des Betroffenen. — Im Falle des Kosakengenerals dauerte es auffallend lange, bis die Sachen abgeholt wurden. Er trat wohl eine Reise an, auf der er nichts von seinen kleinen Habseligkeiten mehr brauchte. (Seither freilich meldete die Sowjetunion die Abschaffung der Todesstrafe.)

Mehr als alles andere aber scheint der Abtransport zur Zwangsarbeit gefürchtet zu sein, der sich nicht anders ankündigt.

Der Phantasie des nächtens Geweckten ist also keine Grenze gesetzt, und gerade das ist ein Mittel, ihn mürbe zu machen.

Aber warum so weit schweifen? Es gibt viel näher liegende Beispiele für die Brechung menschlicher Willenskräfte. Zu einer durch keine Beobachtung vorher zu berechnenden und täglich wechselnden Zeit zwischen sechs und acht und zwischen sechzehn und achtzehn Uhr wird der Gefangene in einen einfachen Toilettenraum geführt. Er hat dort genau vier Minuten Zeit, um die Bedürfnisse seines Körpers zu erledigen und sich und sogar vielleicht noch ein Taschentuch zu waschen. So sprungbereit er auf das Signal zu diesem Gang auch wartet, es kommt ihm doch immer überraschend.

Den weisen Orgnisatoren dieses Gefängnisses ist gewiß nichts Menschliches fremd. Daher ist im Reglement auch der Fall vorgesehen, daß ein Körper diesen Gang

einmal gebieterisch zu einer anderen Stunde verlangt. Dazu bedarf es einer ärztlichen Erlaubnis, die man frühestens am nächsten Morgen für den nächsten Abend beantragen kann. Oh, was hörte ich Menschen gerade über diesen Punkt jammern. Wie entsetzt war einer, der sein Ziel endlich erreicht hatte, und der als Simulant beschimpft wurde, weil er beim überraschenden Eintritt einer kontrollierenden Ärztin ganz geniert zu früh die Wasserflut auslöste.

Man sieht, ärztliche Versorgung ist vorhanden. Für wirkliche Krankheiten gibt es auch Heilmittel. Junge Mädchen als Helfterinnen des Arztes, die uns als Abgesandte des Himmels in der Hölle erschienen, bringen sie, von höflichen Wärtern geleitet, in die Zellen.

Der Hunger und seine Folgen aber stehen nicht auf der Liste der zubehandelnden Krankheiten. Beschwerden, die auf die rasche Gewichtsabnahme zurückzuführen waren, wurden nicht zur Kenntnis genommen. Wer sie zur Sprache brachte — wir Deutschen taten es garnicht — bekam die Antwort: das Gefängnis ist kein Sanatorium. Ein Wort, das ich später noch oft zu hören bekommen sollte; freilich nicht als Verteidigung, sondern als Anklage gegen frühere Einrichtungen in Deutschland.

Auch einen Frisör gibt es in der Lubjanka. In ihm lernte ich einen Spezialisten besonderer Art kennen. Er ging nur mit der Haarschneidemaschine auf Kundschaft. Er setzte sie am Kinn an, fuhr über die Koteletten zum Haupthaar und endete wieder am Kinn. Virtuos erledigte er Haarschnitt und Rasur in einem Arbeitsgang. Er kam zweimal im Monat, also zu früh für Scheitel und Vollbart, zu spät für bartlose Tracht.

Selbst das kärglichste Essen wurde von einem Koch in weißer Schürze und Mütze gebracht. Aber nicht alles Essen war kärglich. Es gab sicher mehr als ein halbes

Dutzend Verpflegungsstufen. Allein in meine Sechserzelle wurden bis zu vier verschiedene Menus gereicht. Ich nehme an, daß die Nüancen der Ernährung ein wesentlicher Faktor in der Rechnung der Psychologen sind, denn die Skala ist nicht klein. Als ich wohl etwas zu klapprig und unansehnlich geworden war, stieg ich auf ihr ganz wesentlich höher. Es war die Zeit, da die Zeitungen meinen Namen als Angeklagten in einem großen Prozeß nannten. Doch war ich auf Journale nicht mehr abonniert.

Auch einen Kundendienst gab es in diesem Hause der Überraschungen. Jeden Vormittag kam der kommandierende Sergeant des Zellen-Rayons persönlich, von seinem Adjutanten begleitet, mit einem Notizbuch zu allen Bewohnern seiner Zimmerflucht, um sich nach ihren Wünschen oder Beschwerden zu erkundigen. Beschwerden äußerte freilich niemand. Wünsche dagegen? Ich konnte es ja probieren. Systematisch fing ich unten an.

An einem Tage, an dem das Gesicht des Gewaltigen nicht allzusehr umdüstert war, verwies ich schüchtern auf den traurigen Zustand meiner Schuhe. Die Sohlen hatten sich noch in Berlin beim Gang über heiße Trümmer gelöst. Weil ich auf die Gehflächen nicht verzichten wollte, hatte ich die eine mit dem Taschentuch am Oberleder festgebunden. Ob man sie nähen würde? Ich konnte ja nur ein paar russische Brocken, aber die Schuhe sprachen für sich. Die Antwort war, wir seien hier nicht beim Schuster, sondern im Gefängnis.

Ich gab den Mut nicht auf. Bei nächster Gelegenheit, natürlich erst einige Tage später, demonstrierte ich meinen Anzug, der seit der gründlichen Sektion bei der Einlieferung jeden inneren Halt verloren hatte. Ich fragte nach einer Gefängnis-Schneiderei. Die Antwort war ablehnend und enthielt auch keinen Hinweis auf andere Behelfsmöglichkeiten.

Erst als ich die russischen Worte für Nähnadel und Faden erfahren hatte, bekam ich ab und zu beides. Nun konnte ich die frackartigen Schöße meines Rockfutters wieder an ihren Platz heften, und vor allem die Aufgabe des Haltens der Hose wieder an einen Knopf abtreten.

Meine tropfenweise vorgebrachten Bitten um Zahnbürste und Seife, Bleistift und Papier verfielen der Ablehnung dieser Instanz. Bei einem überraschenden Besuch des Gefängnisdirektors dachte ich an diese Dinge nicht. Da sah ich nur gänzlich erstaunt das gütige und sympathische Gesicht eines älteren Obersten. Es trug tiefe Runen des Lebens und Denkens. Damals war ich noch sehr überrascht.

Einmal bat ich nach längerer Einzelhaft um Bücher. Ich suchte nach einer Zuflucht vor meinen eigenen Gedanken, die sich immer heftiger jagten und zu entgleisen schienen. Sofort bekam ich einen Stoß Lektüre in drei Sprachen, von Shakespeare und Heinrich Heine über Robinson Crusoe und Lasalle zu Lenin und der Zeitschrift des Seydlitz-Komites. Mit einem Seufzer der Erleichterung las ich die Titel, naschte bei Heine und widmete mich Shakespeare. Gerade baute sich meine gemarterte Vorstellungskraft die schwarzen Wände der Zelle zum Atrium in Cäsars Hause um, da öffnete sich die Tür — meine Brille wurde abgeholt! Ich konnte keinen Buchstaben mehr lesen. Die Brille erhielt ich nicht wieder.

Der Oberst, den ich um deren Rückgabe bat, erklärte, es sei keine Brille von mir da. Ich bat um Beschaffung eines neuen Augenglases. Der Oberst versicherte, das liege außerhalb des Bereiches seiner Möglichkeiten. Da sich der Vorgang in der zweiten Periode meiner Einzelhaft abspielte, nannte ich den Namen

des Sängers, mit dem ich vorher in der Gemeinschaftszelle zusammengetroffen war, denn ich wußte zufällig, daß er zwei Brillen besaß, die der meinen ähnlich waren, und ich schlug in meiner Verzweiflung vor, ihn zu bitten, mir eine zu borgen. Die großen blauen Augen des Gefängnisdirektors zuckten nicht einmal, als er mit betonter Korrektheit feststellte: „Einen Gefangenen dieses Namens gibt es in diesem Hause nicht." Sollte er entlassen worden sein? Ich nannte die Nummer der Zelle und das Datum meines letzten Zusammenseins mit ihm. Der Oberst antwortete: „Sie müssen sich irren. Einen Gefangenen dieses Namens gab es auch nicht."

Als man später eine Unterschrift von mir haben wollte, lehnte ich ab mit dem Hinweis auf das Fehlen der Brille, aber verwies auf die Gläser des Sängers. Der vernehmende Kommissar rief bei der Gefängnisdirektion an und hörte, daß ein Mann dieses Namens nicht da sei. Ich zuckte die Achseln, lehnte aber eine Kenntnisnahme des fraglichen Dokumentes durch Vorlesen ab. Nach einem Hin und Her von mehreren Stunden gab man mir ein leidlich passendes Augenglas. Ich erkannte es als das des Sängers. Es wurde mir sofort nach Gebrauch wieder abgenommen.

Das Fehlen der Brille machte mich sehr unglücklich. Ich versuchte sie durch Papier zu ersetzen, das ich zu einem dünnen Rohr zusammendrehte. Ich konnte die Buchstaben dann einzeln erkennen, aber die Augen schmerzten zu arg. Schon nach der Lektüre einer einzigen Seite gab ich es auf.

Zum Schluß bat ich, noch irgend jemanden zu mir in meine Einzelzelle zu legen. Man entsprach dem Wunsche und brachte den russischen Ingenieur, den ich schon kannte. Stundenlang las er mir, mühsam buch-

stabierend, Worte vor, die er nicht verstand, und die mich in ein Land ohne Gitter führten, in die Welt des freien Geistes. Immer werde ich mich diesem Manne verpflichtet fühlen.

Eine herbe Enttäuschung bedeutete meistens der Spaziergang, der in der Lubjanka zu den verbrieften Rechten des Gefangenen gehört und irgendwann zwischen den frühesten Morgenstunden und dem spätesten Abend fällig ist. Nachdem er für mich eingesetzt hatte, also nach einigen Wochen, führte er tief hinunter in einen engen, kleinen Hof, eigentlich mehr einen Lichtschacht, zwischen sechs- oder achtstöckigen Gebäuden. Er bot Raum für einen Kreis von zwanzig Schritten Durchmesser, in dem wir zu zweien im Gleichschritt umhergingen, auch dort die Hände auf dem Rücken gefaltet. Einmal, als unser Termin in die Mittagsstunde fiel, trafen die Sonnenstrahlen, die sonst hoch oben an der Hausfront hingen, einen kleinen Sektor dieses Loches. Als ich in meinem Hunger nach Sonne auf dem bestrahlten Fleck stehen bleiben wollte, wurde ich aufgefordert, weiter zu gehen. Ähnliches geschah mir auch in Nürnberg. Ich legte dann den Kopf weit in den Nacken. Die Füße kannten den Weg schon allein. Ich aber sah wenigstens ein Stück Himmel, dessen Bild kein Gitter zersägte.

Der dunkle Punkt dieses Hofes war sein Geruch, denn hier trat die Abluft der Waschküche aus. Die beißenden Schwaden waren so dicht, daß man auf einem Viertel des Kreises den Atem lieber anhielt und eigentlich nicht ungern nach fünf Minuten in die Zelle zurückkehrte.

Den besseren Ausgehplatz in dem Viel-Klassen-Staat dieses Gefängnisses lernte ich erst später kennen. Er lag auf dem Dach. Zwar war er nicht größer, und mit

etwa drei Meter hohen Blechwänden abgesperrt, aber er lag ungleich freier.

Dies alles gehört zu der einen Seite des Lebens in der Lubjanka, derjenigen, die dem Gefängnisdirektor untersteht und von der ständigen Begleitung oder Beobachtung durch einen Wächter bestimmt ist. Die andere Seite ist das Hoheitsgebiet des vernehmenden Kommissars. Ich kann mich ihr nicht zuwenden, ohne ein zusammenfassendes Werturteil über die Wachen zu geben. Ich wage es, weil ich genug Vergleichsmöglichkeiten besitze, nachdem ich durch die Hände so vieler Wärter aus drei Nationen gegangen bin, daß ich neu geboren werden müßte, um ihre verhaßten Spuren los zu werden.

Trotz einer tiefen Abneigung gegen alles, was Gefängniswärter heißt, kann ich vom Personal der Lubjanka nur sagen: es ist vorzüglich. Streng führt es eine harte Gefängnisordnung durch, die mich fast zur Verzweiflung trieb, obwohl ich nach dem Zusammenbruch meines Vaterlandes meine Ansprüche an das Leben auf ein Mindestmaß herabzudrücken bereit war. Ausnahmen von der Vorschrift wurden in keinem Fall gemacht. Aber die Vorschrift wurde ohne Haß, ohne Hohn, ohne Triumph, ja ohne alle die Leidenschaften erfüllt, gegen die ich mich später so oft wappnen mußte. Dabei sahen die kommunistischen Wächter in mir, dem Antibolschewisten, sicher etwas besonders Hassenswertes.

Sie waren sogar frei von der bösesten Untugend eines Kerkermeisters, schlechte Launen an Wehrlosen auszulassen oder kleine Meinungsverschiedenheiten einseitig durch Schikanen auszutragen. Trat mir die Leidenschaftslosigkeit russischer Wärter zuerst als maschinenhafte Fühllosigkeit entgegen, so änderte sich

das später. Man borgte mir z. B. beim Spaziergang eine Mütze, wenn ich, aus der fensterlosen Zelle kommend, Regen antraf. Oder man fuhr mich mit dem Fahrstuhl, als mir, auf dem Höhepunkt der Hungerkur, das Treppensteigen schwer fiel. Im engen Käfig hörte ich manches ermutigende Wort, und wenn es eine Erleichterung gab, freute sich der Wärter mit, ohne sich zu verbrüdern. Er tat es als Mensch.

An den Fingern einer Hand kann ich die kommandierten oder beruflichen russischen Wärter herzählen, die sich in meiner Gegenwart irgendwie gehen ließen. An den Fingern einer Hand könnte ich die westlichen Wächter nennen, die das nicht taten. In der Lubjanka hörte ich die Geschichte eines russischen Generals, der aus einer der unerfreulichsten Zellen dieses Hauses heraus unmittelbar und ohne Übergang zur Übernahme eines Korps-Kommandos an die Front fuhr. Sie erscheint mir glaubhaft. Ich kenne auch die Namen vieler Ausländer, die nach dem Gang durch dieses Fegefeuer unverbittert in russische Dienste traten.

Das ist ein Triumph der Organisation dieses Institutes und ein Erfolg seiner Wärter, nicht der Kommissare.

* * *

Der Gang zum Verhör führt durch viele Türen. An einer derselben saß eine uniformierte Wärterin. Sie legte mir eine große Blechplatte vor, in die ein ovales Loch geschnitten war. Darunter sah ich Papier. Sie drückte mir einen Federhalter in die Hand und verlangte, daß ich meinen Namen da hineinsetze. Natürlich weigerte ich mich. Ich bedeutete ihr, daß ich sehen möchte, was ich unterschreibe. Sie lehnte ab mit dem Hinweis, daß es sich nur um eine Namensquittung

beim Verlassen des eigentlichen Gefängnisses handle, und daß ich das ganze Blatt nicht sehen dürfe, weil ich dann die anderen Namen lesen könne. Ich erklärte, ich wolle wenigstens die mich betreffende Zeile sehen, sonst unterschriebe ich nicht.

Mit stoischer Ruhe meinte sie, dann könne ich nicht passieren. Sie habe Zeit, und wenn ihre Schicht vorbei sei, käme Ablösung.

Der Wärter, der mich eskortierte, drängte. Lichtsignale, die weitere Gefangene ankündigten, blitzten auf. Schließlich entschloß ich mich, zu schreiben. — Lange ging mir diese sich ewig wiederholende Leistung einer blinden Unterschrift gegen den Strich. Schließlich gewöhnte man sich daran. Es war wie eine ständige Übung der Erfüllung einer immer belangloser werdenden Formalität.

Im Bürohaus wurde man irgendeinem Vernehmer abgeliefert. Mit Ausnahme des ersten Verhörs fand man immer dasselbe Klischee: den Stuhl vor dem Tisch, der die Distanz von einem Schreibtisch hielt, sowie die Lampe, die mich anstrahlte, aber den Ausfrager im Dunklen ließ und den Mann, der keinen oder nur ganz selten seinen richtigen Namen nannte. Alles wie bei dem Großvater von Sherlok Holmes.

Längst hatte ich mir abgewöhnt, hinter dem blendenden Licht irgend etwas zu erkennen. Meine Augen wanderten stets zum Fenster, das frei war von Gitter und Blech.

Oft griffen die Fragen rasch hintereinander an. Dann achtete ich darauf, daß die Antworten sauber von einander getrennt blieben. Oft ließen die Fragen viele Minuten auf sich warten. Ich gewöhnte mich daran, seit ich eine bestimmte geistige Technik des Verhörtwerdens erlangt hatte. Sie bestand darin, mein Wissen zu öffnen und mein Fühlen zu schließen.

Kein Interrogater der Welt konnte mir peinlichere Fragen stellen, als ich sie mir selbst in der erzwungenen Einsamkeit gestellt hatte.

Ich spürte, daß die Vernehmungen der ersten Monate nur der Erfassung dessen dienten, was die Russen aus meinem Wissensbereich interessierte. Sie waren enttäuscht, daß ich ihnen kein vergrabenes Gold und keine versteckten Kunstschätze nachweisen konnte. Sie waren mißtrauisch, weil ich nichts über geheime Aktionspläne der fünften Kolonne zu sagen vermochte. Sie waren indigniert, daß ich die Existenz solcher Pläne in Zweifel zog mit dem Hinweis, daß meine Partei ja national gebunden und beschränkt war, ihre Ideen nicht als Ausfuhrartikel betrachtete und deshalb den Vortrupp in aller Welt entbehrt hätte, der einer universalen politischen Lehre ganz natürlich zuwächst. Sie liebten es, das journalistische Nachrichtenwesen, auf dem ich ein Spezialist war, mit dem militärischen Geheimdienst, der mir fern lag, zu verwechseln.

Schon in dieser Periode der Ausschöpfung meines etwa vorhandenen Bestandes an Wissenswertem wurden auch Fragen irgend einer Schuld erörtert. Aber ich hatte den Eindruck, daß sie nur als Mittel zur Erhöhung meiner Antwortbereitschaft berührt wurden. Ich wunderte mich, daß man nicht merkte, welche gegenteiligen Folgen dieser versuchte Druck hatte. Keiner meiner Vernehmer führte ein Gespräch auf der Basis der Offenheit, die nach einem Kampf auch unter Feinden Vertrauen schafft, wie es das erste Verhör in Moskau gezeigt hatte.

In Ton, Haltung und Benehmen machten diese Kommissare denselben Fehler, den ich später noch so oft beobachten sollte. Sie schmückten sich mit den bunten Federn ihrer Macht. Dies Spiel begann mit einem be-

tont schlechten Benehmen, das dem Gefangenen offenbar seine eigene ganze Erbärmlichkeit vor Augen führen sollte. Es steigerte sich bei einem jungen Mann, einem Oberleutnant, dem meine Zurückweisung einer beleidigenden Unterstellung nicht paßte, zu der Frage: „Soll ich Ihnen den Hintern grün und blau hauen lassen?"

Es ist alles andere als leicht, mit solchen Kränkungen und Drohungen fertig zu werden. Steht man ihnen plötzlich gegenüber, dann hat man sich mit der Tatsache auseinanderzusetzen, daß man wehrlos ist und wie ein vom Baum gelöstes Blatt durch jeden politischen Wind in irgendeine Gosse geweht werden kann. In dem Augenblick aber, in dem man die letzte Konsequenz der Wehrlosigkeit einmal begriffen hat, ist man innerlich wieder frei. Kränkungen und Drohungen gleiten ab. Sie werden als Ersatz für fehlende Argumente erkennbar. Und aus dieser Erkenntnis bildet sich der Panzer der moralischen Impertinenz, der gewiß nicht zu den empfehlenswerten Requisiten eines normalen Lebens gehört, der aber in solchen Lagen nicht gut zu entbehren ist. Ich lernte außerdem, meinen Augen und Ohren die Aufnahme äußerer Eindrücke in gewissen Situationen zu verbieten. Schließlich wußte ich, wenn sich ein Interrogater mir gegenüber etwas vergab: Ich habe die erste Runde gewonnen.

Trotzdem wechselte kaum einer meiner Partner den Kampfstil. Im Gegenteil. Je weiter wir im Laufe der Vernehmungen aus dem Gebiet des Ausfragens in den Bereich der Vorwürfe oder Schuldbehauptungen kamen, umso häufiger wurde die primitive Beschimpfung. Auf die Dauer stumpfte sie ab.

Bei diesen Erörterungen der Schuld, insbesondere meines Landes, kam mir natürlich zugute, daß ich als

politischer Journalist viel mehr politische Fakten kannte als meine Vernehmer. Aber wenn ich geglaubt hatte, daß diese Tatsache mich vor ungerechten und unbilligen Vorwürfen, denen ich viele Landsleute hilflos preisgegeben wußte, schützen würde, dann war das ein Irrtum.

Es war, als ob sich bei diesen Verhören harte Tatsachen in der Säure des Vorurteils auflösten. Selbst Ereignisse, die jedermann kannte, und über die auch die Sowjetpresse berichtet hatte, existierten einfach nicht, wenn sie dem Manne im Schatten nicht paßten. So. z. B. die öffentlich bekundete Stellungnahme der Sowjetregierung zur Kriegsschuldfrage im Herbst 1939, oder Fälle von Neutralitätsverletzungen, Anfang 1940, die ihre Urheber selbst zugaben und nur als Akte eines Notstandes begründeten. Die Liste dieser Beispiele ließe sich um hunderte vermehren. Ich hatte oft das Gefühl, beim Schachspiel zu sitzen mit guten Chancen gegenüber einem Gegner, der mir plötzlich das Schachbrett um die Ohren haut und erklärt: „Siehst Du, nun habe ich Dich doch geschlagen."

Zu gewissen Fragen, die ich in Moskau vor tauben Ohren und vor den stummen Wänden der GPU.-Zentrale beantwortete, konnte ich in Nürnberg öffentlich noch einmal Stellung nehmen. Ich bemühte mich, noch in der Nuance der Formulierung das damals Gesagte zu wiederholen.

Erschwerend kam zu allem anderen ein naiver Nationalstolz der russischen Vernehmer. Er überraschte selbst mich, der ich alle Erscheinungsformen des Nationalismus und vor allem die seltsamen Resultate seiner Kreuzung mit einer die Welt beanspruchenden Idee zu kennen glaubte. Erstaunt hörte ich ganz neue Deutungen der deutsch-russischen Geschichte oder etwa

den Satz eines höheren Offiziers: „Sehen Sie, dreieinhalb Jahre haben Amerika und England gegen Japan gekämpft, und es nicht besiegen können. Als Rußland eingriff, kapitulierte es sofort."

Das entscheidende Merkmal aller Verhöre aber war die brillante Dialektik, über die jeder Vernehmer verfügte. Mochte sein Wissen um die zur Rede stehenden Dinge auch begrenzt sein — die Waffe dieser Dialektik in der Hand von Männern, die fanatische Anhänger ihres politischen Glaubens waren, und die die Fähigkeit hatten, unbequeme Dinge zu ignorieren, schlug alles.

Von ihrer Selbstsicherheit ging eine Kraft der Suggestion aus, deren Wirkung ich spürte, obwohl ich doch viele Argumente schon aus dem früheren Kampfe der Meinungen kannte. Ihre Wirkung auf andere kann ich mir nur zu gut ausmalen.

In den Zimmern der vernehmenden Kommissare spielt sich der Vorgang der Prägung des menschlichen Münzmetalles ab, das drüben im Gefängnis weich gemacht wird, je nach dem Grade seiner Sprödigkeit in verschiedenen Hitzestufen.

Der ganze Vorgang ist so angelegt und so durchdacht, daß diese Formgebung nicht einmal einen Meister erfordert, sondern sozusagen Gesellenarbeit ist. Es waren nicht souveräne Geister, die ich dort beobachtete, sondern nur Funktionäre. Aber sie waren durchdrungen von ihrer Idee und überzeugt von ihrem Recht. Fast könnte man sagen, daß die Kommissare nur der Prägestock sind, der sein eigenes Abbild weitergibt.

Auf jeden Fall gehen aus den Händen dieser Verhörs-Beamten der GPU. die Menschen hervor, die nun selbst überzeugt sind, einen Irrtum begangen zu

haben. Es ist gleichgültig, ob dieser Fehler sie dann vor die Schranken eines Gerichts führt, oder ob man ihnen gestattet, wieder irgendwo in der Sowjetgemeinschaft tätig zu sein. Im letzteren Fall werden sie sich besonders eifrig bemühen, nicht von neuem auf einen Irrweg zu geraten. Kommen sie vor Gericht — nun, dann allerdings scheint der kleine Kunstgriff des Versprechens auf Milde erlaubt zu sein für den Zweck der Freihaltung des einmal erbohrten Brunnens der Reue. Aber das ist schon eine Schlußfolgerung aus späteren Beobachtungen.

Zunächst einmal wandte man sich meiner Person zu und versuchte mich auf den Titel und die Stellung eines Vertreters von Dr. Goebbels festzulegen. Eine Bestätigung dieser Behauptung wäre eine Unwahrheit gewesen. Darum verwies ich auf die Instanzen, die zwischen Goebbels und mir standen und betonte meine niemals überschrittene Rolle als Leiter einer von zwölf Abteilungen des Propaganda-Ministeriums.

Mißtrauisch glaubte man wohl, ich wollte meine Stellung verkleinern. Es war überaus bezeichnend, daß man gar nicht den Versuch einer objektiven Tatsachenfeststellung machte, die kinderleicht gewesen wäre, sondern eine völlig andere Richtung einschlug. Man fragte nämlich: „Wenn man sagen würde: ‚Fritzsche, der Vertreter von Dr. Goebbels', würde dann wirklich jedes Kind in Deutschland wissen, wer gemeint ist, oder würde man über eine falsche Formulierung lachen?"

Ohne andere Reflexionen als die durch die Frage selbst bedingten, antwortete ich: „Man würde wissen, wer gemeint ist; nur ganz wenige würden lachen, denn kaum einer unter hundert hat sich über meine Stellung Gedanken gemacht."

Diese Antwort wurde mit sichtbarer Genugtuung aufgenommen und genau notiert, was ganz selten geschah. Während der Oberst schrieb, hatte ich Muße, über die Sache nachzusinnen. Ich dachte an die Insassen dieses Hauses, die bei unklaren Fällen für Jahre festgehalten werden. Da empfand ich ebenfalls Genugtuung über die klare Antwort auf eine sophistische Frage...

Etwa um dieselbe Zeit tauchten aus dem Strudel der Fragen einige Brocken auf, deren Sinn ich nicht zu deuten vermochte. So wollte man von mir wissen, ob ich nicht auch beobachtet hätte, daß deutsche Soldaten Kinderspielzeug in den besetzten Gebieten geraubt und ihren Kindern mitgebracht hätten.

Ich erwiderte, viele deutsche Soldaten hätten in besetzten Gebieten Spielzeug gekauft, allerdings kaum im Osten. Einen Raub hätte ich nie gesehen. Ich hielte ihn nicht für glaubhaft, da ich nicht einmal die Wegnahme einer Uhr durch einen deutschen Soldaten festgestellt hätte.

Man sprach von Beute, die im Großen gemacht worden sei. Ich gab zu, von der Kriegsbeute zu wissen, über die ja sogar amtliche Veröffentlichungen herausgegeben worden waren. Ich wisse nicht, ob diese Kriegsbeute, wie behauptet werde, von führenden Männern für private Zwecke mißbraucht worden sei. Ausnahmen seien möglich, denn Lumpen gebe es überall, aber man könne nicht sagen, daß Raub in der Wehrmacht Sitte gewesen sei.

Ja, aber man habe aus Rußland gestohlene Puppen in Deutschland wiedergefunden.

Ich lehnte weitere Äußerungen ab.

Da diese Frage drei oder viermal berührt wurde, drängte sich mir der Gedanke auf, daß vielleicht in

einem Prozeß gerade eine solche Sache ein besonders wirksames Detail wäre, und deshalb gesucht würde.

Ein andermal fragte mich der Kommissar, ein Oberst, ob ich im Falle der Eroberung Moskaus durch die Deutschen die Absicht gehabt hätte, im Moskauer Rundfunk zu sprechen.

Ich antwortete, daß ich weder in Prag, noch in Warschau, Paris oder einer anderen eroberten Hauptstadt vor das Mikrophon getreten sei. Warum hätte ich es in Moskau tun sollen? Gewiß hätten eroberte Sender Teile der deutschen Heimatprogramme für die Soldaten übernommen, darunter sicher auch Beiträge von mir. Gesten des Triumphes aber seien mir immer barbarisch erschienen.

Mehrfach kam der Oberst auf diese Frage zurück und meinte schließlich, ich könne es ihm doch wenigstens persönlich und ganz privat sagen; es interessiere ihn, ob ich Absichten mit dem Moskauer Rundfunk gehabt hätte.

Ich mußte ihn enttäuschen.

Suchte man populäre Stichworte für einen Prozeß gegen mich? Beide Anzeichen wiesen darauf hin, daß es dann eine öffentliche Verhandlung wäre, keine geheime Beratung des Drei-Männer-Tribunals, das die weitaus meisten Fälle der Lubjanka zu erledigen schien.

Aber wessen wollte man mich anklagen? Keine einzige Vernehmung hatte einen Anhaltspunkt für die Beschuldigung geboten, irgendwo ein geschriebenes Gesetz oder ungeschriebene Menschenrechte verletzt zu haben. Man hatte mich als Antikommunisten behandelt, beschimpft und — respektiert. Wenn ein Prozeß geführt werden sollte, so konnte es nur ein ganz ungetarnter politischer Prozeß sein.

Da kam es im September plötzlich zu einer Szene, die alles veränderte. Zum Verhör vorgeführt, wurde ich nicht befragt, sondern in einer Weise mit Schmähungen überschüttet, die alles bisher Erlebte weit überbot. In der Erkenntnis, daß Beschuldigungen gegen mich persönlich ihre Wirkung längst verloren hatten, verzichtete man auf sie. Hier handelte es sich um Behauptungen, die ich bis dahin nur als Gegenstand der gegnerischen Kriegspropaganda gekannt hatte, und die nun als erwiesen bezeichnet wurden. Es wurde von Millionen und Abermillionen Opfern einer systematischen Mordpolitik gesprochen und eine Schilderung entsetzlicher Greuel gegeben. Aus ihr wurde die Folgerung gezogen, daß jeder Deutsche ein Dieb, Räuber und Mörder sei. Mit dieser Folgerung in immer neuen, aufpeitschenden Formulierungen wurde ich überfallen.

Ich wußte es damals nicht, aber es war der Umriß und das Wesen der Nürnberger Anklage, dramatisiert zu einem Angriff nicht gegen mich, — der hätte in meinen Augen ihre Glaubhaftigkeit abgeschwächt — sondern gegen jeden Deutschen.

Unter diesen Vorwürfen, die buchstäblich stundenlang variiert wurden, bäumte ich mich auf. Ich versuchte, den Oberst zu unterbrechen. Ich versuchte Stellung zu nehmen zu einzelnen Punkten, die ich für gänzlich unmöglich hielt. Er überschrie mich, und der Dolmetscher übersetzte meine Worte gar nicht. Ich verlor völlig die Nerven und rief schließlich nur: „Es ist nicht wahr — es ist ja nicht wahr — nein, nein! es ist nicht wahr."

Länger als eineinhalb Stunden dauerte die Attacke.

Dann wurde ich in meine Einzelzelle abgeführt und acht Tage nicht wieder zum Verhör geholt. Eine solche

Pause hatte es vorher nie gegeben. Nun wirkte und fraß das Gift des Gehörten in mir. Dies war die dunkelste Woche in den dunklen Monaten der Lubjanka.

Nachdem die Führer, denen ich folgte, in den Tod geflohen waren, nachdem die Idee, die starke Kräfte meines Volkes zu wecken vermochte, zum Verbrechen gestempelt werden sollte, nachdem mein Land als Staat nicht mehr existierte, hatte ich in diesen Monaten als einzige Realität, an die ich mich noch anzulehnen vermochte, den reinen Glauben der Millionen gesehen, die so viel gearbeitet, gekämpft, geopfert und gelitten hatten. Sollte es sich herausstellen, daß alles Lug und Trug und Fehler und Verbrechen war, dann blieb — so folgerte ich — der ideelle Wert dieses Opfers wegen der Lauterkeit seiner Motive, auch wenn es auf dem Altar falscher Götter dargebracht sein sollte.

Nun sah ich diesen meinen letzten Halt bedroht durch die Behauptung einer Gesamtschuld.

Ich war damals der Auffassung, daß diese These einer Gesamtschuld niemals ernsthaft in einem öffentlichen Prozeß vertreten werden konnte. Sie war höchstens als agitatorische Parole in die Öffentlichkeit zu werfen. Ich überlegte weiter, daß dann gewiß diejenigen, die vielleicht noch einen Beitrag zur Aufklärung des ganzen Geschehens leisten konnten, hinter verschlossenen Türen abgeurteilt werden müßten. Ich glaubte nunmehr fest an das interne Gericht unter Ausschluß der Öffentlichkeit.

Nach einer Woche wurde ich wieder zum Verhör geholt. Es fiel kein Wort über die Szene bei der letzten Vernehmung, vielmehr entwickelte sich eine Unterhaltung über alles und nichts. Das Gespräch blieb einseitig. Man befragte mich über meine Zelle und Verpflegung. Ich antwortete kurz. Der Oberst erklärte,

überrascht und entsetzt zu sein, daß ich noch auf der untersten Verpflegungsstufe stünde; meine Einstufung sei ein Irrtum. Aber jetzt sei die Zeit der Prüfung vorbei. Man wisse nun, daß ich keine Verbrechen begangen habe. Übermorgen würde ich aus dem Gefängnis herauskommen. Ich könne dann in einer Datsche, einem Holzhaus auf dem Lande vor Moskau wohnen. Er werde mich selbst hinbringen. Er zeigte mir den Ort auf einer Karte. Ich müsse ja wieder auf die Beine kommen.

Ich glaubte nichts.

Er nannte die Namen von drei hohen deutschen Offizieren und fragte, mit wem ich zusammen wohnen wolle.

Ich zuckte die Achsel. Ich kannte die Namen von zweien, aber hatte sie niemals gesehen. Im Laufe des Nürnberger Prozesses ergab sich dann, daß man sie zu dieser Zeit drei fast gleichlautende Protokolle hatte unterschreiben lassen, in denen sie aussagten, sie kennten mich genau und wüßten, daß ich dies und jenes verbrochen hätte. Ich verlangte in Nürnberg ihre Herbeischaffung zum Kreuzverhör. Die Russen lehnten ab. Daraufhin nahm das IMT. die drei „Affidavits" nicht als Beweismaterial an.

Der Oberst in Moskau bot mir auch noch mehr an. Unter anderem ein Glas Wein. Ich nahm es und trank äußerst vorsichtig. Ich wartete auf das, was noch kommen mußte.

Aber es kam nichts. Ich sollte zurückgeführt werden. Schon hatte der Wachmann meinen Arm ergriffen, da wurde ich gerufen: „Wir haben ja die Protokolle vergessen".

Ach so.

Ich setzte mich wieder hin.

Ein dicker Stoß Papier wurde mir vorgelegt.

Mir fehlte eine Brille. Ich erzählte bereits, wie sie beschafft wurde. Dann sah ich, worum es sich handelte.

Es waren zweiundzwanzig eidesstattliche Erklärungen gegen Träger bekannter Namen in einer unbekannten Zusammenstellung von Göring bis Neurath. Die Protokolle enthielten angebliche Aussagen von mir, die ich niemals gemacht hatte. Sie waren reine Phantasie. Lange wurde verhandelt, die Verhörenden wechselten. Diese Unterschriften leistete ich nicht.

Man legte mir ein ähnliches Protokoll gegen mich selbst vor. Ich erkannte keine einzige der mir gestellten Fragen und keine der von mir gegebenen Antworten wieder.

Ich sagte: „Eine Unterschrift dieses Protokolls kommt überhaupt nicht in Frage."

Der Oberst, Liatscheff mit Namen, antwortete: „Diese Bemerkung will ich überhört haben. Sie wissen doch wohl, wo Sie sind. Wir verabscheuen die Methoden der Gestapo. Aber immerhin, warum sollten wir sie in einem Sonderfall nicht einmal doch anwenden! — Sagen Sie also im Einzelnen, was Sie gegen das Protokoll einzuwenden haben. Wir werden es diskutieren. Achten Sie vor allem auf den Stil. Er soll dem Ihren ähnlich sein. Wir können durchaus ändern. Im übrigen sehen Sie ja, daß das Protokoll Sie nur als Befehlsempfänger darstellt, also als unschuldig: Sie können sehr zufrieden sein."

„Dieses Protokoll ist ohne mich entstanden. Es ist also keine Vernehmungsniederschrift."

„Wir kennen die Methode der Deutschen, die eine gemeinsame Niederschrift des Vernehmers und des Vernommenen vorschreibt. Die Vorschrift der Sowjetunion ist anders. Hier diktiert der Vernehmer allein.

Der Vernommene kann Wünsche äußern. Dann hat er zu unterschreiben."

Müde führte ich eine endlose Diskussion. Unvermerkt waren wir in der Erörterung des Inhalts. Ich in der Absicht, die Unmöglichkeit des Verfahrens zu demonstrieren, Liatscheff in der Absicht, möglichen Änderungswünschen zu widersprechen.

Zum Beispiel sagte ich: „Hier steht, ich hätte auf Befehl von Dr. Goebbels das deutsche Volk zum Haß gegen andere Völker aufgerufen. In Wahrheit habe ich mit genauen Einzelheiten immer wieder dargelegt, daß wir im Kriege Propaganda trieben gegen Regierungen, gegen Männer, gegen Systeme, aber nie gegen Völker. Die Völker wollten wir ja gewinnen. Eine Propaganda gegen sie war mir ausdrücklich verboten. Ich habe sie auch nie gemacht."

„Geben Sie zu, Propaganda gegen das Sowjetsystem getrieben zu haben?"

„Selbstverständlich. Es wäre albern, das zu leugnen."

„Nun also! Das Sowjetsystem ist der Ausdruck des Willens des russischen Volkes. Wenn Sie gegen unser System Propaganda machten, dann haben Sie es gegen unser Volk getan. Also ist meine Formulierung richtig!"

„Wenn Sie als Kommunist diese Unterscheidung in der Sowjetunion nicht gelten lassen, wollen Sie eine so weitgehende Identifizierung auch für Frankreich, England und Amerika behaupten, deren Völker Sie ebenfalls als Ziel meiner Völkerhaßpropaganda bezeichnen, die es nicht gab?"

„Also geben Sie jetzt zu, wenigstens zum Haß gegen das russische Volk aufgerufen zu haben?"

„Nein, im Gegenteil. Die Doktrin, der ich diente, forderte eine Lösung der russischen Völker aus der Sowjetherrschaft."

Ich bot an, das Protokoll selbst neu zu diktieren. Er lehnte ab. Ich bot an, kristallklar zu unterscheiden zwischen dem, was ich zu den einzelnen Fragen gesagt und dem, was der Oberst dazu oder dagegen zu bemerken hätte. Die Hinzufügungen könnten so scharf sein, wie sie nur wollten; wären sie als Meinungen Liatscheffs erkennbar, so wolle ich ein solches Protokoll unterschreiben. Er lehnte ab.

Nun, in der dritten Nacht unterschrieb ich. Ich tat es, nachdem ich eine Änderung von etwa fünfzehn Ehrenpunkten erreicht zu haben glauben mußte. Auch das war merkwürdigerweise ein Irrtum, wie ich später an Hand einer mir in Nürnberg überreichten Photokopie feststellen mußte, auf der die Änderungen fehlten, aber die Unterschrift stand. Der Schreibmaschinentext, den ich unterschrieben hatte, war in den Text einer Kanzleihandschrift übertragen.

Aber was wichtiger ist: Ich unterschrieb mit folgender, mündlich dem Oberst abgegebenen Erklärung: „Ich bestätige Ihnen nocheinmal die Unrichtigkeit des Protokolls in allen seinen Formulierungen. Ich unterschreibe, damit Sie ‚reinen Gewissens' ein Todesurteil als Quittung unter meinen Namen setzen lassen können durch das Drei-Männer-Tribunal. Dann habe ich endlich Ruhe. Wenn Sie diese meine angebliche Erklärung aber veröffentlichen, dann werden Sie keinen Vorteil davon haben. Denn kein Mensch in Deutschland und kein Intelligenter in England, Frankreich oder Amerika wird glauben, daß ich so etwas ausgesagt hätte."

Oberst Liatscheff versicherte mir in dieser dritten Nacht, daß an eine Veröffentlichung gar nicht gedacht sei. Er brauche dies Schriftstück für einen ganz anderen Zweck. — Das bestärkte mich in meinem Gedanken an die Urteilskommission.

Damals konnte ich nicht wissen, daß ich die mündlich, aber feierlich bei der Unterschrift dem Kommissar gegebene Verwahrung einmal öffentlich wiederholen könnte vor Amerikanern, Engländern und Franzosen, sowie in Anwesenheit des Obersten Liatscheff und eines russischen Hauptanklägers, des Generals Rudenko ...

Von der versprochenen Verbringung in die Datsche wurde noch mehrfach unter Angabe genauer Termine gesprochen. Gott sei Dank hatte ich schon damals begriffen, daß ein Gefangener gut daran tut, im Grundsatz nichts zu glauben von dem, was ihm gesagt wird. Diese goldene Regel von internationaler Gültigkeit erspart ihm neunundneunzig Enttäuschungen und schenkt ihm vielleicht eine Überraschung.

Diese eine Überraschung aber stand mir noch bevor.

Schon seit Mitte August etwa hatte ich eine kleine Zulage zum Essen bekommen. Ein bißchen Brei, der nun regelmäßig nachmittags gereicht wurde. Trotzdem war die Nahrung immer noch gänzlich ungenügend und hatte vielleicht nur das Tempo des weitergehenden Kräfteverfalls verlangsamt.

Eines Morgens Ende September hatte ich wie üblich früh gegen sieben Uhr mein Wasser und Brot erhalten. Zehn Uhr mochte es sein, als sich die Tür wieder öffnete. Herein traten, bis an beide Ohren grinsend, ein Offizier und ein Wachmann mit einem riesigen Tablett. Vorsichtig setzte der eine das schwere Ding mir vor die Nase. Dann fielen beide über mich her. Sie rissen mir fast die Arme aus, sie schüttelten mich bedrohlich und klopften mir die Schulter grün und blau. Sie forderten mich auf, zu sehen und zu essen. Das gäbe es jetzt fünfmal am Tage.

Zunächst guckte ich mir die Bescherung an. Ich sah einen Laib Weißbrot, ein gewaltiges Stück Butter, zwei Eier, Sardinen, Wurst, kalten Braten, rohen und gekochten Schinken, Kaviar, Käse, zwei Petit fours, eine Tasse Bohnenkaffee, Zigaretten und Streichhölzer.

Ich blinzelte unschlüssig. Aber die beiden duldeten kein Zögern. Ich mußte einfach! Also aß ich. Ich aß gegen mein besseres Wissen. Als es kam, wie es kommen mußte, waren die beiden ganz unglücklich. Sie machten sich Vorwürfe. Ich mußte sie trösten und in Schutz nehmen gegen das Schelten des herbeigerufenen Medizinmannes.

Nun nahm der die Sache in die Hand, verordnete einen Brei und allerhand leichte, nette Dinge, bis ich nach zwei Tagen den schwereren Aufgaben gewachsen war.

Ich bekam jedenfalls ein Frühstück, wie ich es mir im Kriege nicht hatte leisten können. Mittag- und Abendessen waren nicht minder beachtlich, und gegen Mitternacht gab es einen Berg Sandwichs. Der wachhabende Sergeant brachte sie herein, und ich wurde regelmäßig aufgefordert, doch liegen zu bleiben.

So hatte ich mich vom trockenen Brot zum Kaviar durchgearbeitet. Alles in demselben Hotel, denn die Lubjanka war ja bekanntlich bis 1917 ein solches, und wurde erst dann für ihre neuen Gäste umgebaut.

Als ich — wie berichtet — den Ingenieur als Zellengenossen bekam, als ich ihm von meinem nun viel zu reichlichen Essen abgeben konnte, hielten wir uns gegenseitig zu fleißigen Übungen an, mit denen ich die Folgen der Hungerkur von dreieinhalb Monaten zu überwinden versuchte. Stundenlang, ja halbe Tage hindurch ging ich die sechs Schritte auf und ab, die meine jetzige Einzelzelle gestattete.

Ich bekam plötzlich Zahnbürste und Seife, Handtuch und Hemd. Mein Bart wurde nicht mehr geschoren, sondern rasiert. Das Haupthaar durfte wachsen.

Eines Morgens erhielt ich meine geringen Habseligkeiten wieder mit Ausnahme des Geldes, der Uhr und der drei Goldzähne, nach denen ich schon aus Prinzip mit Zähigkeit fragte. Das ganze Büro war in Aufregung, aber man fand sie nicht. Die Zeit drängte.

Warum sie drängte, wußte ich nicht. Man steckte mich in einen Zellenwagen. Ob es zur Schaubühne eines Prozesses ging?

Es ging zum Flugplatz. Mich packte ein brausender, reinigender Sturm, der mir seine Schneekörner ins Gesicht stach.

Da war Oberst Liatscheff. Ja, ich erkannte ihn. Da war auch ein Zivilist. Hatte er nicht leise gegrüßt? Ich zitterte vor Kälte und vor Freude über die frische Luft. Ob es ein Deutscher war? Ich knöpfte den Mantel auf, damit der Wind den Geruch des Gefängnisses aus den Kleidern bliese. Nein, es war wohl kein Deutscher, denn er kam ja mit einem Privatwagen.

* * *

Ein böiger Schneesturm schüttelte des Flugzeug. Beim Abflug hatte ich noch eben erkennen können, daß der Kurs nach Westen wies. Dann hatte ich die Orientierung verloren. Wir suchten uns wohl an dem unteren Rande der zerfetzten Wolken zu halten, aber oft versanken sogar die Wipfel der lockeren Wälder, die wir fast streiften, in dem Grau.

Um mich herum saßen mehrere russische Offiziere und wohl ein Dutzend Soldaten. Alle trugen sie nagelneue Uniformen, die Schulterstücke zeigten das auffallend reichliche Gold. Der Zivilist saß vor mir.

Wohin ging die Reise? Ich wollte nicht fragen. Dann bekommt man keine falschen Antworten.

Bei einer Zwischenlandung — es war in Thorn — durfte ich mich mit dem Zivilisten kurz verständigen. Es war Großadmiral Raeder. Nach der Eroberung Berlins hatte er sich bei dem russischen Abschnittskommandeur gemeldet. Er war mit seiner Frau in eine Datsche bei Moskau gebracht, höflich bewacht, korrekt behandelt und viel befragt worden. Heute morgen hatte man ihn überraschend abgeholt mit dem Bemerken, er werde in Berlin gebraucht. In zwei, drei Tagen werde er zurück sein. — Diese Tage haben sich inzwischen gedehnt.

Gegen Abend landeten wir in Staaken und fuhren auf einem äußeren Umweg über Potsdam nach Babelsberg.

Ein strahlender Morgen hob sich vor dem Fenster des Dachzimmers der Villa, dicht unter dem Observatorium. Meine Augen tranken das Licht des unbeschreiblich schönen Herbstmorgens. Ich atmete die reine Luft. Ich lauschte der Stille einer Stadt, deren wohlvertrautes Leben ich im Lärm des Kampfes hatte untergehen sehen. Immer wieder kehrte mein Blick zu den Bäumen zurück, dem einzig Lebenden, das ich noch vorhanden sah — nun, da ich nach dem Gang durch's Inferno an die Oberfläche der Erde zurückzukehren meinte. Die Blätter, die dort in den Gärten und drüben am Hang über dem See vor ihrem Fall in allen Farben aufbrannten, die hatte ich noch sprossen sehen.

In dem Zimmer gegenüber dem meinen wohnte Großadmiral Raeder. Beide Türen mußten offen bleiben, auf dem Flur saß ein Posten. Er hatte darauf zu achten, daß Raeder und ich nicht in Fühlung miteinander kamen. Schade! Nachts schlief außerdem bei ihm

und bei mir im Zimmer ein Offizier. Das Licht mußte brennen bleiben. Nun, das war ich gewohnt.

Die Räume und das ganze Haus machten den maskenhaften Eindruck, den die Beschlagnahme einer Privatwohnung und ihre Herrichtung für militärische Zwecke offenbar jedem bürgerlichen Heim als Stempel aufdrückt. Es bleibt nur Bett, Stuhl, Tisch und Schrank. Alles andere wird in einen Raum geworfen auf einen Berg, aus dem passierende Interessenten Wertvolles und Brauchbares heraussuchen: Wäsche oder eine Mundharmonika, Tassen oder ein Fieberthermometer, Schuhe, Tabak oder einen Kamm. Jeder Suchende zertrampelt einen Teil des Restes, bis irgendwann ein Haufen von Fetzen und Scherben ausgeräumt wird. Mir schien es gleich nach dem Zusammenbruch, als ich diesen Vorgang mehrfach beobachten mußte, als ob das Fleisch des bürgerlichen Lebens von den Knochen des Mobiliars gerissen würde. Hier war der schreckliche Übergang schon vollzogen, und das Skelett stand da — präpariert von der inzwischen verstrichenen Zeit.

Was war eigentlich inzwischen draußen in der Welt geschehen? Ich entschloß mich nun doch, den wachhabenden Offizier auszufragen.

Er sagte mir, daß Deutschland besetzt, aber territorial fast intakt sei. Ich dachte an die merkwürdige Frage, die mir Marschall Schukow im Mai vorgelegt hatte: Glauben Sie, daß Deutschland ohne seine Ostprovinzen existieren kann? Nun erkundigte ich mich nach dem Verlauf der deutschen Ostgrenze.

Die Antwort des Offiziers, eines Dolmetschers, lautete: „Sie ist kaum verändert. Die Polen haben ein Stückchen in Oberschlesien, die Russen einen Streifen bei Memel bekommen."

„Sind Breslau und Königsberg deutsche Städte geblieben?"

„Natürlich."

„Sind Elbing und Oppeln deutsch?"

„Oppeln ja, aber nach Elbing ist möglicherweise die Grenze des polnischen Korridors vorgeschoben worden."

Als ich in Nürnberg erfuhr, daß die Grenze provisorisch an der Oder-Neiße Linie verlief, sagte ich mir entschuldigend, daß der Bürger eines Landes, das von Wladiwostok bis Libau reicht, gewiß nicht arglistig war, als er sich um die paar hundert Kilometer irrte, die in den Räumen seiner Heimat keine Rolle spielen.

Ich fragte nach dem Leben in Berlin. Er zuckte die Achseln und sagte: „Ihr müßt halt wieder ganz von vorne anfangen." Was ich von diesem Vorort hier aus meinem Fenster überblicken konte, war unzerstört, aber lag tot. Die Straße, durch die wir gestern Abend fuhren, war durch einen bewachten Schlagbaum gesperrt. In diesem getrennten Bezirk sah man keine Zivilisten und nur wenige russische Soldaten. Ab und an rasten Wagen vorbei, meist repräsentable deutsche Marken.

Ich bat um einen Spaziergang. Er wurde mir bereitwillig gewährt. Im Garten, sogar auf der Straße. Aber so weit ich auch ging, ich sah keinen Deutschen. Und ich brannte darauf zu erfahren, ob sie denn nun wieder von vorn anfangen durften...

Da so nichts festzustellen war, bat ich bei einer nachmittags stattfindenden Befragung einen General, mich einmal durch die Stadt fahren zu lassen. Er war sofort bereit und kam selbst mit. Mich überraschte die Menge der Menschen zwischen den Ruinen. Aber es war nicht der Rhythmus eines Berufsverkehrs, sondern die

Unrast der Ziellosigkeit, die sie zu bewegen schien. Die Reklame auffallend vieler neuer Geschäfte ließ erkennen, daß man dort mancherlei Wünsche, aber nicht die grundlegenden Bedürfnisse des Lebens befriedigen konnte. Von einem neuen Anfang sah ich nichts. Die leuchtende Farbe der im Mai errichteten Pylone mit ihren Propaganda-Parolen war verblaßt. Dagegen bemerkte ich eine riesige Trikolore an der Siegessäule. Ich suchte in meiner Erinnerung nach einem Gegenstück am Arc de Triomph, aber fand es Gott sei Dank nicht.

Meine frühere Wohnung fand ich völlig zerstört. Aussteigen durfte ich nicht. Alte Hausgenossen und Nachbarn, die den Wagen bemerkten, traten auf die Straße. Als sie mich begrüßen wollten, fuhren wir schnell ab. Durch hartnäckige Querfragen erfuhr ich noch in dieser Nacht, daß man meine alten Bekannten gleich nach diesem kurzen Wiedersehen vernommen und über die Veränderung meines Aussehens befragt hatte.

Merkwürdigerweise war es dieser Umstand, der mir den letzten, noch bestehenden Zweifel am Bevorstehen eines Prozesses nahm. Ich erkannte, mit welcher bis ins Kleinste gehenden Sorgfalt mindestens für szenische Fragen die Russen solche öffentlichen Verhandlungen vorzubereiten gewohnt sind.

Am nächsten Vormittag sammelte sich plötzlich eine ganze Anzahl von Offizieren in meinem Zimmer, Photographen, Dolmetscher und Stenographen. Unter feierlichem Schweigen wurde mir ein umfangreiches Schriftstück überreicht. Ich nahm es und sah mich in Erwartung einer Erklärung im Kreise um.

Statt einer Erläuterung wurde ich aufgefordert, zu lesen.

Ich mußte mit bedauerndem Hinweis auf die fehlende Brille ablehnen.

Die Bühne wurde abgeräumt, und die Szene vertagt. Man holte einen russischen Stabsarzt, der mir mit großer Freundlichkeit und besonderer Sorgfalt eine Brille verpaßte. Sogar gute Zeiß-Gläser trieb er nach einigem Suchen auf.

Überhaupt hatte ich den Eindruck, daß meine „Wirte" sich reizend um mich bemühten. Sie versicherten immer wieder, ich solle mich wohl fühlen und jeden Wunsch äußern. Ich solle mich richtig erholen. Ungebeten stand mittags eine Flasche Mosel auf meinem Tisch und ein reichlicher Zigarettenvorrat. Als ich auf den Zustand meines Anzugs verwies, machte man mir liebenswürdige Vorwürfe, daß ich das nicht schon mal in Moskau gesagt hätte, wo man mir gern einen Anzug hätte anmessen lassen. Hier sei die Sache schwierig. (Ich wußte damals nicht, daß ich auf bisher unabsehbare Zeit überhaupt noch einen Anzug brauchen würde, und daß gerade dieses vielgeprüfte Stück diese immer noch nicht abzusehende Zeit aushalten sollte.)

Eine Friseuse rasierte mich mit zarter Hand und ich schnupperte Eau de Cologne. Aufmerksam erkundigte sie sich, wie die Haare gestutzt werden sollten. Eine ganze Centralheizung wurde für ein morgendliches Bad in Betrieb gesetzt. Die Wachleute sagten nicht „Hände auf den Rücken!", sondern trieben deutsche Sprachstudien mit mir. Sogar die nette, kleine Verbeugung war wieder da. Sollte ich erneut ein anderer Mensch geworden sein?

Ich nahm alle die schwindelerregenden Bemühungen um meine Person dankbar an und empfand sie als wohltuend. Ich tat das, obwohl bei jeder neuen Überraschung dieser Art zwei Bilder vor mir auftauchten,

die sich meinem Gedächtnis bei dem einzigen Stierkampf, den ich jemals sah, in Madrid einprägten: Das eine war das Bild des wohlgepflegten Stieres, vor dem sich das Tor zur Arena öffnete; das andere war das Bild desselben Tieres nach dem „Kampf", als sich das Tor hinter ihm schloß. Ich nahm mir bei solchen Visionen besonders fest vor, in der mir vergönnten Zeit zwischen — — dem Schlagen zweier Türen kein rotes Tuch anzunehmen, das man sicher auf falscher Fährte vor mir schwenken würde. Ich war entschlossen, den Blick nach innen und nach rückwärts zu richten. Das erschien mir in dieser Situation das Vorausschauendste zu sein.

So war ich bemüht, die Pflege, die mir zuteil wurde, nicht animalisch zu genießen.

Vorsichtig überschritt ich die Kluft von der bisherinen Behandlung als Verbrecher zu der täglich deutlicherwerdenden Respektierung als ehrenhafter Mann. Gleichzeitig revidierte ich nun gründlich alle alten Anschauungen über die Schauprozesse des Ostens. Phantasielos und dumm erschien mir jetzt die Behauptung, daß die Peitsche die Rolle des Regisseurs und geheimnisvolle Gifte die Rolle des Souffleurs spielten. Keine akut ausgelöste Furcht kommt in ihrer Wirkung dem Effekte nahe, den die überraschende Lockerung des Druckes einer unmenschlich harten Hand erzielt. Vor allem dann, wenn die plötzlich beseitigte Härte sich selbst begründet und damit entschuldigt.

Was alle Psychologen des Westens offenbar nicht sehen, ist die ganz einfache Tatsache, daß Hoffnung stärker ist als Furcht. Gegen Angst ist ein Herz leicht zu wappnen. Zahllos sind die Vorbilder in ihrer Bekämpfung. Heldenfiguren stehen überall in der Reihe

unserer Ahnen bis in die Vorzeit. Sie werden geehrt und gepflegt als Überwinder der Furcht. Aber wo sind die, die ihr Herz vor der Hoffnung zu panzern vermochten? Sie löst mit Zauberkraft festeste Schlösser.

Die Hoffnung macht auch leichter Konzessionen, als es die Furcht tut. Fraglich ist nur, ob diese Zugeständnisse dann das Rampenlicht der Prozeßbühne vertragen. Ich konnte später Zeugen beobachten, die nur für die Stunde ihres Auftretens im großen Nürnberger Prozeß aus dem Osten gebracht wurden. Ich konnte ihre mir bekannten Bewegungen und neuen Gesten auf das genaueste verfolgen, und ihre Anschauungen mit früher geäußerten Gedanken vergleichen. Alles leitete zu der Vermutung, daß die Verabfolgung eines kleinen Pulvers zur Behebung des — sagen wir des Rampenfiebers denkbar, ja wahrscheinlich ist. Gewisse, ganz überraschende Weichenstellungen im Schaltwerk der Gedanken solcher Zeugen ließen einen anderen Schluß nicht zu. Die klugen Psychologen, die da vorher am Werke waren, haben aber sicher peinlich darauf geachtet, daß keine Brüche eintraten, und daß wirklich nur geschickt gestellte Weichen von alten zu neuen Gleisen führten.

Ganz falsch wäre es auch zu glauben, daß einmal erweckte Hoffnungen bald enttäuscht würden. Ich erinnere mich einer ganzen Liste von Namen der Männer und einer Frau, die ich nach ihrer Verurteilung durch sowjetische Gerichte für tot gehalten hatte, und die doch lebten. So ist die Attentäterin, die Lenins tödliche Krankheit auslöste, als Bibliothekarin in einem der drei größten Moskauer Gefängnisse tätig, und Radek arbeitet irgendwo in Sibirien.

Ich hatte in der auflockernden Behandlung in Babelsberg das Gefühl, aus dem Fegefeuer herausgeführt

zu werden auf einen Berg, von dem aus ich das Leben sah. Ihm sollte ich meinen Blick zuwenden. Was aber sollte ich vergessen? — Es würde sich noch herausstellen.

* * *

Am nächsten Nachmittag erfolgte die Überreichung des Dokumentes. Schweigend saßen und hockten die Russen auf Stühlen und Betten. Geduldig schauten sie mir zu.

Ich las von der Gründung eines Militärtribunals der vier Hauptsiegermächte. Dann ging ich die Liste der Angeklagten durch.

Nach den ersten Namen schaute ich auf Oberst Liatscheff. Er lächelte. Er wußte, daß ich in der Zusammenstellung genau die Männer wieder fand, gegen die ich in Moskau eidesstattliche Erklärungen hatte unterschreiben sollen.

Bei dem Namen Dr. Schachts schüttelte ich den Kopf und erklärte auf Befragen, ich sei erstaunt, daß man aus einem K.Z. auf die Anklagebank der Alliierten kommen könne.

Dann stutzte ich bei von Papen. Auch hier sollte ich mich äußern. So sagte ich, daß ihn bisher wohl niemand in Deutschland für einen Nationalsozialisten gehalten habe und erzählte ein Erlebnis, das ich 1944 mit ihm hatte. Zum 30. Januar jenes Jahres sollte ich vor den Reichsdeutschen in Ankara sprechen, wo Papen damals Botschafter war. Auf dem Wege dahin habe mich Papen, den ich vorher persönlich kaum kannte, in Istanbul vom Flugplatz abgeholt und zum Abendessen in ein Hotel geladen. Dort habe er mir offen mitgeteilt, daß er grundsätzlich an keiner Feier

des Tages der Machtübernahme teilnehme. Er fahre deshalb zum Skilauf am asiatischen Olymp. Aber weil er mich nicht kränken wolle, sei er mir entgegen gekommen und stehe nun hier zu meiner Verfügung.

Verwundert fragten mich die Russen, ob ich dieses Erlebnis denn nicht in Berlin gemeldet hätte. Ich antwortete, das sei nicht meine Aufgabe und sicher auch überflüssig gewesen, da Papen das selbst zu melden pflegte.

Die Offiziere der Roten Armee blickten sich verwundert und mich mißtrauisch an.

Bei dem Namen des Herrn von Neurath schlug ich die Hände über dem Kopf zusammen und wies auf seinen Rücktritt als Außenminister und Reichsprotektor hin.

Dann hielt ich bei meinem Namen. Ich hatte damit gerechnet und war nun doch überrascht, mich auf einer Liste zu finden, die in dieser Zusammenstellung früher nicht denkbar und bei einem anderen Kriegsausgang ganz unwahrscheinlich gewesen wäre. Ich dachte an jene Vernehmung in Moskau, die nicht über die Bedeutung, sondern über die Deutbarkeit meiner Stellung Klarheit schaffen sollte.

Von der eigentlichen Anklageschrift las ich zehn, zwanzig Seiten. Manche Sätze mußte ich zweimal durchgehen, um ihren ganzen, ungeheuerlichen Sinn zu erkennen. Ganze Komplexe von Verbrechen wurden hier wie Quadern eines monströsen Gebäudes übereinander getürmt. Das sollte der Bau meines Landes gewesen sein?!

Man fragte nach meinem Urteil über die Schrift. Ich lehnte ab. Man fragte nach meiner Stellungnahme. Auch sie zu geben, weigerte ich mich. Man wünschte etwas von dem ersten Eindruck zu hören, den die An-

klage auf mich machte, und ich antwortete unter dem Vorbehalt eines genaueren Studiums: „In dieser Anklageschrift sind zuviel Momente Ihrer Kriegspropaganda gegen Deutschland enthalten, als daß sie mich auf den ersten Blick zu überzeugen vermöchte. Aber wenn auch nur die Hälfte dieser Behauptungen stimmt, dann gibt es nur ein Verbrechen, das noch schlimmer ist als das hier vorgetragene: Den Mißbrauch des guten Glaubens und sauberen Willens eines anständigen Volkes zum Zweck der Begehung solcher Taten."

Dann las ich meine persönliche Anklage. Als ich begriff, daß man mir vorwarf, an einer Verschwörung beteiligt zu sein, und „meinen Einfluß auf Hitler" zur „Entfesselung von Angriffskriegen" und zur „Begehung und Förderung von Verbrechen" ausgenutzt zu haben, lachte ich hell auf.

Von allen Seiten fiel die Frage: „Warum lachen Sie?"

„Verzeihen Sie diesen Ausbruch. Niemand kennt den tödlichen Ernst der Anklage hier besser als ich. Niemand kann den eingetretenen äußeren und den von dieser Schrift vielleicht ausgehenden moralischen Zusammbruch meines Vaterlandes tiefer empfinden als ich. Aber diese Vorwürfe gegen mich sind allzu absurd. Ich kann nur hoffen, daß die Teile der Anklage, die ich noch nicht zu beurteilen vermag, diesem Passus entsprechen, den ich beurteilen kann."

„Wir sind an dieser Formulierung nicht beteiligt," erwiderte Liatscheff schnell. „Lachten Sie aus Freude, eine solche Beschuldigung wie diese leicht widerlegen zu können?"

„Zu einer solchen Freude hätte ich keinen Grund. Wenn man mich beschuldigt, einen Menschen getötet

zu haben, dann kann ich das Gegenteil beweisen, falls nicht ganz besonders ungünstige Umstände mich daran hindern. Wenn man mir aber vorwirft, ein Teufel zu sein, dann gibt es keinen Gegenbeweis. An diesem Mangel starben einst Tausende."

„Sie werfen die Flinte zu früh ins Korn. Sie sind jetzt fünfundvierzig Jahre. Wollen Sie den Kampf schon aufgeben?"

„Im Gegenteil! Ich will mich nur so früh wie möglich von dem Ballast der Illusionen befreien, der mir in dem bevorstehenden Kampf nur hinderlich sein kann."

Im Hinausgehen sagte ein älterer Russe: „Sie haben einen falschen Mut. Er ist ganz ohne Vertrauen."

Oberst Liatscheff war zurückgeblieben, mit ihm sein bester Dolmetscher. „Herr Fritzsche, Sie machen sich Sorgen. Sicher haben Sie Furcht vor der Rückkehr in ein Gefängnis, nachdem Sie eben ein anderes verlassen haben. Ich kann Ihnen versichern, daß Sie russischer Gefangener bleiben, und daß wir Sie nicht wieder in eine Zelle sperren. Sie werden während der Verhandlung bei uns wohnen, so wie Sie hier in Babelsberg bei uns untergebracht sind. Wir werden Sie täglich zu den Sitzungen des Gerichts bringen. Sie haben Angst vor der Fülle der Beschuldigungen in der Anklageschrift. Ich kann Ihnen mitteilen, daß alle diese Punkte Sie nichts angehen. Sie haben sich ausschließlich und allein mit dem auseinander zu setzen, was in Ihrem Moskauer Protokoll steht. Was auch immer in diesem Protokoll aufgeführt ist — in ihm wird festgelegt, daß Sie alles nur auf Befehl taten. Sie können also ganz beruhigt sein, denn die anderen Angeklagten brauchen Sie nicht zu bekümmern. Wenn Sie zu dem Protokoll stehen, das Sie unterzeichnet

haben, kann Ihnen gar nichts passieren. Werden Sie bei diesem Protokoll bleiben?'

Ich wußte: Dies war die entscheidende Frage. Sie war noch wichtiger als die damals geleistete Unterschrift. Jetzt sollte ich mich dazu bereit erklären, die Formulierungen des Protokolls, die ich damals feierlich als falsch abgelehnt hatte, mir ganz zu eigen zu machen. Ich sollte die Politik meines Landes, die ich so lange mit positiven Kommentaren begleitet hatte, nun mit agitatorischen Formulierungen des siegreichen Gegners charakterisieren und mich gleichzeitig aus der Verantwortung, die ich trug, durch den Rückzug auf einen Befehl lösen.

Das kam garnicht in Frage. Eine Rettung des Lebens auf diesem Wege wäre moralischer Selbstmord gewesen.

Aber war jetzt der Augenblick und dies der Ort, um den Kampf aufzunehmen? Nein, diese Diskussion konnte jetzt nur noch in dem Prozeß selbst geführt werden.

Darum antwortete ich: „Herr Oberst, ich möchte mich präzise ausdrücken. Sie können sich auf zweierlei verlassen. Erstens werde ich eine von mir vollzogene Unterschrift niemals leugnen, tatsächlich geleistet zu haben. Zweitens werde ich in einem öffentlichen Prozeß nicht um ein Jota anders aussagen, als ich das in Moskau tat. Ich werde auch nichts auslassen. Mehr können Sie nicht von mir verlangen."

Er fragte noch einmal, ob ich zu dem Protokoll stünde und zu den im Protokoll gebrauchten Formeln.

Ich erwiderte mit einer Wiederholung meiner zwei Punkte.

Er merkte, daß eine genauere Erkundung meiner Absichten sein Eingeständnis des großen Unterschieds

zwischen meinen Aussagen und dem Inhalt seines Protokolls zur Voraussetzung hatte. Er sah mich lange an und schwieg.

Kurze Zeit später erhielt auch Großadmiral Raeder seine Anklage.

* * *

Nach dem gründlichen Studium der ganzen Anklageschrift kam ich zu einem Entschluß, von dem ich seither nicht abgegangen bin. Ich wollte in dem bevorstehenden Prozeß — ganz gleich, wie er angelegt und geführt werden würde — keinerlei Taktik verfolgen und keinen Verteidigungsplan aufstellen. Ich wollte mich unabhängig machen von jeder Nützlichkeitsüberlegung des Augenblicks und wie beim Offenbarungseid nach dem Bankrott einfach die ganze Wahrheit sagen über alle Gedanken, die ich einst dachte, über alle Taten, die ich einst tat und über alle Beobachtungen, die ich einst machte.

Wenn ich wirklich einige Seiten des Geschehenen nicht gekannt und andere aus einer falschen Perspektive gesehen haben sollte, was erst noch zu erweisen war, dann wollte ich simpel meinen damaligen Glauben bekennen und seine Gründe aus dem damaligen Horizont erläutern. Das würde die stärkste Hilfe für die Wahrheitsfindung durch ein gerechtes Gericht und die stärkste Abwehr gegen eine Entstellung der Wahrheit durch ein ungerechtes Gericht sein.

Der katastrophale Ausgang des Krieges konnte ein politisches Urteil über frühere Männer, Ideen und Einrichtungen ändern. Ein moralisches Urteil aber war ganz unabhängig von Erfolg oder Mißerfolg. Es mußte abhängig gemacht werden von neuen Fakten. Mochten andere in oder mit dem Prozeß politische Ziele ver-

folgen; ich mußte mich auf die moralische Zielsetzung beschränken.

In der Weite des Zusammenbruchs, in dem Chaos meiner eigenen widerstreitenden Gefühle und sich kreuzenden Gedanken gab es keinen anderen festen Punkt.

* * *

Eines Morgens fuhren wir alle, Bewacher und Bewachte, in einer Autokolonne ab. Erst am Abend vorher hatte ich erfahren, daß der Prozeß in Nürnberg und nicht in Berlin stattfinden sollte.

Aus sehr eigensüchtigen Motiven schlug ich vor, nicht das eigentlich in Aussicht genommene Flugzeug zu benutzen, sondern im Wagen zu fahren: Ich wollte einen Blick in das Land werfen, das jenseits der zerstörten Stadt lag.

Diese Fahrt als Gefangener durch meine Heimat war Wiedersehen und Abschied zugleich. Sie schenkte mir eine tiefe Ruhe in dem Gefühl, daß mein Vaterland das Ziel der Arbeit war, die nun vor Gericht gezogen wurde.

In Nürnberg gab es einen Halt. Offenbar wurde über die Art unserer Unterbringung verhandelt. Dann hielten wir erneut. Tote Mauern ragten in der Dunkelheit ringsum.

Es war das Gefängnis.

Ich hatte trotz wiederholter Versprechungen nichts anderes erwartet.

* * *

Die Rechtfertigung

Die folgenden Notizen stellen eine private Bilanz dar, die in der Abgeschiedenheit der Zelle nach völliger Isolierung gezogen wurde.

Zu den Fragen, die über den Gefangenen hereinbrachen, gab es schon damals Material, das er nicht kannte. Inzwischen ist noch mehr veröffentlicht worden, was er nicht berücksichtigte. Aber im wesentlichen entsprechen die Unterlagen dem, was das phonetische Protokoll des IMT festgehalten hat. (Amtliche Verhandlungsniederschrift des IMT, Band XVII.)

Mehr als jede Aussage vor Gericht veranschaulichen sie die unmittelbare Reaktion auf die schwerste Anklage der Welt. Sie entstanden als spontane und ganz subjektiv gegebene Antwort auf die Frage: Ist Deutschland wirklich allein schuld?

Die Anklage, vor der ich nun in Nürnberg stehe, ist so vielgestaltig und umfassend, daß ich mich gegen sie nicht mit einigen aufklärenden Worten zur Wehr setzen kann. Was diese Anklage angreift, sind nicht einzelne Handlungen einzelner Männer, die sie in einer Verschwörung verbunden meint; es ist nicht einmal nur das System, das sie als Nazi-Regime bezeichnet, und dessen Verurteilung sie wünscht. Nein, nach den monatelangen Darlegungen der Staatsanwälte der vier Siegermächte scheint mir das Ziel der Anklage die Deutsche Nation schlechthin zu sein.

Die kurze, vor Beginn des Prozesses überreichte Klageschrift ging gewiß nicht so weit. Sie beschränkte sich auf den Nationalsozialismus, den sie freilich schon von seiner Geburt an schuldig gesprochen wissen will.

Aber ausnahmslos alle Reden der Hauptankläger griffen weit darüber hinaus auf die Gesamtheit des deutschen Volkes und auf einen wesentlichen Teil seiner Geschichte. Der Vertreter des französischen Hauptanklägers unternahm sogar den Versuch einer einseitigen Durchleuchtung der deutschen Geistesgeschichte, indem er den deutschen Zweig am weltumspannenden Baum der Philosophie als krank bezeichnete und ihn haftbar machte für die giftigen Früchte der Verbrechen gegen den Frieden und der Kriegsverbrechen. Der amerikanische Ankläger formulierte anfangs mehrfach ausdrücklich eine Gesamtschuld des ganzen deutschen Volkes, von der er später, offenbar nur aus prozeßtaktischen Gründen, wieder abrückte. Die Sowjet-Russen folgten ihm bei seinem Versuch zur Ausweitung der Schuld in einem erstaunlichen Maße.

Jedenfalls suchten die Ankläger die Wurzeln aller von ihnen gegeißelten Taten tief im Denken und Handeln des ganzen deutschen Volkes.

Es steht außerhalb meines Vermögens, darauf eine umfassende Antwort zu geben. Ich bin in meiner Zelle allein. Ich bin belastet durch die tägliche und nächtliche Beobachtung und die peinliche Einschränkung jeder Bewegung, die beide eine Konzentration erschweren. Ich bin nur mit weißem Papier, einigen Bleistiften, die ich abends abgeben muß, und mit meinem Gedächtnis ausgerüstet. Literatur steht mir nicht zur Verfügung, und es bedurfte einer schwierigen Arbeit der Verteidiger, auch nur die wichtigsten Daten der jüngsten Geschichte zusammenzutragen. Darüber hinaus ist das Gericht längst dazu übergegangen, die Verteidigung jedes Angeklagten auf die gegen ihn persönlich vorgebrachten Beschuldigungen zu beschränken. Es unterläßt damit die Erörterung der ins Uferlose gehenden Inkriminierungen, die indessen als Gesamt-

belastung aller Angeklagten bestehen bleiben, und die außerhalb dieses Tribunals gewiß weiter wirken werden. Ihre Widerlegung ist Aufgabe eines Deutschen in Freiheit, der in das volle Material greifen kann, das mir verschlossen ist.

Ich darf angesichts der Totalität dieser Anklage nicht damit rechnen, sie durch die Erschütterung ihrer Grundlage zu Fall zu bringen, die in meiner Sache in der leicht widerlegbaren Behauptung meiner Teilnahme an einer Verschwörung besteht. Ich kann mich nicht einmal darauf beschränken, im Einzelnen meine Unkenntnis verbrecherischer Motive und Handlungen nachzuweisen. Beides würde, weil ich sowohl als Person wie als Repräsentant der deutschen Publizistik und Propaganda angeklagt bin, nicht genügen, um die Vielen, die neben, hinter oder unter mir arbeiteten, vor der dann weiterrollenden Woge der Anklage zu schützen. Ich muß darauf gerüstet sein, jeden Abschnitt meines Handelns und Wissens auf Verlangen vor Gericht darzulegen. Ja, ich muß mich darauf gefaßt machen, die mich jeweils bewegenden Gedanken und Gefühle zu schildern.

Das ist die einzige Methode, mit der ich vielleicht hoffen darf, dem Gericht begreiflich zu machen, daß Menschlichkeit und jegliche Tugend auch in der Welt lebten, in der die Anklage nur satanische Kräfte erkennen zu können behauptet. Groß ist diese Hoffnung nicht, denn ich sehe mich einem wahren Gebirge von Vorurteilen gegenüber. Aber ich will — auch in der Gemeinschaft der Angeklagten nur auf mich gestellt — die Dinge so schildern, wie ich sie sah, selbst wenn ich auf totalen Unglauben stoße. Irgendwann kommt doch die Zeit, die die subjektive Wahrheit wieder hört und objektiv wertet. Das wird die Zeit sein, in der die

Lösung der Probleme beginnen kann, die der Haß nur noch mehr verwirrt; der Probleme, an denen sich einerseits ein glühender Idealismus von Millionen Menschen meines Volkes entzündete, und aus denen andererseits, woran ich nicht mehr zweifeln kann, einige Männer das Recht ableiteten, menschliche Grundgesetze zu verletzen.

So will ich mir selbst Rechenschaft ablegen über alles, was war, um dann dem Gericht Rede und Antwort stehen zu können. Damit mag endlich auch Klarheit in die Gedanken kommen, die sich in Moskau nicht ordnen ließen. Ein großer Vorteil ist es, daß ich, der als einziger der Angeklagten fast ganz isoliert war, nun als letzter zu Wort komme.

Das Nationalgefühl

An oberster Stelle der Anklagebank sitzt, ungenannt und immer geleugnet, der deutsche Nationalismus. Jeder von uns fühlt diesen unsichtbaren Nachbarn neben sich. Das jedem Volk der Erde bereitwillig zugestandene Recht auf sein Nationalgefühl wird uns Deutschen hier praktisch bestritten. Wir sollen es mißbraucht haben. Darum wird es uns amputiert. Die überall legale Betätigung der Grundsätze eines nationalen Selbstbewußtseins vom „sacro egoismo" bis zum „right or wrong — my country" ist selbst in seiner bürgerlichen Prägung, dem Patriotismus, für uns offenbar nun illegal.

Diese Aberkennung eines der Naturrechte jedes Volkes geschieht nicht ausdrücklich. Ich räume sogar die Möglichkeit ein, daß sie ganz unbewußt erfolgt, was die meisten Mitangeklagten entschieden bestreiten.

Tatsächlich tritt sie immer wieder in Erscheinung durch die Verdächtigung aller nationalen Motive in unserem Lande bei gleichzeitiger naiver Heroisierung eines bis in die Illegalität des Partisanentums fortgesetzten Widerstandes in jedem anderen Lande. Besonders die französischen und die russischen Vertreter beweisen dabei eine erstaunliche Egozentrik.

Alle meine Schicksalsgenossen, die schon im Zeugenstuhl waren, wandten sich gegen dieses Messen mit zweierlei Maß durch das einfache Bekenntnis, sie seien nun einmal gute Deutsche und hätten als solche gefühlt und gehandelt. Sie appellierten damit an die Fairneß des Gerichts, dem sie den doppelten Boden des in diesem Saale geltenden Rechtes eines Volkes vor Augen zu führen hofften. Göring meint in den kurzen, nur auf der Anklagebank in Verhandlungspausen möglichen Gesprächen ganz zufrieden, daß diese Verdammung jedes deutschen Nationalismus den Keim zu seiner Wiedergeburt in sich trage.

Ich glaube, daß dies richtig, aber nicht wünschenswert ist. Nachdem der Nationalsozialismus sich als einzigen erlaubten Ausdruck eines deutschen Nationalgefühls etabliert und sich selbst als „die letzte Chance" des deutschen Volkes bezeichnet hat, folgt die Anklage eigentlich nur seinen Spuren, wenn sie jeden Nationalismus der Deutschen mit Nationalsozialismus gleichsetzt, um diesen dann in ihr Bild vom System des „Nazismus" zu transponieren. Gewiß setzen sich die Sieger damit in Gegensatz zu ihrer eigenen Kriegspropaganda, in der sie von den Anhängers Hitlers stets als einer Minderheit sprachen. Aber ich fürchte, es wird ihnen dabei draußen in der deutschen Öffentlichkeit zur Zeit nicht einmal widersprochen. Es ist nicht nur der verlorene Krieg, sondern vielmehr noch der offen-

bar gewordene Komplex unzweifelhaft begangener Verbrechen, der eine Art Atomzertrümmerung des deutschen Patriotismus hervorgerufen hat oder jetzt hervorrufen wird.

Es wäre verhängnisvoll, wenn die Sieger draußen im Lande diese Entwicklung etwa so begrüßten und förderten, wie es die Anklage hier tut. Denn dann besteht alle Aussicht, daß das doch einmal wieder wachsende, weil gar nicht zu entbehrende Zusammengehörigkeitsgefühl der Deutschen aus den Leiden der Besatzung, der Unfreiheit oder der Rechtlosigkeit geboren wird. Damit wäre es von vornherein vergiftet und zu neuen Extremen prädestiniert.

Solche Extreme sind nur dann zu vermeiden, wenn die gesunde, keineswegs verbrecherische Entwicklungslinie des deutschen Patriotismus, so seltsam sie auch manchmal sein mag, lückenlos, selbst über Hitler hinweg, herausgearbeitet und anerkannt wird. Gibt sich die Gelegenheit, dann will ich dies tun, auch wenn es nur in wenigen andeutenden Sätzen geschehen kann.

Dem politischen Eigengefühl des Deutschen Volkes fehlt die ruhige, aber zähe Selbstverständlichkeit des Nationalgefühls, das hinter den geschützten und doch weltoffenen Küsten Englands wuchs. Es fehlt ihm die leichte Entzündbarkeit und der, wenigstens manchmal, zu beobachtende Charme des Nationalismus romanischer Völker. Später als bei anderen Nationen, eigentlich erst nach dem letzten Verglühen der aus römischem Erbe übernommenen universalen Ideen, begann seine Entwicklung. Sie war gehemmt durch das Fehlen eines Staates und klarer ethnographischer Grenzen. Sie war belastet durch die Differenzierung zwischen Staats- und Volksbürgern.

Selbstverständlich mußte diese noch unvollkommene Form des Selbstbewußtseins einer Nation unsicher sein in ihren Ansprüchen und anfällig sowohl für hektische Übersteigerungen wie für todesähnliche Lähmungen.

Nach dem Ende des ersten Weltkrieges war ich mir durchaus darüber klar, daß im großen Ablauf der Geschichte die Periode der nationalstaatlichen Isolierung vorüber war. Die geistige Entwicklung, sowie die Wege der Wirtschaft und der Technik in Frieden und Krieg, wiesen zwingend auf überstaatliche Vereinigungen der Völker hin. Erst die noch zu schildernde Politik verschiedener Länder gegenüber Deutschland nach 1919 und die Enttäuschung der auf den Völkerbund oder auf irgend eine Internationale gesetzten Hoffnungen führten zurück zu der nationalen Idee, so unausgeglichen und unvollkommen ihre Ausprägung auch war.

Keine solche Idee irgend eines Volkes wächst nur aus dessen eigenem Entschluß und Charakter. Sie wird immer auch das Ergebnis von Umwelt und Zeit sein. Bestimmend für die deutsche Entwicklung nach 1919 war der überschwängliche Nationalismus fast aller Staaten jenseits der neuen Reichsgrenzen und der sozialistische Grundzug der Zeit. So empfand ich es nicht als Willkür, sondern als Vorgang organischen Wachstums, als der bürgerliche Nationalismus der zwanziger Jahre abgelöst wurde durch einen sozialistischen Nationalismus — wobei ich nur von dessen Grundidee, noch nicht von seiner Erscheinungsform, spreche. Jedenfalls sah ich und sahen sicher viele Deutsche in ihm ein legitimes Kind des jedem Volke innewohnenden Eigengefühls. Die Welt schien noch nicht reif für die Überwindung des Nationalismus.

Wenn man heute auch den gesunden Selbstbehauptungswillen eines Volkes ächten will, weil er einem

Mißbrauch ausgesetzt war, so ist auf zwei Tatsachen zu verweisen. Zum einen hatten auch kritische Beobachter, sofern sie nur ohne feindliche Vorurteile waren, gute Gründe für die Annahme, daß dieser Nationalismus frei war von chauvinistischen Übersteigerungen. Das werde ich noch begründen müssen in einigen Betrachtungen zur Außenpolitik. Zum andern war das deutsche Nationalgefühl zwar in seinem politischen Ausdruck unreif, aber in seiner menschlichen Ausprägung, dem Opfersinn für die Gemeinschaft vollkommen. Das hat der Krieg bewiesen.

Setzt die große Kritik ein, und sie muß es wohl, dann soll sie diesen Opfersinn, den die Gemeinschaft der Deutschen nun mehr denn je brauchen wird, nicht verurteilen, sie soll sich vielmehr gegen diejenigen wenden, die diese ehrenhafteste Eigenschaft eines Volkes mißbrauchten. Man kann die Tugenden, die man beim Sieger ehrt, beim Besiegten gewiß ignorieren, man darf sie aber nicht bestrafen, wenn man nicht unehrlich ist, wenn man den Staat nicht zerstören will, bevor der Überstaat da ist, und wenn man das Chaos vermeiden will.

Seit Menschengedenken war der Staat die höchste, Recht setzende Autorität gegenüber dem Individuum. Sollte seine bisherige Allmacht beschränkt werden, so habe ich nichts dagegen, aber viel dafür zu sagen, selbst wenn die so ex post geschaffenen überstaatlichen Rechtsnormen gegen mich angewandt werden sollten. Nur eine einzige Voraussetzung muß erfüllt sein: Ihre prinzipiell allseitige Gültigkeit. Entziehen sich die Sieger der Anwendung ihrer eigenen neuen Grundsätze auf sich selbst, dann bedeutet dieses Verfahren keinen Fortschritt, sondern einen Rückschritt. Wer sich selbst das Recht des Nationalismus vorbehält, darf es uns

nicht absprechen. Auch sich muß er seinem eigenen Gesetz unterstellen. Das ist in der Theorie so billig und selbstverständlich, bringt aber in der Praxis die schier unerfüllbare Forderung nach Kriegsverbrecherprozessen auch bei den Siegern. Einer der wenigen Amerikaner, mit denen ich diese Forderung diskutieren kann, ist der Gefängnispsychologe, Dr. G. Aber ich fürchte, er sieht in meiner Forderung ein medizinisches Problem, nicht das politische Postulat. Nur wenn diese oder eine ähnliche Konsequenz gezogen wird, kann das neue Recht mehr als ein Vorwand sein, mehr als die moderne Bemäntelung der uralten Praxis, die die Gallier nach der Eroberung Roms übten. Scheut man vor solchen Folgerungen zurück, dann läuft die Tötung des Besiegten, mit oder ohne Urteil, mindestens in den Augen eines Teiles der Beobachter auf dasselbe hinaus.

Die NSDAP

Die wenigsten ihrer Mitglieder hat die Nationalsozialistische Partei durch ihr Programm geworben. Viele der drei Dutzend anderen deutschen Parteien der damaligen Zeit besaßen viel schönere Programme als die NSDAP. Die wenigsten Deutschen sind wohl durch die Lektüre des Buches „Mein Kampf" zu Anhängern Hitlers geworden. Manche wurden es durch die Wirkung seiner Person; viele wählten nationalsozialistisch, weil sie meinten, „es müsse nun einmal alles anders gemacht werden"; die weitaus meisten wurden zu Nationalsozialisten oder zu dem, was sie dafür hielten, durch den Erfolg. Nicht etwa, weil sie teilhaben wollten an diesem — auch solche gab es natürlich genug — sondern weil alle anderen schönen

Programme so erfolglos waren. Man hatte sich daran gewöhnt, ja man war dazu gezwungen, jeder Partei ihre Erfolglosigkeit im Kampf mit den anderen Parteien zum größten Vorwurf zu machen. Hatte es doch selbst eine so starke Gruppe, wie die der Sozialdemokraten, nie fertiggebracht, ihre ganze, ihr von den Wählern verliehene Macht voll in die Waagschale zu werfen. Als in der Weimarer Republik auch die einfachste Koalitionsrechnung zu einer Aufgabe gleich der Lösung der Quadratur des Kreises geworden war, flossen die Wählermassen derjenigen Partei zu, die in sich die Chance zu bieten schien, dem parlamentarischen Dilemma zu entkommen.

Anders ausgedrückt: die NSDAP überwand die innere Zersplitterung des Deutschen Volkes und gab ihm die verlorene Einheit zurück. An dieser Tatsache sollte auch der nicht vorbeigehen, der heute erschüttert vor dem Preis steht, den diese Sammlung kostete.

Von entscheidender Wichtigkeit bei dem Erfolg Hitlers war nicht sein Programm, sondern seine Programmlosigkeit. Sie erlaubte dem einen, in der Hakenkreuzfahne eine neue Kombination der Farben des Kaiserreichs, Schwarz-Weiß-Rot, zu sehen. Der andere erblickte in ihr die rote Fahne, in der nur das Hakenkreuz an die Stelle von Hammer und Sichel getreten war. Keinem von beiden wurde widersprochen. Die ehemaligen Deutschnationalen in der NSDAP gründeten unter Kube eine regelrechte Vereinigung, und die Kommunisten taten ein Gleiches. Diese Organisationen wurden zwar aufgelöst, die Verbindung zwischen ihren Mitgliedern aber blieb.

Die NSDAP besaß keine Parteitheorie in dem Sinne, wie sie etwa die marxistischen Parteien in langen Jahrzehnten durchgebildet hatten. Die theoretischen

Schriften eines Gottfried Feder waren verboten worden, der Theoretiker Rosenberg blieb den meisten unbekannt oder unverständlich, dem Rest umstritten.

Nach Hitlers Machtübernahme wurde es der Presse verboten, selbständig Zitate aus dem Buch „Mein Kampf" zu bringen. Zur Begründung wurde gesagt, daß es die Gedanken eines Parteimannes der Opposition enthalte, die nicht übereinstimmen könnten mit den Gedanken des Mannes in der Regierung. Sogar der Abdruck irgend eines der fünfundzwanzig knappen Punkte des Parteiprogramms wurde mit dem Hinweis verboten, es gehe nicht um Programme, sondern um praktische Arbeit. Auch führende Männer waren über die Bedeutung der einzelnen kurzen Sätze des Programmes ihrer Partei total verschiedener Meinung.

Die Anziehungskraft, die gerade die Programmlosigkeit der Partei ausübte, mag Fremden unverständlich erscheinen. Vielleicht verurteilen viele die Leichtgläubigkeit, die in der Ausstellung einer politischen Blankovollmacht liegt oder werten sie als Charakterlosigkeit. Verständlich wird sie nur aus der hoffnungslos gewordenen parlamentarischen Situation, in der selbst notwendigste Regierungsgeschäfte stockten.

Hitler versprach Taten statt Theorien. Er bekannte sich eigentlich nur zu zwei Grundsätzen, die bisher gänzlich unvereinbar schienen, und deren jeder sich doch als besonders magnetisch erwiesen hatte: zum Nationalismus und zum Sozialismus. So strömten ihm Menschen aus allen Lagern zu, in der Hoffnung auf das Wunder dieser Synthese.

Wenn es vor dem Gericht so dargestellt wurde, als habe jeder, der zu den Nationalsozialisten kam, deren Programm und alle sich aus ihm im Laufe der Jahre entwickelnden Weiterungen gebilligt, dann ist das

falsch. Kaum zwei Menschen in der Partei hatten von diesem „Programm" die gleiche Auffassung. Man sah in der NSDAP solche Gegensätze wie Ley und Funk, oder Rosenberg und den Reichsbischof. Die meisten, die zu ihr stießen, verzichteten kaum auf eines ihrer früheren Ideale; sie verzichteten nur auf die bisherige Form ihrer Vertretung. Sie glaubten, nicht in eine festgefügte Partei, sondern in eine weitgespannte Bewegung zu kommen, in der sie ihre Wünsche und Gedanken in neuer, disziplinierter Form geltend machen könnten. Die Partei, die in der Zeit der Arbeitslosigkeit die Frauenarbeit bekämpfte, um sie in der Zeit des Mangels an Arbeitskraft gebieterisch zu fordern, die Partei, die früher selbst streikte, um dann den Streik abzuschaffen, erschien Millionen — darunter auch mir — nicht als Partei im engen und alten Sinn, sondern als das Forum, auf dem notwendige Auseinandersetzungen ohne die sonst in Deutschland offenbar unvermeidliche Erbitterung und unter dem Primat des nationalen und des sozialistischen Gedankens ausgetragen werden könnten.

Aus dieser Auffassung heraus haben viele, auch ich, eigene Wünsche, Bedenken und Anschauungen immer wieder zurückgestellt. Ich riet dasselbe denjenigen, die sich in der Zeit der sog. Gleichschaltung jedes Fußballklubs oder literarischen Vereins oft bedrängt und bedrückt fühlten.

Diese freiwilligen Opfer wurden keinem Programm gebracht, sondern einem Manne, der sich dadurch empfahl, daß er all diesen guten Willen auf sich vereinigt und gesammelt hatte. Ursache und Wirkung sind dabei kaum zu trennen. Wahrhaft lawinenartig wuchs die Zahl der Anhänger, die dann tatsächlich ein gut Teil ihrer politischen Willensfreiheit in seine Hände legten.

Die Anklage wirft immer wieder das Problem des bedingungslosen Gehorsams auf. Sie überschätzt den Eid, in welchem er gelobt wurde. Keine Eidespflicht entbindet irgend jemanden von allgemeinen Menschenpflichten. Kein Eid hätte mich veranlaßt, einen verbrecherischen Befehl auszuführen. Nie in meinem Leben habe ich jemand blind gehorcht. Für keine einzige meiner Handlungen berufe ich mich entschuldigend auf die Gehorsamspflicht. Ich kann es nicht, weil ich mich tatsächlich an keinen Eid mehr gebunden gefühlt hätte, wenn ich unter Berufung auf ihn zu einer Handlung aufgefordert worden wäre, die ich als verbrecherisch erkannt hätte. Aber mir sind — und ich werde das betonen — keine Dinge zugemutet worden, in denen ich eine Verletzung geschriebener oder ungeschriebener Gesetze gesehen hätte.

Allerdings habe ich und haben viele Hitler einen Vertrauensvorschuß gegeben. Ich wehre mich entschieden gegen die Auffassung, daß diese Gabe als solche verbrecherisch gewesen sei, zumal ich die Verwendung meines Vertrauens stets kritisch zu kontrollieren suchte.

Wenn aber Hitler diesen ihm gewährten Vertrauensvorschuß des Deutschen Volkes, den größten, der wohl jemals gegeben wurde, mißbraucht hat, dann ist dies ein Verbrechen.

Die Machtergreifung

Wenn die Anklage so tut, als habe Hitler eine gut funktionierende Demokratie aus dem Sattel gehoben und mit List und Trug die Macht usurpiert, so entspricht das nicht den Tatsachen. List und Trug setzten, wie ich jetzt sehr wohl begriffen habe, an einem ganz

anderen Punkte ein. Hitlers Regierungsantritt jedenfalls war durchaus legal. Er bedeutete nach der hoffnungslosen Minderheit, in der die vorangegangenen Kabinette Brünings, von Papens und von Schleichers im Reichstag blieben, nichts anderes als eine Abkehr von der unhaltbaren Praxis der Notverordnungen. Er war die Rückkehr zu dem fundamentalsten Grundsatz der Demokratie. Hitler siegte mit den Waffen eines Prinzips, das er zu beseitigen entschlossen war. Viele meinten damals, daß er damit demokratischer handelte als die Vertreter der Idee eines gewaltsamen Umsturzes.

Ich glaube auch nicht an irgendwie nennenswerte Fälschungen der Wahlergebnisse vom 5. März 1933. Ich war in dem Stimmlokal meines Bezirks selber Wahlhelfer und habe nicht einmal den Versuch einer Korrektur des Wahlglücks bemerkt. Übrigens lag das Ergebnis dieses Tages durchaus auf der Linie, die nach den vorausgegangenen Wahlen zu erwarten war. Hitler hatte nicht die absolute Mehrheit erreicht, vertrat aber die bei weitem stärkste Partei und erhielt zusammen mit seinen Koalitionspartnern, bei gewissen Stimmenthaltungen, die Vollmachten, die er wünschte.

Gewiß bedeutet die Verhaftung der kommunistischen Abgeordneten, die die Anklage geißelte, eine Verletzung demokratischer Grundregeln. Sie wurde schon damals viel umstritten, aber mit der eindrucksvollen Frage beantwortet, ob irgend jemand glaube, daß eine kommunistische Regierung im umgekehrten Fall die nationalsozialistischen Abgeordneten in Freiheit gelassen hätte. Das Ergebnis der Abstimmung des Reichstages vom 24. März 1933 wurde durch diese Aktion nicht geändert.

An diesem Tage hielt der Vorsitzende der SPD, Wels, eine tapfere und eindrucksvolle, aber irgendwie schon resignierende Rede. Nach ihm sprach Hitler, der damit zum erstenmal im Reichstag auftrat. Seine Rede war ohne mein Wissen — ich war damals Chefredakteur des Rundfunknachrichtendienstes — auf Schallplatten aufgenommen worden. Der neue Sendeleiter Hadamosky wollte sie senden. Ich bat daraufhin aus Gründen der Korrektheit um eine Stunde Sendezeit für die Verlesung der Wels-Rede. Die Rundfunkleitung schlug meine Bitte ab. Ich ging zur Reichskanzlei und ließ meine Bitte Hitler vortragen, was später gewiß nicht mehr so einfach zu erreichen gewesen wäre. Er stimmte sofort zu und ließ mich ein in seinem Vorzimmer aufgestelltes Mikrophon benutzen. Ich las die ganze Rede von Wels, nicht im nüchternen Tone des Nachrichtensprechers, sondern in der belebten Sprache des Vortragenden. Hitler kam nach wenigen Minuten herein und hörte die Ausführungen, die er doch schon kannte, noch einmal aufmerksam an. Zum Schluß verabschiedete er mich mit den Worten: „Das war sehr anständig. Die Rede sollte noch einmal wiederholt werden."

Ich gewann an diesem Tag den Eindruck, daß Hitler mit parlamentarischen Mitteln einen parlamentarischen Sieg errungen hatte.

Die Tatsache, daß das Ermächtigungsgesetz praktisch jede Kontrolle der Regierungsgewalt aufhob, bemerkte ich kaum. Ihre Bedeutung mußte den Parteiführern, die ihre vom Volk gegebene Vollmacht dem neuen Kanzler übertrugen, eigentlich schon damals klarer sein. Ich nahm jedenfalls an, daß mindestens die Koalitionsparteien der NSDAP sich über den Gebrauch der verlangten Vollmachten orientiert hatten.

Sehr viel ernster als die von mir begrüßte Armut der Partei an Programmen und als die von mir bejahte Frage der Legalität ihres Regierungsantritts erschien mir das Problem des Geistes der Gewalt, der sichtbar in ihr herrschte. Den rauhen Radikalismus der Methoden der Partei lehnte ich ab. Er entsprach nicht meinem Stil, er lief der Praxis meines ganzen Lebens zuwider. Als Hitler 1932 einigen seiner Parteifreunde, die wegen Roheitsdeliktes gegen politische Gegner verurteilt wurden, ein Sympathietelegramm sandte, wandte ich mich in einem scharfen Aufsatz gegen ihn. Der Artikel, „Potempa" überschrieben, wurde in über hundert deutschen Zeitungen abgedruckt. Dr. Goebbels hat ihn mir nie vergessen.

Aber es gab zwei gewichtige Gründe dafür, daß auch die vorhandene Kenntnis jenes gewaltsamen Charakterzuges in den Methoden der Partei nicht zu ihrer radikalen Ablehnung führte. Einmal war es nicht zu bestreiten, daß keineswegs die Nationalsozialisten, sondern die Kommunisten die robusten Praktiken in den politischen Kampf eingeführt hatten. Das bewiesen nicht nur die großen Aufstände in Bayern, an der Ruhr, in Mitteldeutschland und an vielen anderen Punkten, sondern auch die täglichen Beobachtungen vieler Jahre. Zum andern wurde mir glaubhaft versichert, daß jene Methoden nur Mittel der Abwehr und der Selbstbehauptung in der Opposition gewesen seien, nach dem Regierungsantritt aber systematisch abgebaut, ja bekämpft würden.

Gewiß pflegt die Gewalt dem, der sie ausübt, und dem, der sie erleidet, ganz verschiedene Gesichter zuzuwenden. Auch behaupte ich nicht, daß ich in jener

Zeit ein gänzlich leidenschaftsloser Beobachter des Problems der Einbeziehung der Straße in die Politik gewesen wäre. Ich war durchaus bereit, der Gewalt das Recht zur Brechung der Gewalt im Prinzip zuzugestehen. Damit aber schien mir ihre Aufgabe auch erfüllt zu sein.

Ich hielt bereits die manchen Menschen so eigentümliche Freude am Besitz von Macht für einen Atavismus, von Gewalt ganz zu schweigen. Ich benützte nicht einmal die bescheidenen Vollmachten, die mit meinen verschiedenen Stellungen verbunden waren, und sich auf Urlaub, Anstellung, Beförderung u. ä. erstreckten, sondern überließ solche Dinge in einem natürlichen Widerwillen gegen alles „Schicksalspielen" meist meinen Vertretern. Unbestritten allerdings machte es mir Freude, nicht durch einen Befehl, sondern durch ein besseres Argument Einfluß auf andere Menschen auszuüben.

Diese Analyse soll nur feststellen, daß es möglich war, mit einer solchen Grundeinstellung in einem Staat zu arbeiten, von dem nach seinem Zusammenbruch nichts übrig geblieben zu sein scheint als die Erinnerung an Unrecht und Willkür. Gerade diese beiden erschienen aber damals durchaus nicht als sein hauptsächliches Kriterium, sondern traten weit zurück hinter der Fülle aufblühenden Lebens, das das neue System erweckte.

Niemand wird den Menschen und den politischen Formen jener Zeit gerecht, der auf die unleugbaren Leistungen, die neben den hier zu prüfenden Verbrechen stehen, nicht wenigstens einen Blick wirft. Selten wohl ist ein Staat dem Ideal, daß keiner seiner Bürger hungern oder frieren soll, so nahe gekommen, wie der, in dem später Millionen von Juden getötet wurden. Ich kenne

kein Beispiel einer so überraschenden Prosperität wie den Aufschwung aus dem Elend der deutschen Arbeitslosigkeit von 1932 zu der fieberhaften Suche nach Arbeitskräften zwei Jahre später.

Dieser Wandel schaffte der Partei mehr Anhänger als ihr ganzer Kampf in der Opposition. Wer heute nicht reine Rache üben, sondern nur Verbrechen strafen will, um ihre Wiederholung zu verhüten, darf diese gute Seite des Regimes nicht leugnen, sondern muß sie noch unterstreichen. Jedes Urteil, das an diesen Tatsachen vorbeigeht, hat keinen Bestand; früher oder später würde es in der Meinung der Menschen revidiert werden, die das damals Vergessene einmal wieder entdecken, und dabei ihrerseits Fehler übersehen.

Es schien mir in den Jahren nach 1933 so, als ob plötzlich der Fluch beseitigt wäre, der die Deutschen bisher um den Erfolg all ihrer Arbeit nach dem ersten Weltkrieg gebracht hatte. Ich meinte, die Wandlung meines Vaterlandes zu einem blühenden Garten und zu einem riesigen Werksbetrieb zu erleben. Viele im In- und Ausland anerkannten diesen Erfolg. Mit Stolz las ich Winston Churchills Ausspruch über Hitler: „Wenn mein Vaterland einmal in eine solche Not kommen sollte wie Deutschland, dann werde ich Gott bitten, ihm einen Mann von der Tatkraft Hitlers zu schenken".

Im Hinblick auf diese Erfolge nahm ich auch das Verbot von politischen Parteien hin. Seine rechtliche Begründung schien mir im Ermächtigungsgesetz gegeben zu sein. Heute, nachdem erkennbar wurde, in welchem Maße gerade das Ein-Partei-System durch seine Ausschaltung vieler Kontrollen die Begehung von Verbrechen begünstigt hat, erkenne ich, daß das

Verbot von Parteien einem ungeschriebenen Menschenrecht widerspricht. Damals war noch dies durchaus nicht erkennbar, zumal es solche Parteiverbote schon vorher auch außerhalb Deutschlands gab — und übrigens heute wieder gibt.

Die Zerschlagung der Gewerkschaften mag heute als Unrecht, die Wegnahme ihres Vermögens als Raub dargestellt werden. Damals galt sie mir und vielen andern als deren Überführung in eine neue Übergewerkschaft, die Deutsche Arbeitsfront, die mit dem Vermögen der Gewerkschaften nicht nur ihre Rechte, sondern auch ihre Pflichten übernahm. Die Maßnahme mag politisch noch so verurteilt werden; eine Verletzung des höheren Rechts, das über den Gesetzen steht, wurde sie erst insofern, als die Deutsche Arbeitsfront vielleicht abwich von den Grundsätzen, die sie verkündete.

Mit keinem Wort werde ich das verteidigen, was, wie man jetzt beweist, in den KZ. an Greueltaten geschah. Ich werde den Stand meines Wissens um diese Dinge besonders ausführlich darzulegen versuchen und kann nur hoffen, daß die wirklich Schuldigen bestraft werden, auch um des Deutschen Volkes willen, das unter ihren Verbrechen leidet. Aber die Tatsache der zeitweiligen Inhaftierung von Menschen, die einer neuen Ordnung nicht nur im Wege standen, sondern entschlossen waren, sie aktiv zu bekämpfen, schien mir angesichts der vorher hoffnungslosen innerpolitischen Lage zwar stets bedenklich, doch nicht verbrecherisch. Im übrigen waren die deutschen KZ. nicht die ersten und sind leider auch nicht die letzten geblieben.

Alle Überlegungen und jede Überprüfung damaliger Ansichten zwingen mich zu der Behauptung, daß auch ein nachdenklicher Beobachter, der selbst frei

war von allen Tendenzen der Gewalt und Unmenschlichkeit, damals der Auffassung sein konnte: Ungerechtigkeiten sind eine bedauerliche Begleiterscheinung einer an sich guten Sache; es sind Härten, die unter keinem politischen System der Erde ganz zu vermeiden sind und dann hingenommen werden müssen, wenn sie durch positive Leistungen aufgewogen werden. Das etwa waren auch die Gedanken, die ich 1935 in einem Briefwechsel mit der Direktion von Radio Luxemburg zum Ausdruck brachte. Damals bemühte ich mich um einen internationalen Nachrichtenaustausch und suchte zu erreichen, daß von zehn Nachrichten aus Deutschland nicht immer nur die eine schlechte, sondern auch einmal eine der neun guten im Ausland publiziert würde.

Die am 1. Mai 1933 beginnenden Nachrichtensendungen in Fremdsprachen über Kurzwellensender ins Ausland standen unter meiner Leitung auf einer ähnlichen Linie. Sie bemühten sich mit einer auf allen Rundfunkkonferenzen der Vorkriegszeit anerkannten Korrektheit, keine Stellung zu nehmen zu irgendwelchen Problemen anderer Länder, sondern ausschließlich die Lücken zu füllen, die damals viele internationale Nachrichtendienste in ihren Berichten über Deutschland offen ließen. Wir bemühten uns, um es kurz zu sagen, „die neun guten Nachrichten" aus dem Lande zu geben, von dem man immer nur die zehnte Meldung hörte, die von einem Unrecht oder einem Mißstand berichtete.

Der 30. Juni

Die Anklage erörtert immer von neuem die Frage, von wann ab dieser oder jener Angeklagte habe wissen können, daß Hitlers Pläne verbrecherisch waren.

Daß sie dies gewesen sind oder irgendwann wurden, wagt niemand zu bestreiten, seit der Nachweis des Judenmordes erbracht wurde.

Einer meiner Mitangeklagten stellte im Zeugenstand fest, er habe 1937 erkannt, daß Hitler ein Verbrecher sei; seit 1939 habe jeder Deutsche zu der gleichen Erkenntnis kommen können. Ich fragte diesen Kameraden bei seiner Rückkehr in unsere Box mit großer Erbitterung, warum er denn nach dieser seiner angeblich so klaren Erkenntnis noch sieben Jahre lang Hitlers Minister geblieben sei, warum er seine Erkenntnis nicht herausgeschrieen und begründet habe oder warum er, wenn er seiner Sache so sicher war, nicht den erkannten Verbrecher niedergeschossen hätte.

Stumm hörten meine Nachbarn diese Vorwürfe und die wenigen Gegenargumente an. Solche Auseinandersetzungen gehören auf unserer Anklagebank leider nicht zum guten Ton, obwohl sie mir oft fruchtbarer erscheinen, als die Abwehr gegen die häufig so fehlgehenden Angriffe der Anklage. Die weißen Stöcke zweier Guards beendeten die Meinungsverschiedenheit, ohne sie zu schlichten.

Einer der Termine, die die Anklage jedem von uns als einen Tag der sicheren Erkenntnismöglichkeit immer wieder vorhält, ist der 30. Juni 1934, der Tag des „Röhm-Putsches". Der Zeuge Gisevius, der für Frick und Dr. Schacht aussagte, schilderte ihn in besonders schwarzen Farben. Er behauptete, es habe überhaupt kein Putsch stattgefunden. Die Strafaktion sei nichts gewesen als ein Streich Görings und Himmlers gegen ihre Gegner in der Partei. Ich halte es für unbedingt notwendig, daß Göring noch einmal in den Zeugenstuhl geholt wird, um sich zu diesen und anderen, erst nach Abschluß seines Falles vorgebrachten Vorwürfen zu äußern. Leider war dies offenbar nicht gewünscht.

So muß ich meine damaligen Auffassungen über den Ablauf und die Bedeutung des 30. Juni scharf von dem trennen, was ich heute vor Gericht oder aus Gesprächen von Mitangeklagten erfuhr.

Tatsache ist, daß ich einst aus den Vorgängen des 30. Juni nicht auf einen verbrecherischen Charakter des Regimes folgerte, obwohl ich niemals in zwölf Jahren ernsthafter einen solchen Gedanken erwog, als an diesem Tage.

Am frühesten Morgen jenes 30. Juni wurde ich in meiner Wohnung durch einen Fernruf von Dr. Goebbels geweckt, was ganz ungewöhnlich war. Der Minister trug mir auf, gleich ins Amt zu fahren und beim Berliner Polizeipräsidium um Postenschutz für das Ministerium zu ersuchen. Ich solle dem Personalchef übermitteln, daß er die SA-Angehörigen unter den Mitarbeitern des Amtes suspendieren, aber zum Verbleiben im Hause auffordern möge. Im Übrigen solle ich keine amtlichen Mitteilungen von irgendwelcher Bedeutung in den Rundfunk-Nachrichtendienst aufnehmen, ehe er sie genehmigt habe.

Ich erwiderte, ich würde meinen Abteilungsleiter und den Staatssekretär unterrichten. Er prophezeite, daß ich keinen meiner Vorgesetzten im Dienste finden würde, und er behielt Recht damit. An diesem Tage machte ich zum erstenmal eine Beobachtung, die sich später oft wiederholen sollte: während ich in ruhigen und guten Zeiten damals noch ein Dutzend Vorgesetzte und fünfzig ranggleiche Kollegen besaß, stand ich an bösen Tagen allein auf weiter Flur.

So sah ich mich an diesem Morgen einer Fülle von Anfragen der Presse, Behörden und Privater gegenüber, die Auskünfte über Vorgänge wünschten, die Gegenstand von Gerüchten waren. Gegen Mittag ba-

ten mich die Damen des Vorzimmers meines Abteilungsleiters, ich möge in dessen verwaistes Büro kommen, da Göring seinen sofortigen Besuch habe ankündigen lassen. Als ich hinging, traf ich ihn mit einigen Begleitern schon in der Tür.

In kurzem Kommandoton verlangte er, auf die gerade bevorstehende Pressekonferenz geführt zu werden, da er dort eine Erklärung der Reichsregierung abzugeben habe. Ich brachte ihn zum pompejanischen Saal, in dem sich die diesmal besonders zahlreichen Journalisten schon drängten.

Göring zeichnete knapp in dramatischen Worten das Bild einer hochverräterischen Verschwörung unter Röhm, deren Pläne mit Hilfe einer fremden Macht duchgeführt werden sollten. Im letzten Augenblick sei sie entdeckt worden. Er erzählte, daß es um die Entwaffnung der Reichswehr gegangen sei und daß die notwendigen Verhaftungen rigoros hätten durchgeführt werden müssen.

Nur einmal später, nämlich am 3. September 1939, nach der Kriegserklärung Englands und Frankreichs, habe ich ähnlich blasse Gesichter und ein so betretenes Schweigen der Pressekonferenz-Teilnehmer erlebt, wie bei diesen Eröffnungen Görings, hinter denen niemand etwas anderes vermuten konnte, als einen eben entdeckten Plan zur Besetzung Deutschlands durch einen Nachbarstaat.

Göring sprach von bedauerlichen Irrtümern, die bei der überstürzten Abwehr der Aktion leider vorgekommen seien. Er nannte u. a. den Namen Klausners, der als Beamter wie als Leiter der katholischen Aktion den meisten Journalisten bekannt war. Die Gesichter wurden noch blasser, als Göring von Klausners Tod sprach.

Unter allgemeinem Schweigen wandte er sich zum Gehen. In der Tür machte er Halt, kehrte sich noch

einmal um und sagte schroff: „Der frühere Reichskanzler, General Schleicher, setzte übrigens seiner Verhaftung Widerstand entgegen und wurde dabei erschossen. Auch seine Frau wurde von den Schüssen tödlich getroffen."

Ich hatte Göring zur Tür geleitet. Bei diesen Worten fuhr ich entsetzt zurück. Ein Begleiter Görings, der meine Miene sah, beugte sich zu mir und sagte: „Sie glauben es nicht, aber es hat sich tatsächlich so abgespielt."

Ich habe meine Erinnerung sehr genau geprüft und glaube mit Bestimmtheit sagen zu können, daß der Begleiter Görings, der mir dessen Schilderung in dieser Weise bestätigte, niemand anders war, als — Herr Gisevius.

Am Nachmittag wie auch am nächsten Morgen kamen so übertriebene Auslandsmeldungen z. B. von angeblichen Kämpfen in Berlin, daß es mir und meinen Mitarbeitern vom „Drahtlosen Dienst" ein Leichtes war, die meisten von ihnen nach eigenem Augenschein zu dementieren.

Abends kam Goebbels, in Hitlers Begleitung, nach Berlin zurück. Nach Angaben seines damaligen Sekretärs Hanke, der ihn auf seiner Reise nach Wiessee begleitet hatte, bestätigte Goebbels die Richtigkeit der Schilderungen Görings, die er noch dahingehend ergänzte, daß die fremde Macht, mit der Röhm paktiert habe, Frankreich gewesen sei. Er gab häßliche Schilderungen von der Situation, in der man Röhm in Wiessee gefunden habe und bekräftigte die Notwendigkeit des schnellen und harten Zugreifens. Er sprach von Standgerichtsurteilen gegen den Berliner SA-Führer Ernst und andere.

In dieser Nacht blieb ich im Büro, verfolgte die Auslandsmeldungen und führte zahlreiche Ferngespräche.

Zu diesem Zeitpunkt hatte ich den Eindruck, daß der Schlag außer Männern wie Schleicher, von Bose und Edgar Jung, doch in der Hauptsache Menschen gegolten hatte (wie den SA-Führern in Berlin, Stettin und Breslau), die im Mittelpunkt der schon nicht mehr „revolutionären" Willkürakte standen, von denen man gerüchtweise gehört hatte. Ich schloß hieraus, daß die Partei sich gewollt oder ungewollt von den Elementen reinigte, denen die Methoden einer rauhen Opposition auch in der Regierung nicht abzugewöhnen waren. So unverständlich mir der Zusammenhang der guten und glanzvollen Namen mit dieser Aktion auch blieb, so stark war die Hoffnung auf eine innere Säuberung der Partei von unerträglichen Belastungen.

Diese Hoffnung, die in jener Nacht viele Bekannte teilten, wich am Sonntag einem erneuten Gefühl der unheimlichen Bedrückung, als die von Stunde zu Stunde dringlicher erwartete und notwendiger werdende, umfassende und gründliche Klärung aller Zusammenhänge nicht kam. Immer mehr Meldungen über Exekutionen tauchten gerüchtweise auf, um sich bald darauf zu bestätigen. Jetzt wagte ich auch keine offensichtlich übertriebenen Meldungen des Auslandes mehr zu dementieren. Stundenlang stand ich am Fenster meines Büros an der Wilhelmstraße und schaute, auf die erlösende Klarstellung wartend, zur gegenüberliegenden Reichskanzlei. Sogar die Stille der Straße schien etwas Unheimliches zu bergen.

Als ich, von Unrast getrieben, einmal auf den Wilhelmplatz hinaustrat, fand ich dort, still auf einem Feldstühlchen sitzend, den damals jungen Architekten Speer. Er hatte einen Zeichenblock auf dem Schoß, visierte das Borsig-Palais drüben an der Ecke der Voßstraße an und strichelte dann vergnügt drauf los.

Ich fragte: „Was machen Sie denn da?"

„Ich baue das Borsig-Palais um."

„Muß das unbedingt am Sonntag-Nachmittag sein?"

„Klar, es soll bis vorgestern früh fertig werden. Es wird in die Reichskanzlei einbezogen."

„Ja, wohin zieht denn Papen? Das Borsig-Palais ist doch sein Dienstsitz als Vizekanzler."

„Ich weiß nicht, wohin er zieht, und ob er es weiß, ist mir unklar. Schauen Sie um die Ecke, da sehen Sie die Möbelwagen. Die Packer sind schon an der Arbeit. Sie stellen die Sachen irgendwo unter. Morgen früh kommen die Maurer."

„Ja, was ist denn mit Papen? Wo steckt er?"

„Das weiß ich nicht, es geht mich auch nichts an. Macht Ihr eine anständige Politik, ich baue anständige Häuser."

Bitter entgegnete ich, daß man als Rundfunknachrichtenmann schwer arbeiten könne, wenn man nicht einmal wisse, was los sei. Speer warf beiläufig hin, ich würde das ja um zwanzig Uhr erfahren, weil dann, wie er eben noch in der Führerwohnung aufgeschnappt habe, Goebbels im Rundfunk sprechen werde.

Das war mein Stichwort. Ich ließ den Architekten sitzen und eilte zum Telephon, um in der Reichskanzlei nachzufragen, ob die Nachricht von Goebbels Rede stimme. Ich erfuhr nichts. Aber bei der Sendeleitung hörte ich, daß tatsächlich auf zwanzig Uhr die Vorbereitung für eine Reichssendung angeordnet war. Die Post bestätigte mir die Bestellung aller notwendigen Leitungen. Nun gab ich sofort eine Sondermeldung heraus, daß für zwanzig Uhr eine Mitteilung, wahrscheinlich von Dr. Goebbels, zu erwarten sei. Ich tat das, weil ich wußte, daß nicht ich allein, sondern daß alle Welt auf Meldungen wartete.

Befriedigt hörte ich nach wenigen Minuten aus dem Lautsprecher, daß meine Ankündigung über den Sender lief. Sekunden nur vergingen, da wurde es auf der toten Wilhelmstraße lebendig. Eine Gruppe von Menschen, deren gepflegte Uniformen sie als Adjutanten auswiesen, stürzten von der Reichskanzlei zu unserem Haus herüber; an ihrer Spitze Hanke.

Ihr Besuch galt mir. Aufgeregt wollten sie wissen, woher ich die Sondermeldung hätte. Ich erzählte den Hergang und stieß auf allgemeine Empörung über meinen „Leichtsinn". Ich hätte einen ausdrücklichen Befehl zur Ankündigung abwarten müssen. Ich erwiderte noch beinahe amüsiert, daß ich, wenn auch gering, für das Ausgraben, nicht für das Eingraben von Nachrichten bezahlt werde.

Da meinte Hanke sehr ernst, daß die Sache durchaus nicht heiter sei. Hitler habe die Meldung gehört, halte sie für eine Eigenmächtigkeit von Goebbels und habe den Verdacht, daß dieser die bisher nur teilweise niedergeworfene Verschwörung möglicherweise weiter treiben wolle. Goebbels sei von Anfang an nicht unverdächtig gewesen, nun habe er sich von diesem, gerade jetzt höchst gefährlichen Verdacht zu reinigen.

Mein inzwischen wieder aufgetauchter vorgesetzter Abteilungsleiter, J., wischte sich den Schweiß von der Stirn und versicherte immer wieder, er habe mit der fatalen Meldung wirklich nichts zu tun. An seiner Verzweiflung richteten wir andern uns wieder auf. Ich stoppte die Wiederholung meiner Vorankündigung, aber verzichtete vorläufig auf ein Dementi, um die Verwirrung nicht noch zu vergrößern.

Wieder wartete ich. Endlich kam Goebbels über die Straße und fragte sich nach meinem Zimmer durch. Er trat ein und gab mir mit der Bemerkung, das könne

ich senden lassen, eine Visitenkarte. Sie trug in dünner, lateinischer Kursivschrift den Namen Adolf Hitler. Auf der Rückseite stand eine Bleistiftnotiz, die ich unmöglich entziffern konnte. Goebbels half mir. Es war die Mitteilung, daß Röhm die Gelegenheit gegeben worden sei, seine Schuld zu sühnen, daß er sie aber nicht benutzt habe. Der Schlußsatz lautete: „Röhm wurde daraufhin erschossen."

Ich nahm die Karte und sagte: „Hier fehlt ein Wort, oder alle bisherigen Nachrichten über die Vorgänge sind falsch."

„Was fehlt?"

„Das Wort standrechtlich. Oder wurde Röhm wirklich einfach niedergeschossen?"

„Nein, es hat ein Gericht getagt, das aus höchsten Offizieren, Männern der Partei und der Regierung bestand. Es hat schnell, aber korrekt untersucht und sein Urteil gefällt."

Ich erwiderte: „Wenn das so ist, müssen Sie das Wort ‚standrechtlich' einfügen, sonst wird man es noch nach hundert Jahren vermissen."

„Ich kann das nicht. Ich darf an dem Wortlaut, den mir der Führer selbst gab, eigenmächtig nichts ändern. Ich will auch nicht rückfragen."

Ich glaubte zu verstehen. Mit betonter Korrektheit verbeugte ich mich und sagte: „Gewiß Herr Reichsminister, Sie können da nichts ändern."

Im Hinausgehen zögerte er und meinte, auch ich dürfe am Wortlaut der Meldung nichts ändern. Ich betonte, es sei völlig klar, daß er mir diese Nachricht mit der Weisung gegeben habe, sie in diesem Wortlaut zu publizieren.

Als er weg war, setzte ich das Wort ‚standrechtlich' ein und brachte den Text in das Fernschreibzimmer.

Ich hatte das Gefühl, wahrheitsgemäß etwas Notwendiges ergänzt zu haben.

Während ich der Fernschreiberin bei der Durchgabe zusah, trat Goebbels wieder ein. Er las den veränderten Text, ließ die Verbindung neu schalten und diktierte ruhig eine Berichtigung, in der das Wort ‚standrechtlich" zurückgezogen wurde. Als alle Sender den Empfang quittiert hatten, wandte er sich plötzlich mir zu und überschüttete mich in äußerster Wut mit Schmähungen. Ob ich ihn zum zweitenmale an einem Tage in Lebensgefahr bringen wolle. Er schalt meine „bürgerliche Rückständigkeit", die nicht begreifen könne, daß man im Augenblick höchster Gefahr für Volk und Reich auch einmal kurzen Prozeß machen müsse.

Ich fragte, ob denn wirklich ein Prozeß gemacht worden sei.

Bebend vor Zorn bestätigte er es mir noch einmal, fügte aber hinzu, diese Formalität sei nicht ausschlaggebend. Immerhin werde er in seiner Ansprache um zwanzig Uhr, die nun wirklich stattfinde, auch diese Tatsache erwähnen.

Die kurze Rede von Goebbels, die ich dann mithörte, blieb sachlich völlig unbefriedigend. Mein Verdacht, daß die Führer des neuen Systems die entscheidende Grenze des Rechts, ja die äußerste Grenze des Notrechts überschritten, war geweckt. Leider konzentrierte er sich auf die Frage der Abhaltung eines Gerichtes und ging an der Kernfrage, ob überhaupt eine Verschwörung bestanden habe, vorbei. So gab ich mich zufrieden, als ich nach vielen Umfragen erfuhr, daß wirklich ein Gericht das Urteil über Röhm gesprochen hatte, als die Erklärung des Staatsnotstandes kam und als Regierung, Reichstag und Reichspräsident die getroffenen Maßnahmen billigten.

Damals stand ich im Tor zur Erkenntnis und ging nicht hindurch. Ich will diese Dinge, wenn ich danach gefragt werde, ganz offen schildern, selbst auf die Gefahr hin, daß es Ausländern unbegreiflich erscheint, daß es prinzipiellen Gegnern ein Triumph ist, und daß es Besserwissern ein Thema billiger Kritik bietet, wenn ich den entscheidenden Schritt durch das Tor damals nicht tat.

Heute, nach den Enthüllungen im IMT und nach allen Gesprächen mit den anderen Angeklagten, ist mir klar, daß von einer akuten Putschgefahr, die einen Staatsnotstand begründet hätte, keine Rede sein kann. Tatsächlich scheint Röhm und sein Kreis den Plan gehabt zu haben, eine aus der SA aufgebaute Miliz an die Stelle der damaligen Reichswehr zu setzen, die er als politisch unzuverlässig betrachtete. Wenn er auch bereit gewesen sein dürfte, diese Absicht mit Gewalt durchzudrücken, so war der 30. Juni sicher nicht sein Termin zum Losschlagen. Er und seine engeren Mitarbeiter hatten gerade einen Urlaub angetreten. Wenn Röhm einen Druck ausüben wollte, dann hätte er ihn frühestens Wochen, wenn nicht Monate später ansetzen können. Keinesfalls scheint seine ausländische Verbindung, die wohl wirklich bestand, mehr bezweckt zu haben als eine rechtzeitige Sicherung seiner Pläne gegen Mißdeutungen durch das Ausland. Kombinationen darüber, welche Wege die deutsche Politik gegangen wäre, wenn Röhm Erfolg gehabt hätte, sind müßig.

Am bedrückendsten aber sind die Einzelheiten, die ich über die zynische Laxheit erfahre, mit der Göring und Himmler am Vormittag des 30. Juni auf einer langen Liste von Personen das Zeichen zur Verhaftung oder das zum „gleich umlegen" vermerkten.

Heute weiß ich, daß z. B. bei dem damaligen Präsidenten des geheimen Staatspolizei-Amtes Sachsen, Friedrich Schlegel, über Fernschreiber eine lange Liste von Namen eintraf, deren Träger an diesem Tage verhaftet werden sollten. Neun dieser Namen — Göring und Himmler hatten sie eingesetzt — waren mit einem Kreuz versehen.

Diese Liste legte man dem Gauleiter Mutschmann vor, der seinerseits den Namen des SA-Führers Killinger, eines Mannes, den er gar nicht mochte, eigenmächtig mit einem Kreuzchen bezeichnete.

Die Verhaftungen wurden durchgeführt, die Todeskandidaten nicht einmal verhört. Man gab ihnen eine halbe Stunde Zeit, Abschiedsbriefe zu schreiben. Dann starben sie unter den Schüssen eines Pelotons mit dem Ruf „Heil Hitler!". So wenig hatten sie wahrscheinlich die Zusammenhänge begriffen.

Schlegel, der die eigenmächtige Ankreuzung Killingers gesehen hatte, ließ diesen nicht an die exekutierende Stelle ausliefern, sondern brachte ihn in das KZ. Hohnstein, wo niemand Zutritt hatte, auch Mutschmann nicht. So rettete er ihm das Leben.

Die Abschiedsbriefe der neun Opfer des 30. Juni 1934 wurden nicht ausgefolgt. Sie verbrannten bei den schweren Luftangriffen auf Dresden, wo sie in einem Panzerschrank aufbewahrt waren, im Februar 1945.

Die außenpolitische Grundlage

Die Anklage war nicht klug beraten, die Reihe der von ihr vorgetragenen Vertragsverletzungen mit derjenigen von Versailles zu beginnen. Denn damit öffnete sie die Schleusen der Beredsamkeit jedes Ange-

klagten, und das Gericht hat nun juristische Mühe und politische Not, sie wieder zu schließen. Wenn das Stichwort Versailles fällt, werden auch in den müdesten Stunden dieses langen Prozesses die Gesichter der Richter für Momente lebendig. Es gibt dann meist eine kurze Wechselrede, und nach wenigen Augenblicken ist das Thema aller Themen beendet.

So will ich mich nicht bei vergeblichen Versuchen aufhalten, sondern mich auf die einfache Feststellung beschränken, daß auch ich von jeher eine Änderung des Versailler Diktates wünschte, und daß ich sie nicht mit Krieg, sondern mit den Mitteln des Rechtes, der politischen und wirtschaftlichen Vernunft erstrebte, die damals alle, alle auf deutscher Seite standen.

Wie anders habe ich mir einst, in jahrzehntelanger journalistischer Arbeit an den Versailler Problemen, einen internationalen Gerichtshof vorgestellt, der sich einmal mit diesem Diktat beschäftigen würde! Wie anders hätte, selbst nach einem verlorenen Krieg, die für Deutschland so klare Rechtslage dargestellt werden können, wenn nicht der sinnlose, der barbarische Mordbefehl Hitlers gegen einige Millionen Männer, Frauen und Kinder vorläge, dieser Befehl, der nun das moralische Rückgrat der Verteidigung auch jedes rechtmäßigen politischen Anspruches und jeder im Kriege einmal notwendig gewordenen harten Maßnahme bricht.

Aber es hat keinen Sinn, noch einmal auf die Grundlagen des Unrechts von Versailles einzugehen, da sonst doch wieder die Antwort kommt: „Wir verhandeln hier nicht über den Vertrag von Versailles, sondern ausschließlich über deutsche Friedensstörungen, Rechtsbrüche und Kriegsverbrechen."

Die meisten Fakten sind auch schon zur Sprache gekommen. Nur zwei wichtige Dinge wurden nicht gewürdigt. Erstens die Tatsache, daß Hitler ein Produkt von Versailles war: Niemals, von seinem Auftreten bis zu seinem Ende, habe ich ihn als etwas anderes gesehen. Und zweitens die Tatsache, daß der „rechtskräftige" aber unerfüllbare Befehl von Versailles die politische Moral in Deutschland und in Europa entscheidend untergrub. Im Zwielicht der Versailler Bestimmungen wuchs der Gedanke, daß man sich Recht nur mit Gewalt holen könne.

Aber es ist zwecklos, von diesen Wurzeln vieler Übel vor einer Anklage zu sprechen, deren französischer Vertreter am 17. Januar ohne zu erröten beklagte, daß Deutschland nicht so gefestigt in die industrielle Krise des vorigen Jahrhunderts gegangen sei, wie die westlichen Völker. Der Geist Richelieus mag gelächelt haben. Sein später Jünger meinte außerdem, die Anfänge der „Theorie vom Lebensraum" seien schon im Anfang des 19. Jahrhunderts erkennbar. Er und sein russischer Kollege brachten mehrfach zum Ausdruck, für wie verbrecherisch sie die Prägung des Wortes „Volk ohne Raum" hielten. Nein, hier besteht keine Möglichkeit, nach der moralischen Qualifizierung derjenigen zu fragen, die nicht den Begriff, sondern die Tatsache „Volk ohne Raum" schufen.

Es wäre die Aufgabe Ribbentrops gewesen, die Lage Deutschlands und das System seiner Außenpolitik zu schildern. Er hat während der ersten Monate im Nürnberger Gefängnis jede Minute zu fleißiger Arbeit ausgenutzt und viel geschrieben. Offenbar gelang es ihm aber nicht, die äußeren Hemmungen zu überwinden, die hier einer geistigen Arbeit im Wege stehen. Deshalb war in dem Augenblick, in dem seine Verteidi-

gung anlief, keine einzige Notiz vorhanden. So beschränkte er sich im letzten Grunde auf die Feststellung, daß nicht er, sondern Hitler persönlich die Außenpolitik bestimmte, während er sich nur als Hitlers außenpolitischer Sekretär habe fühlen können. Ribbentrop behielt auch auf der Anklagebank und in dürftigster Kleidung die Geste des Hochmuts, die früher sein stärkstes Handicap war, jetzt aber eher versöhnte. Leider hat er die sachliche Aufgabe, vor die ihn dieser Prozeß stellte, so wenig gelöst, daß in der Darlegung des Bildes der vergangenen Zeit eine Lücke entstanden ist.

Ich kann diese Lücke nicht schließen. Ich habe weder die Aufgabe noch die Möglichkeit, die deutsche Außenpolitik zu verteidigen, sondern kann und muß nur das Bild verteidigen, das ich mir von der Außenpolitik Hitlers machte, und das ich dem Deutschen Volk vermittelte. Gerade angesichts der These einer Gesamtschuld des Deutschen Volkes muß dieses Bild, das die Propaganda von der deutschen Außenpolitik entwarf, auf das exakteste wiedergegeben werden.

Für mich war der wichtigste Punkt in der außenpolitischen Konzeption Hitlers die Reihe seiner immer stärkeren Friedensversicherungen. Vor allem die Feststellung, daß er selbst einfacher Soldat gewesen sei und deshalb wisse, was Krieg bedeute, und sein Hinweis, daß in allen europäischen Kriegen eines Jahrtausends nicht einmal der jeweilige Sieger soviel gewonnen habe, wie er an Opfern habe bringen müssen, klangen für deutsche Ohren wie heilige und verpflichtende Eide. Was in Hitlers Politik gegen diese so besonders verbindlichen Friedensversicherungen verstoßen haben sollte, war ein Betrug nicht nur an der Welt, sondern vor allem auch an der deutschen Öffentlichkeit.

Wenn anderseits der Pazifismus abgelehnt, ja sogar öffentlich bekämpft wurde, verminderte dies das Gewicht jener Versicherungen nicht, denn es erschien nicht zweckmäßig, das einseitig militärisch abgerüstete Deutschland in einer Umwelt hochgerüsteter Staaten auch noch geistig zu entwaffnen.

Aus Gesprächen mit Dr. Goebbels gewann ich den Eindruck, daß Hitlers Außenpolitik auf einer Erkenntnis begründet war, deren Richtigkeit ich nicht zu bestreiten vermochte: Für Deutschland, als das Land in der Mitte Europas, ist eine politische Stabilität nur in zwei extremen Lagen denkbar; entweder in völliger Ohnmacht bei Saturierung seiner Nachbarn, oder in der Stärke, die einer Kombination seiner Nachbarn überlegen ist. Hinzu kam die Erkenntnis, daß der Anspruch der Großmacht im Osten sich nicht nur auf einige Provinzen beschränkte, sondern ganz Deutschland, ja ganz Europa umfaßte. Aus dieser Lage ergab sich die Notwendigkeit einer aktiven Politik, die sich auch der Lösung der gesamteuropäischen Aufgabe annehmen durfte, ohne dadurch in den Verdacht des Imperialismus zu geraten.

Hinzu kam eine Besonderheit in der Lage Deutschlands. Es war im ersten Weltkrieg von einem Lande besiegt worden, Amerika, das sich nach der Entscheidung zurückzog, um Deutschland seinen europäischen Gegnern zu überlassen, denen es sich mehr als gewachsen gezeigt hatte. Dadurch wurde die Lage in Europa unstabil. Aus Gesprächen mit Dr. Goebbels schloß ich, daß Hitler zweifellos der Gedanke vorschwebte, Deutschland aus der seinen Kräften und seinen Leistungen nicht entsprechenden Lage herauszuführen. Mir wurde geschildert, daß die viel gelästerte Neuordnung Europas, die bald nach 1933 als Hoffnung aufzu-

dämmen begann, in neuen Kombinationen bestehen würde, die sich aus politischen und wirtschaftlichen Verträgen ergäben. Mehrfach tauchte der Gedanke auf, daß innerhalb eines durch solche Bindungen verknüpften Gebildes von mehreren Staaten die Lage der politischen Grenzen an Bedeutung verliere, ja verhältnismäßig gleichgültig werde.

Geradezu als eine Erlösung empfand ich es, daß Hitler keine Scheu hatte vor der Garantie der Grenzen, die in Versailles gezogen worden waren. Er bewies das im Fall der Ostprovinzen gegenüber Polen, im Fall Elsaß-Lothringen gegenüber Frankreich und bezüglich Südtirols gegenüber Italien. Kein deutscher Politiker vor Hitler hätte es wagen dürfen, solche Verzichte auszusprechen, denn es gehörte zu der Praxis selbst vieler früherer Erfüllungspolitiker, den Anspruch auf die in Versailles verlorenen Gebiete als ein stilles Ressentiment mit sich herumzutragen, auch wenn die Loyalität gegenüber dem unterschriebenen Diktat nach außen in noch so deutlichen Worten versichert wurde. Hitler schien mir das Deutsche Volk von solchen Utopien zu befreien, die bis dahin neben jeder Realpolitik ein Sonderleben geführt hatten. Ich konnte nicht annehmen, daß er mit seinen Garantien so großzügig umging, weil er sie doch zu brechen entschlossen war.

Schließlich glaubte ich, noch mehr aus den mir gegebenen direkten Informationen als aus offiziellen Reden schließen zu dürfen, daß Hitler die neue Ordnung des europäischen Festlandes in einem möglichst weitgehenden Einverständnis mit England anzubahnen gewillt sei. Er sah in England nicht nur die europäische Macht, mit der Deutschland die wenigsten Interessengegensätze und die meisten Berührungspunkte besaß, sondern er hatte eine deutliche Sympathie für dieses

Land, Hochachtung vor seinen Leistungen und Verständnis für seine Aufgabe in der Welt. Es erschien mir als selbstverständlich, daß diese Politik mit friedlichen Mitteln arbeiten konnte und mußte.

Gegen mich ist der ausdrückliche Vorwurf erhoben worden, ich hätte Dr. Goebbels geholfen, die Welt in das Blutbad von Angriffskriegen zu stürzen.

Ich muß feststellen, daß mit mir niemals von der Absicht eines Angriffskrieges gesprochen wurde. Man erwähnte in diesem Prozeß zwei Konferenzen, in denen Hitler ganz klar die Absicht zu Angriffskriegen geäußert hat. Diejenige, die am 5. November 1937 stattfand, hat auf einen ihrer Teilnehmer, Herrn von Neurath, tatsächlich so gewirkt, daß er unmittelbar nach ihrem Ende den Entschluß faßte, sich von der dort aufgezeigten Politik des Abenteuers zu trennen. Er hat diesen Entschluß dann auch durchgeführt.

Die andere, am 23. Mai 1939 abgehaltene Konferenz, muß ihren Teilnehmern ähnliche Ausblicke auf Angriffsabsichten Hitlers gewährt haben.

Hierzu werde ich klarlegen müssen, daß ich persönlich nicht nur an diesen beiden Konferenzen nicht teilnahm und nichts von ihnen wußte, sondern daß im Gegenteil sowohl von Dr. Goebbels als auch vom Auswärtigen Amt grade zur Zeit so klarer geheimer Kriegsplanungen besonders verbindliche Versicherungen des deutschen Friedenswillens an mich zur Übermittlung an die Öffentlichkeit herangetragen wurden.

Häufig allerdings wurde von Kriegsgefahren gesprochen. Diese aber wurden in Deutschland nicht erst seit 1933 sorgenvoll erörtert, sondern schon lange vorher. Grund genug dafür waren die einseitige Abrüstung des Reiches und die inzwischen erfolgten, über die Versailler Bestimmungen hinausgehenden Aktionen

der Litauer gegen Memel und der Polen gegen Oberschlesien.

Grade im Hinblick auf diese Ereignisse habe ich in meiner Propaganda oft die Forderung nach Abrüstung der anderen Mächte, und später wenigstens die Forderung nach Rüstungsausgleich erhoben. Ich halte es für unzulässig, aus solchen, von mir propagandistisch vertretenen Thesen die Folgerung meiner angeblichen Willfährigkeit bei der Vorbereitung von Angriffskriegen zu ziehen. In der gleichen Überlegung, und meines Erachtens mit dem gleichen Recht, trat ich auch für die sogenannte Wehrhaftmachung des Deutschen Volkes ein. Diese Bezeichnung ist in der Übersetzung oft mißverständlich. Ich muß sie deshalb ausdrücklich erläutern als die Fähigkeit, in Selbstverteidigung zu kämpfen. Der Gedanke der Wehrhaftmachung hatte für mich nichts zu tun mit Eroberungssucht oder mit dem Willen zum Angriff. Auch dem Deutschen Volk ist der Gedanke der Wehrhaftigkeit immer nur in der Verbindung mit dem gleichzeitig betonten Friedenswillen nahe gebracht worden. So war es mir und zweifellos vielen Deutschen durchaus glaubhaft, daß auch die Wiederherstellung der Wehrhoheit am 16. März 1935 nur defensiven Zwecken dienen sollte.

Die Propaganda

Von der Anklage wurde mir entgegen gehalten, daß das Propagandaministerium die größte Lügenfabrik aller Zeiten gewesen sei.

Ich muß diese Formulierung, in der sich mein amerikanischer Ankläger offenbar selbst einmal als Propagandist versuchte, auf das Entschiedenste zurückweisen.

Ich werde nach genauester Überlegung und ehrlicher Selbstprüfung unter Berufung auf meinen Eid erklären, daß ich in wirklich ernsthaften Fragen der Politik und der Kriegführung niemals eine einzige Fälschung begangen und niemals bewußt eine einzige Lüge ausgesprochen habe.

Wie oft ich selbst das Opfer von Fälschungen geworden bin, das vermag ich noch nicht zu sagen.

Selbstverständlich gebe ich zu, daß ich in der Auswahl und in der Aufmachung von Meldungen eine ganz bestimmte Tendenz habe walten lassen. Aber es ist falsch, anzunehmen, daß die Mitarbeiter des Propagandaministers an ihren Schreibtischen gesessen hätten, um irgendwelche besonders wirksamen Lügen zu erfinden. Kein einziger derartiger Vorgang ist mir bekannt. Noch heute bin ich der Überzeugung, daß die Arbeit des Propaganda-Ministeriums in ihren übersehbaren Einzelheiten sauber und korrekt war. Noch heute glaube ich, daß dies für uns sogar in noch höherem Maße zutrifft, als für die Nachrichten-Zentralen einiger gegnerischer Länder, deren Arbeitsergebnisse ich im Krieg zu beobachten vermochte, womit ich nicht behaupten will, daß die Moral meiner Arbeitsstätte eine höhere gewesen sei, als die der entsprechenden beim Feind. Diese Korrektheit der deutschen Propaganda in ihren faktischen Einzelheiten erwuchs nur aus der Kenntnis des Lehrsatzes, daß eine falsche Nachricht für kurze Zeit nützt, aber auf lange Sicht schadet. Es ist ebenso billig wie unfair, die durch die Niederlage widerlegte taktische Analyse der jeweiligen Kriegslage als eine „Lüge" der deutschen Propaganda zu bezeichnen. Sie war nicht nur eine Folge des Wissens, sondern auch des Glaubens und des Mutes.

Wäre in tausend kleinen Dingen von der deutschen Propaganda gelogen worden, dann wäre es für den Gegner ein leichtes gewesen, mit uns fertig zu werden. Tatsächlich aber hat er es schwer gehabt.

Leider muß ich zugeben, daß im Fundament dieses im Ganzen so sauberen Baues eine Lüge eingemauert war, die mir erst beim Zusammenbruch und seitdem sichtbar wurde. Es ist die Behauptung von der Sauberkeit der Staatsführung. Der Glaube an sie wurde erschüttert durch das, was heute bekannt geworden ist von Massenmord, von sinnlosen Greueln in den KZ und von den Zweifeln an der Ehrlichkeit des hitlerischen Friedensbekenntisses, dessen letzte Bedeutung ich immer noch nicht zu beurteilen vermag. Auf einem schlechten Fundament wird auch saubere Arbeit sinnlos. Aber schließlich muß jeder Journalist gerade in unruhigen Zeiten seiner Staatsführung zunächst gutgläubig gegenüber treten.

Es wurde in diesem Prozeß darauf hingewiesen, daß es keine völkerrechtlichen Bestimmungen über die Gebräuche der Propaganda im Krieg und Frieden gibt. Vor diesem Krieg enthielten nur ganz wenige Verträge zwischen einzelnen Staaten Bestimmungen über den Gebrauch der Propaganda; der alte Vertrag zwischen Deutschland und Polen und der Vertrag von 1939 zwischen Deutschland und der Sowjetunion. Selbstverständlich habe auch ich in der Propaganda Gebrauch gemacht von der Kriegslist, die den Feind täuscht; ebenso selbstverständlich habe ich den Grundsatz anerkannt, daß die Information des eigenen Volkes in einem Krieg weitgehende Rücksichten auf die Notwendigkeit militärischer Geheimhaltung nehmen muß. Aber ich habe stets betont, daß das Fehlen internationaler Bestimmungen über Propaganda keinen Freibrief für Lügen darstellt. Immer hob ich die moralische

Verantwortung des Journalisten und des Nachrichtenmannes hervor. Gerade deshalb werde ich mich mit der oben dargelegten eidlichen Versicherung ganz bewußt der erst durch sie gegebenen Möglichkeit einer Bestrafung aussetzen. Wenn ich im Mai vorigen Jahres nicht, wie meine Vorgesetzten, den Tod suchte, dann ist mit ein Grund hierfür der Wunsch, darüber Rechenschaft abzulegen, wo in diesem System reiner Idealismus herrschte, um so mitzuhelfen beim Auffinden der Grenze zur Lüge und Brutalität.

Einige Beispiele, in denen ich bewußt belogen wurde, kann ich anführen. Es wurde in diesem Prozeß geschildert, daß die am Anfang des Krieges mit Polen stehende Nachricht von einem Überfall auf den Gleiwitzer Sender auf einen von Deutschen in polnischen Uniformen durchgeführten Handstreich zurückgeht. Von dieser Mystifikation hatte ich keine Kenntnis. Ich glaubte fest an die Richtigkeit der amtlichen deutschen Meldung. Ferner ist mir erst im Dezember 1945, hier im Gefängnis, aus einem Gespräch mit dem Großadmiral Raeder klar geworden, daß die „Athenia" tatsächlich von einem deutschen U-Boot versenkt wurde. Bis dahin hatte ich an der Richtigkeit der mir amtlich gegebenen Mitteilung, daß kein deutsches U-Boot auch nur in der Nähe des Versenkungsortes war, nicht gezweifelt. Ich werde, wenn mir die Zeit dazu gegeben wird, darlegen, daß ich meine Ansicht über den Fall „Athenia" nicht nur auf jene amtliche deutsche Meldung gründete, die jetzt als falsch erwiesen ist. Sie schien damals bestätigt zu werden durch die erst auf dem Umwege über amerikanische Nachrichten-Agenturen veröffentlichte Nachricht, daß die „Athenia" nach dem erlittenen Angriff nicht sank, sondern erst später durch britische Kriegsschiffe versenkt wurde. Dieser

Vorgang, der heute als Maßnahme zur Sicherung der Schiffahrt vor einem treibenden Wrack selbstverständlich erscheint, schien mir damals die deutsche Darstellung des Sachverhalts insofern zu bestätigen, als er von England zunächst nicht berichtet wurde. Ähnlich wirkte auf mich der Umstand, daß ein mittschiffs auftreffender Torpedo das ungeschützte Handelsschiff nicht versenkte, sondern nur beschädigte, daß nur wenige Opfer des Unfalls zu beklagen waren und daß mir Marinesachverständige aus einem Vergleich mit den Wirkungen eines deutschen Torpedoschusses auf die „Courageous" die Wahrscheinlichkeit einer Explosion im Innern des Schiffskörpers der „Athenia" darlegten. Ich selbst werde darüber hinaus die schärfsten Stellen meiner polemischen Äußerungen zum Fall „Athenia" vorlesen, um ihren Wortlaut und Sinn mit dem Stand meiner damaligen Informationen zu vergleichen.

Als Beispiel für Falschmeldungen, die ich nicht als Lügen, sondern als Kriegslisten bezeichne, und die ich selbst herausgab und selbst veranlaßte, mag die V-Aktion dienen. Damals hatte im englischen Rundfunk ein Oberst Britton die von uns besetzten Gebiete zu einer Aktion „V", Victory, aufgerufen. Ich erkannte die propagandistische Gefahr, die in dieser Maßnahme lag, und forderte deshalb eine Stunde später aus eigener Initiative und in einer eigenen Rundfunksendung zu einer deutschen Aktion „V", Viktoria, auf. Ihr wurde auch bald soweit Folge geleistet, daß die englische Unternehmung für viele Monate ins Leere stieß, bis sie dann mit wachsenden militärischen Erfolgen das Feld beherrschte. Gegen alle Angriffe Brittons behauptete ich, die Idee des „V" vor ihm gehabt zu haben.

Darüber hinaus muß ich versuchen, wenigstens einige der allzuvielen, völlig abwegigen Behauptungen der Anklage über deutsche Propagandathesen richtig zu stellen.

So habe ich niemals eine Propaganda gegen die Demokratie an sich getrieben, sondern nur eine solche gegen die Demokratie der sechsunddreißig Parteien, die sich einst ein Deutschland gegenseitig im Wege standen. Ausländische Demokratien habe ich nur in den Elementen kritisiert, die den demokratischen Grundgedanken einschränkten; so etwa die Diktatur einer Klasse, das Übergewicht einer einzelnen Partei oder den Einfluß der großen Kapitalgruppen auf die öffentliche Meinungsbildung vor Wahlen. Ferner griff ich die Demokratie des Westens damals wegen ihres Anspruchs auf alleinige Allgemeingültigkeit ihres Regierungsprinzips scharf an. Immer betonte ich, daß von nationalsozialistischer Seite niemals ein ähnlicher Anspruch für das autoritäre System erhoben wurde. Ich betonte, es sei kein „Exportartikel".

All dies tat ich nicht, weil ich die autoritäre Regierungsform etwa grundsätzlich für die bessere hielt, sondern weil sie mir als die wirksamere und leistungsfähigere in Zeiten der Not erschien. An diesem Punkt haben sich meine Ansichten geändert, seit ich erkennen mußte, wie die mit jeder Diktatur verbundene Ausschaltung vieler öffentlicher Kontrollmöglichkeiten die Durchführung eines geheimen Millionenmordes erleichterte. Hiernach halte ich heute jede Form einer Diktatur selbst in ärgsten Notzeiten für falsch und würde auch die schlechteste Demokratie der bestfunktionierenden autoritären Regierung vorziehen.

Es wird weiter die Behauptung aufgestellt, daß ich die Lehre von der Herrenrasse vertreten und verbrei-

tet hätte. Die als Beweis hierfür herangezogenen Stellen aus einigen meiner früheren Ansprachen brauche ich nur richtig vorzulesen, um sie aufzuklären. Aber dieser Vorwurf, die Idee der Herrenrasse vertreten zu haben, steht in diesem Prozeß auf viel breiterer Basis als solchen kurzen Hinweisen. Er ist einer der Kardinalpunkte der ganzen Anklage und wird bei jeder Gelegenheit gegen jeden Angeklagten vorgebracht. Hier handelt es sich wohl um die Notwendigkeit, noch nachträglich eine der Hauptthesen der Kriegspropaganda gegen uns zu rechtfertigen. Ich kann diesem Versuch gegenüber nicht schweigen. Ich muß feststellen, daß ich die Theorie von der Herrenrasse niemals aufgestellt oder verteten habe. Den Gebrauch dieses Begriffes habe ich geradezu peinlich vermieden und als Leiter der Abteilung Deutsche Presse, und später als solcher der Abteilung Rundfunk, zuerst den Journalisten und dann den Sprechern verboten. Der Begriff Herrenrasse ist in Deutschland tatsächlich gebraucht worden. Wer ihn erfunden hat, weiß ich nicht. Ein Mann wie Dr. Ley hat ihn verwandt, und ich glaube, daß Heinrich Himmler ihn in seinen Plänen und Gedanken pflegte. Aber Menschen von Klugheit, Takt, Einsicht und einiger Weltkenntis enthielten sich nicht nur dieses Wortes, sondern hielten sich auch frei von solchen Gedanken. Das Wort „Herrenrasse" wurde in der Propaganda gegen uns tausendmal öfter gebraucht, als ernsthaft in Deutschland.

Auf die Frage des Antisemitismus werde ich gesondert eingehen.

Schließlich muß ich mich dagegen wehren, daß gewisse, mit jeder Propaganda verbundene Erscheinungen, nämlich Werturteile und Polemiken, nun einseitig gerade bei der von mir betriebenen als verbrecherisch

ausgelegt werden. Propaganda gab es in allen Völkern und zu allen Zeiten, seitdem die Schlange der Eva den besonderen Wert des verbotenen Apfels nahebrachte. Propaganda gab es, bevor ihr Name erfunden, ihr Wesen erkannt und ihre Wirkung organisiert wurde. Sie blieb durch alle ihre Wandlungen das, was sie war, nämlich die Kunst, in anderen Menschen Gedanken oder Gefühle zu erwecken, die sie ohne Anregung nicht gedacht und gefühlt hätten. Darüber hinaus ist Propaganda der Versuch, eine von mehreren Tatsachen für wichtiger hinzustellen als die andere. Keine große Arbeit der Menschen oder einer Nation wurde ohne die bewußte oder unbewußte Vorarbeit einer Propaganda geleistet. In dem Augenblick jedoch, in dem Propaganda auch im Kampf der Menschen und Nationen untereinander eingesetzt wird, kann sie zum Vorhof einer wahren Hölle des Hasses und damit des Krieges und der Vernichtung werden. Das wußte ich. Ich muß aber erklären, daß ich mich in meiner Arbeit nicht als Träger, sondern mehr als Ziel einer die Grenzen überschreitenden und diffamierenden Propaganda gefühlt habe.

Es ist für mich eine Überraschung und gleichzeitig eine tiefe Enttäuschung, daß heute Behauptungen, die ich einst als bloße Beleidigungen meiner Regierung empfand, zum Teil tatsächlich bewiesen wurden.

Gegen ihre Übersteigerung und Verallgemeinerung aber muß ich mich wehren.

Auch darüber war ich mir immer klar, daß kein böses Prinzip der Welt jemals soviel Unheil anrichten kann, wie es ein Haß hervorzurufen vermag, der an sein besseres Recht glaubt. Darum war ich mit großem Bedacht bemüht, mich vom Hauptfehler jeder Propaganda frei zu machen: von der Schwarz-Weiß-Malerei ohne Verwendung von Zwischenfarben.

Die vor diesem Gericht eingetretene offensichtliche Verwirrung der Vorstellungen von dem, was nun eigentlich nationalsozialistische Propaganda war, ist entstanden aus der fehlenden Unterscheidung zwischen den sehr verschiedenen Äußerungen, die man aus dem Deutschland Adolf Hitlers hörte. Man wertet sie alle gleich: als Äußerungen d e s autoritären Regimes, weil sie a u s ihm kamen.

In Wahrheit gab es drei Arten von Propaganda. Die erste war die unorganisierte Agitation der radikalen Fanatiker in der Partei. Sie zeigte sich auf allen Gebieten, der Religion, der Rassenpolitik, der Kunst, der bürgerlichen Ordnung und der Kriegführung. Die Spitze dieser unorganisierten Agitation wurde in wachsendem Maße Martin Bormann, der für weitgehende Forderungen aller Art stets ein offenes Ohr hatte, und der sie dann als eigene übernahm. Die zweite Art machte die Reichspropagandaleitung der NSDAP, an deren Spitze Dr. Goebbels stand. Sie betonte die Wünsche und Interessen der Partei immer noch stark, brachte aber die wilde Agitation der ersten Gruppe immerhin schon in diskussionsfähige Formen. Die dritte Art war die Arbeit der staatlichen Organisation, des Propaganda-Ministeriums.

Ich bin mir darüber klar, daß diese dritte Art — und nur dieser diente ich — heute nur als das für die Welt bestimmte Aushängeschild des Dritten Reiches betrachtet wird. Damals aber hatte ich gute Gründe für die Annahme, daß gerade sie der eigentliche Ausdruck des Willens der Staatsführung war.

Mit Recht wurde von der Anklage immer wieder die Verbindung hervorgehoben, die zwischen gewissen Maßnahmen der deutschen Außenpolitik und der Propaganda bestand. Diese Verbindung kenne ich, ich habe sie für nützlich, aber niemals für verbrecherisch gehalten und will sie wenigstens kurz darlegen. Auf jeden Fall muß ich mich zur Verfügung halten für jegliche Frage, die aus diesem Gebiet von einem der Ankläger der verschiedenen Siegermächte an mich gestellt wird.

Für die Wiederbesetzung des entmilitarisierten Rheinlandes am 7. März 1936 wurde vorher überhaupt keine Propaganda gemacht. Ich erfuhr von dieser Aktion erst an ihrem Vorabend durch Dr. Goebbels. Er ließ mich gegen Mitternacht rufen, schilderte die Sachlage und forderte mich auf, im Rundfunk die außenpolitische Begründung der Aktion herauszuarbeiten, nämlich den französisch-russischen Vertrag vom 27. Februar 1936, der nach deutscher Ansicht eine Verletzung des Locarno-Vertrages bedeutete. Erst zu dieser Stunde erfuhr ich, daß bereits kurz vorher der Leiter der Presseabteilung mit einigen Journalisten und der Sendeleiter des Rundfunks mit einigen Sprechern im Flugzeug ins Rheinland gestartet waren.

Einen großen Eindruck auf mich machte in jener Nacht nur die Frage von Dr. Goebbels, ob ich glaube, daß die Franzosen und Engländer als Antwort auf unsere Maßnahme marschieren würden. Ich entgegnete ihm, das sei die Frage, die ich eigentlich an ihn richten möchte. Er erwiderte, er wisse es ebenso wenig wie Hitler, der aber der Ansicht sei, daß auch die gänzliche Ungewißheit über das Ergebnis des morgigen

Schrittes den Versuch nicht verhindern dürfe, unser Recht zu bekommen. Auf der Anklagebank berichtete mir Neurath, daß Hitler in jener Nacht tatsächlich versucht habe, seinen Marschbefehl an die kleinen, nur repräsentativen Truppenteile zurückzunehmen. Es sei aber dazu schon zu spät gewesen.

Die Aktion rollte propagandistisch ohne besondere Anweisungen ab. Lediglich die Frage, ob die Westmächte eingreifen würden, sollte in der Presse weder gestellt, noch erörtert werden, um ein solches Ereignis nicht zu provozieren. Das internationale Echo dieser Maßnahme und ihre Verurteilung durch den Völkerbund am 18. März wurde offen berichtet und polemisch erörtert.

Der Einzelheiten um den nationalsozialistischen Putschversuch gegen Dollfuß am 25. Juli 1934 erinnere ich mich genau. Gegen Mittag hörte ich von der angeblich über den Sender Wien verbreiteten Meldung eines Putsches gegen die österreichische Regierung. Als ich die Tatsache einer solchen Nachricht bestätigt erhielt, und als telephonische Verbindungen nach Wien nicht zu bekommen waren, gab ich unter Zitat und mit Vorbehalt eine entsprechende Meldung über den deutschen Rundfunk. Dr. Goebbels, der an diesem Tage mit Hitler und der gesamten Reichsregierung in Bayreuth weilte, forderte mich auf, Meldungen über Ausdehnung und Erfolg des Aufstandes zu verbreiten, die ich von Habicht bekommen sollte, dem ehemaligen Leiter der nationalsozialistischen Gruppe in Österreich. Weil ich aber von Habicht schon zwei, bei Nachprüfung als falsch erwiesene Meldungen bekommen hatte, lehnte ich ihn als Nachrichtenquelle ab. Daraufhin enthob mich an diesem 25. Juli Dr. Goebbels meines Amtes und setzte Habicht, der sich in München aufhielt, als

verantwortlichen Leiter des Rundfunknachrichtendienstes ein. Alle deutschen Sender nahmen über Fernschreiber Meldungen von ihm entgegen von angeblichen oder wirklichen Märschen größerer Menschenmassen nach Wien. Abends wurde ich aus meiner Wohnung geholt mit der Aufforderung, die Leitung des Drahtlosen Dienstes wieder zu übernehmen. Ich werde nicht mehr gezwungen sein, Auflagenachrichten zu senden. Als ich zustimmte und wieder ins Büro kam, stellte ich fest, daß der Putsch gescheitert war.

Ich habe mir große Mühe gegeben, die Vorgeschichte dieses Aufstandsversuches zu erkunden, der mit dem Tode des Bundeskanzlers Dollfuß endete. Ich suchte und fand eine persönliche Verbindung zu Habicht und stellte dann fest, daß die österreichischen Nationalsozialisten wohl eigenmächtig losgeschlagen hatten, daß Hitler aber nach einmal erfolgter Aktion abwarten wollte, ob sie Erfolg habe. Erst als gegen 19 Uhr die Nachricht von der scharfen italienischen Ablehnung und vom Befehl zur Konzentration von Truppen in Südtirol eintraf, rückte Hitler deutlich ab.

Etwas kompliziertere Probleme entstanden für die Propaganda durch die Ereignisse um die Eingliederung Österreichs. Seit dem fehlgeschlagenen Putsch gegen Dollfuß war es der deutschen Presse geradezu verboten, sich mit Österreich zu beschäftigen. Eine Ausnahme hiervon bildeten immer nur einzelne Journalisten, die jeweils nach einer genauen Information durch das Auswärtige Amt einen Spezialaufsatz zu irgend einer Einzelfrage schreiben durften. Erst kurz vor dem Besuch Schuschniggs bei Hitler im Februar 1938 wurde dieses Verbot aufgehoben, und es erschienen einige scharfe Aufsätze, wie sie sich die österreichischen Nationalsozialisten von der reichsdeutschen

Presse bisher immer vergeblich gewünscht hatten. Der österreichischen Regierung wurde in diesen Artikeln Mißachtung des Volkswillens vorgeworfen, Grausamkeiten, die im Konzentratioslager Wöllersdorf begangen wurden, und schließlich ihre Abhängigkeit von Mächten, die gegen Deutschland eingestellt waren. Nach der Unterredung von Berchtesgaden erschienen einige versöhnliche Aufsätze.

Die ganz überraschend kommende Nachricht von der plötzlichen Anberaumung einer Volksabstimmung durch Schuschnigg wurde durch den Leiter der Presseabteilung, Berndt, zurückgehalten, weil er sofort ihre weittragende Bedeutung erkannte. Nach Rücksprache mit der Reichskanzlei und mit dem Auswärtigem Amt kam diese Meldung dann frei. Gleichzeitig wurden die deutschen Zeitungen ersucht, sie mit großen Schlagzeilen aufzumachen und als Bruch der Abmachungen mit Hitler zu kennzeichnen. Es sollten Einzelheiten von der vorgesehenen neuartigen Abstimmungsmethode, und über die Empörung der österreichischen Nationalsozialisten gebracht werden.

Von den Vorgängen am 12. März 1938, die am nächsten Tag zum Einmarsch deutscher Truppen führten, wurde mir und der deutschen Öffentlichkeit nur das bekannt, was in den amtlichen Mitteilungen jenes Tages enthalten war. Eine ausführliche Darstellung brachte erst die „Berliner Illustrierte" in einer Serie unter dem Titel: „So geht es nicht, Herr Bundeskanzler".

Beim Einzug wurde etwa ein Dutzend deutscher Journalisten schnell zusammengerufen und in Flugzeug und Auto zur sogenannten Führerkolonne auf deren Fahrt von Linz nach Wien gebracht.

Die propagandistische Begründung des Anschlusses lag nach der einmal erfolgten Legalisierung durch den Hilferuf Seyß-Inquardts auf der Hand. Sie war gegeben durch historische Betrachtungen, durch den Hinweis auf das Ergebnis von Probeabstimmungen des Jahres 1919 und nicht zuletzt durch die ganz eindeutigen Bilder beim Einzug deutscher Truppen.

Daß das Telegramm Seyß-Inquardts gar nicht abgesandt worden war, erfuhr ich erst in diesem Prozeß. Aber ich betone, daß ich an der historischen Gesetzmäßigkeit des Vorgangs in der damaligen Zeit und unter den damaligen Umständen auch dann nicht einen Augenblick gezweifelt hätte, wenn mir diese Tatsache schon damals zur Kenntnis gekommen wäre. Ich hätte dann nur bedauert, daß eine gute Sache mit schlechten Mitteln belastet wurde.

Zweifellos ausschlaggebend war die Rolle der deutschen Propaganda vor dem Münchner Abkommen über das Sudetenland, das am 1. Oktober 1938 besetzt wurde. Die Aktion, die mir als solche zunächst nicht erkennbar war, begann mit der Aufhebung des Verbotes für die deutsche Presse, sich mit der Lage in der Tschecho-Slowakei kritisch zu beschäftigen. Die Existenz dieses Verbotes hatte ich auch als Leiter des Rundfunknachrichtendienstes immer wieder zu spüren bekommen, weil jede über den Rundfunk gebrachte Nachricht aus dem Leben der Sudetendeutschen sofort einen Protest der Prager Regierung beim Auswärtigen Amt und dessen Monitum bei mir zur Folge hatte. Nun wurde etwa im Sommer 1938 den deutschen Zeitungen gestattet, dieses bisher gesperrte Thema zu erörtern. Gleichzeitig wurden auch Angriffe auf die antideutsch orientierte Politik dieses Staates erlaubt, der am 20. Mai bereits eine Mobilmachung durchgeführt hatte. Be-

sonders sorgfältig wurde die gesamte Auslandspresse daraufhin durchstudiert, ob und wie sie sich zu den gleichen Fragen verhielt. Gab es irgendwo brauchbare Stichworte, so wurden sie entweder der ganzen deutschen Presse zur Aufnahme empfohlen, oder, wenn das richtiger erschien, dem einen oder anderen, besonders angesehenen Blatt oder Schriftsteller zur Verfügung gestellt. Die Mission Lord Runcimans bot besonders guten Anlaß hierzu. Jedes Mal während einer Konferenz oder Besprechung, wie der in Berchtesgaden, Godesberg oder München, wurden der Presse mit der Weisung sensationellster Aufmachung Berichte über Unterdrückung oder Entrechtung Sudetendeutscher, sowie Meldungen über aktuelle Zwischenfälle zugeleitet.

Diese letzteren waren ein heikles Kapitel. Ich werde darlegen, wie fast alle diese Nachrichten von dem damaligen Leiter der Presse-Abteilung, Berndt, persönlich bearbeitet und dem deutschen Nachrichten-Büro gegeben wurden. Es ist zweifellos unrichtig, wenn behauptet wird, daß er mit geschlossenen Augen auf eine Karte des Sudetenlandes tippte und dann erklärte, in diesem Ort habe sich gestern ein Zwischenfall ereignet. Richtig aber ist, daß er geringe Vorkommnisse aufbauschte und mitunter alte Ereignisse als neu verwandte. Aus dem Sudetenland selbst kamen Klagen, daß manche in der deutschen Presse erschienenen Meldungen von dort unglaubhaft seien.

Tatsächlich trat im September 1938 eine spürbare Krise im Vertrauen des Deutschen Volkes zu seiner Presse ein; eine Erscheinung, die um so beachtlicher ist, als sie nicht einmal durch den unbestreitbaren außenpolitischen Erfolg beseitigt werden konnte, den Hitler auf der Münchener Konferenz errang. Dieser Umstand zeigt, daß das gesunde kritische Empfinden des

Deutschen Volkes auch durch Erfolge nicht zu bestechen war.

Daß diese Art von Nachrichtenpolitik nicht im Sinne des Propagandaministers und des Reichspressechefs gelegen hatte, schien mir dadurch bewiesen zu werden, daß Berndt unter Hinweis auf seine unzuverlässigen Meldungen seines Amtes als Leiter der Presseabteilung enthoben wurde. Als ich als sein Nachfolger den deutschen Sektor dieser Abteilung übernahm, wurde ich vor einer solchen unseriösen Nachrichtengebung ausdrücklich gewarnt. Bei Antritt meines neuen Amtes wurde mir ausdrücklich auferlegt, durch eine Reform in dieser Hinsicht den Versuch zur Wiedererlangung des verlorenen öffentlichen Vertrauens zu machen.

Während des Ablaufs der Krise, die zur Abtretung des Sudetenlandes an Deutschland führte, kam ich erstmals in nähere Fühlung mit Dr. Goebbels, den ich vorher nur bei ganz wenigen Gelegenheiten in ein Gespräch hatte ziehen können, das über die Erörterung dienstlicher Tagesfragen hinausging. Nach dem Besuche Chamberlain's in Berchtesgaden vom 16. September 1938 hatte Hitler Goebbels zu sich berufen. Der Minister ließ mich fragen, ob ich ihn begleiten wolle, es würde kaum etwas zu arbeiten geben, aber wenn mein Dienst meine Abwesenheit für mehrere Tage oder vielleicht eine Woche vertragen könne, möge ich mit ihm kommen.

Hitler hatte ihm das Haus Pechstein, unmittelbar unterhalb des Berghofes am Obersalzberg, zur Verfügung gestellt. Dort verbrachte Goebbels nun mit Hanke, Hadamovsky, zwei Adjutanten und mir die Zeit bis zum Beginn der Konferenz von Godesberg am 22. September.

Diese Tage sind mir in Erinnerung, weil sie mir Gelegenheit boten, mit Dr. Goebbels über viele Probleme zu sprechen und in tage- und nächtelangen Unterhaltungen seine und Hitlers Gedanken zu verschiedenen, mich besonders bewegenden Fragen zu erfahren.

Im Laufe einer solchen Unterhaltung teilte Goebbels mir mit, daß Hitler soeben bei einem kurzen Zusammensein nach Tisch noch einmal die Grundlagen seiner vorangegangenen Unterhaltungen mit Chamberlain zusammengefaßt habe. Danach habe er Chamberlain eigentlich nur einen Gedankengang klarzulegen versucht, den er in die Worte zusammenfaßte: „Mr. Chamberlain, wenn Sie mit mir einen Vertrag abschließen wollen, so bin ich dazu bereit. Seine Bedingungen werden verhältnismäßig gleichgültig sein. Über sie werden wir uns einigen. Für mich ist der Pakt nur an die Voraussetzung einer langen Dauer geknüpft, und an die Forderung, daß er umfassend ist und keine offenen Probleme übrig läßt. Denn sehen Sie: An einem Teilvertrag oder einer kurzfristigen Regelung, die England nur zu einer Kriegsvorbereitung benutzt, liegt mir nichts. Ich wünsche den Krieg nicht nur jetzt zu vermeiden, sondern auch in Zukunft. Wenn ich merke, daß er unvermeidlich ist, dann will ich ihn lieber als Fünfzigjähriger, denn als Siebzigjähriger führen müssen. Meinem Nachfolger aber überlasse ich ihn auf keinen Fall."

Ein andermal kam Dr. Goebbels von Hitler mit der Erzählung, daß dieser kopfschüttelnd geäußert habe: „Die Leute sagen alle, ich müßte den Versailler Vertrag aus den Angeln heben. Ich weiß nicht, was sie wollen. Sie müßten doch merken, daß die Ablösung des Versailler Vertrages keine Regelung des europäischen Problems bedeutet. Begreift denn niemand, daß ich den Westfälischen Frieden überwinden muß?"

Ich fragte Dr. Goebbels, ob die Beseitigung des Westfälischen Friedens denn nicht die Gefahr eines neuen Dreißigjährigen Krieges bedeute.

Er meinte, das sei sicher nicht der Fall. Das Prestige, das die inneren und äußeren Erfolge des Regimes in Deutschland geschaffen hätten, sei so groß, daß in Europa zweifellos eine Bereitschaft vorhanden sei, sich der großen Linie eines neuen Ordnungsprinzips einzufügen, ohne daß es noch einmal zu einer blutigen Probe der Kräfte kommen müsse.

Die Aktion zur Eingliederung von Böhmen und Mähren, die am 15. März 1939 stattfand, wurde nicht von so langer Hand vorbereitet wie die Sudeten-Aktion. Etwa ab Mitte Februar erhielt ich die Anweisung des Reichspressechefs Dr. Dietrich und die Bitte der Abteilung Presse des Auswärtigen Amtes, die Aufmerksamkeit der Zeitungen auf die Selbständigkeitsbestrebungen der Slowakei und auf die fortgesetzte antideutsche Koalitionspolitik der Prager Regierung zu lenken. Gerade die letztere schien Anlaß zu ernsten Besorgnissen zu geben. Ihre möglichen Wirkungen wurden an Karten demonstriert, auf denen der tschechoslowakische Staat als Flugzeugmutterschiff einer fremden Macht dargestellt wurde, wobei die Flugzeiten von seiner Grenze zu deutschen Lebenszentren in Minuten oder Stunden genannt wurden.

Wenige Tage vor dem Besuch Hacha's am Abend des 14. März erhielt ich die Weisung, alle über Unruhen in der Tschecho-Slowakei einlaufenden Meldungen in der Presse groß herauszubringen. In Erinnerung an die schlechten Erfahrungen mit den übertriebenen Meldungen meines Vorgängers gab ich die Weisung an die ganze deutsche Presse heraus, daß jede solche Meldung mit ihren Unterlagen vor Veröffentlichung mir

zugeleitet werden solle. Damit habe ich, wie ich ausdrücklich betone, die Verantwortung für jede einzelne, damals erschienene Meldung über die Tschecho-Slowakei übernommen und trage sie nun. Die Meldungen, die mir vorgelegt wurden, und die ich prüfte, soweit ich überhaupt nur die Möglichkeit dazu hatte, stammten vom Deutschen Nachrichten-Büro, aus dem Dienst des Auswärtigen Amtes und von einzelnen Korrespondenten.

Nicht kontrollierbar waren für mich die Unterlagen, auf denen die Mitteilungen von den Autonomie-Bestrebungen der Slowakei und von den Separationswünschen Preßburgs beruhten. Erst in diesem Prozeß habe ich erfahren, daß solche Bestrebungen den slowakischen Stellen von deutscher Seite empfohlen wurden.

Nach dem Besuch Hacha's in Berlin und nach dem Beginn des Einmarschs der deutschen Truppen hatte die deutsche Presse Stoff genug an diesen Schilderungen. Die Schaffung des Protektorats wurde historisch-politisch mit dem Hinweis begründet, daß die Selbständigkeitserklärung der Slowakei die Grundlage des Münchener Abkommens hinfällig und ein Eingreifen notwendig gemacht, und daß Hacha mit seiner Unterschrift nur eine tausendjährige Gemeinschaft zwischen Böhmen und dem Reich wiederhergestellt habe.

Die Besetzung Memels, die am 22. März 1939 erfolgte, wurde mit nichts anderem begründet, als mit dem Hinweis, daß sich die Littauer einst selbst durch einen Handstreich unter Verletzung des Rechts in den Besitz dieser Stadt gesetzt hatten. Die Maßnahme kam für mich so überraschend, daß einige der von mir schnell entsandten Pressevertreter in Swinemünde nur noch das Schiff abfahren sahen, das sie nach Memel hatte mitnehmen sollen.

Sehr kompliziert und wechselnd war die pressemäßige und propagandistische Behandlung des Falles Polen.

Unter der Wirkung des Deutsch-Polnischen Abkommens von 1934 und der polnischen Teilnahme an den Forderungen gegen die Tschecho-Slowakei im Jahre 1938, war es der deutschen Presse jahrelang strikte verboten, irgendeine der Klagen der deutschen Volksgruppe in Polen zu veröffentlichen, die während der Genfer Minderheitendebatten die Spalten der deutschen Zeitungen gefüllt hatten.

Dies blieb auch so, als im Frühjahr 1939 die deutschen Blätter aufgefordert wurden, in der Frage der freien deutschen Stadt Danzig etwas mehr aus sich herauszugeben. Auch als kurz nach den Ereignissen des 15. März die ersten polnisch-englischen Besprechungen stattfanden, die zu einem etwas schärferen Ton der deutschen Presse gegenüber der neuen Linie der polnischen Politik führten, blieb die Frage der Behandlung der Deutschen in Polen noch im Hintergrund. Erst im Laufe des Sommers wurde auch zu ihr Stellung genommen. Die Freigabe dieser Erörterung übte eine um so tiefere Wirkung auf die deutsche Öffentlichkeit, als nun plötzlich das ganze Material herauskam, das die Redaktionen deutscher Zeitungen von ihren Korrespondenten in Kattowitz, Bromberg, Posen, Thorn usw. erhalten und nicht verwandt hatten.

Gleichzeitig mit dieser Feststellung aber muß ich darauf verweisen, daß dieser Verschärfung des Tones in der deutschen Presse längst eine solche der polnischen Zeitungen vorangegangen war. Ich habe im Augenblick das Material nicht zur Verfügung, weiß aber, daß es jederzeit aus den sicher noch vorhandenen Archiven zu beschaffen ist; insbesondere die Blätter des

polnischen Westmarkenvereins hatten längst vor der deutschen Presse Schmähungen ausgestoßen. Sie schrieben etwa, daß das Deutschland Hitlers bisher noch keinen richtigen Gegner gehabt habe, daß Polen aber hart bleibe und zeigen wolle, wie die deutsche Wehrmacht nur in Blumenkriegen siegen könne, wie Deutschland nur ein Koloß auf tönernen Füßen sei, und wie man vor den Toren Berlins eine siegreiche Vernichtungsschlacht schlagen werde. Damals tauchte plötzlich die Forderung Polens nach einer Verschiebung seiner Westgrenzen bis an die Oder-Linie auf. Die deutsche Presse zitierte alle diese polnischen Stimmen. Sie erhielt den Auftrag, diese überraschend starke polnische Sprache auf die Wirkung des englischen Hilfsversprechens zurückzuführen, in welchem wir eine Blanko-Vollmacht Londons für Warschau erblickten.

Ich selbst und mit mir viele deutsche Journalisten waren damals und blieben auch später der Ansicht, die polnische Schärfe gelte den kleinen Forderungen Hitlers nach Rückkehr der freien deutschen Stadt Danzig in den deutschen Staatsverband und nach Konzession für die Anlage einer Straße durch den Korridor. Diese Meinung wurde auch dadurch nicht erschüttert, daß ganz andere Lösungen gewählt wurden, nachdem zwischen beiden Ländern einmal Blut geflossen war. Hätten wir gewußt, daß, noch vor dem Ausbruch dieses Kampfes, in einem Geheimvertrag in Moskau „für alle Fälle" eine neue Teilung Polens vereinbart worden war, dann hätten wir sicher anders geurteilt.

Niemals werde ich die Nacht vom 14. zum 15. März 1939 vergessen. Ich hatte das Büro seit mehreren Tagen nicht mehr verlassen, weil ich eine Gruppe von Zeitungsmeldungen vorlagepflichtig gemacht hatte und daraufhin mit dem entsprechenden Material, das gleich bearbeitet werden mußte, und das schriftlich, telephonisch, telegraphisch und mündlich einlief, überschwemmt wurde. So war ich an dem Samstagabend, nach dem Eintreffen Hacha's in der gegenüberliegenden Reichskanzlei, bei der nun eintretenden Ruhe auf einem Sofa eingeschlafen. Ich erwachte durch das Schmettern der Fanfaren von Hitlers Leibwache, die den tschechischen Staatspräsidenten verabschiedete.

Völlig verschlafen, aber neugierig eilte ich auf den Wilhelmplatz hinaus, um in der Reichskanzlei nach den Ereignissen zu fragen. Schon auf der Rampe begegnete mir Dr. Goebbels. Er unterrichtete mich in kurzen Worten über den Inhalt des Staatsvertrages, den Hitler und Hacha soeben unterschrieben hatten. Goebbels sagte, der Tschechische Staat als solcher bliebe mit seiner Regierung erhalten und trete in einer neuartigen Form der Souveränität unter den Schutz des Reiches. Hitler wünsche auf keinen Fall, nichtdeutsche Gebiete oder nichtdeutsche Menschen in den Verband des Reiches aufzunehmen. Das Verlangen nach Vereinigung aller Deutschen im Reich sei die Stärke, aber auch gleichzeitig die Grenze aller Forderungen Hitlers.

Ich fragte sofort, ob denn eine Fühlungnahme mit den Signatar-Mächten des Münchener Abkommens, das dieser Vertrag mit Hacha doch zweifellos verletze, stattgefunden habe. Er entgegnete, daß diesmal eben

ein anderer Weg eingeschlagen worden und daß dieser nötig gewesen sei, weil die Autonomie-Erklärung der Slowakei den Vertrag von München hinfällig gemacht habe. In einem solchen Augenblick könne Deutschland ja nicht abwarten, bis ihm vielleicht eine andere Macht zuvorkomme, die an der böhmischen Hälfte des zerbrochenen Staates interessiert sei.

Ich äußerte dringlich, daß dann, wenn die Zeit für eine vorherige Verhandlung gefehlt habe, nun nachträglich eine Konferenz umso schneller zusammengebeten werden müsse, daß aber mindestens entschuldigende Erklärungen notwendig seien. Ich fragte, ob denn schon eine entsprechende Mitteilung nach England abgegangen sei.

Er erwiderte, das sei nicht der Fall.

Ich versuchte ihm klar zu machen, daß er die Pflicht habe, noch einmal zu Hitler zurückzugehen und ihm darzulegen, daß der erfolgreiche Abschluß des Vertrages mit Hacha nur die Hälfte der Aufgaben dieses Tages löse, während die andere Hälfte dieser Neuregelung, die Erlangung der Zustimmung Europas, noch offen stehe.

Dr. Goebbels schwankte. Das Gewicht meiner Argumente schien für ihn offensichtlich durch irgend etwas vermindert zu werden, das an meinem Äußeren nicht recht stimmte. Ich bemerkte, daß ich Kragen und Schlips umzubinden vergessen hatte.

Aber schließlich schien er die Notwendigkeit eines Vorstoßes bei Hitler eingesehen zu haben.

Am Fenster stehend wartete ich auf seine Rückkehr. Der Morgen dämmerte schon, als er endlich kam. Er berichtete, daß Hitler zunächst unwillig gewesen sei über die Störung. Dann aber sei er gefesselt worden

von den Darlegungen und habe Ribbentrop noch einmal rufen lassen. Dieser habe Goebbels Besorgnisse mit einer selbstsicheren Handbewegung abgetan und erklärt, man dürfe sich im Fall einer so klaren Rechtslage, wie sie hier gegeben sei, nicht durch Überängstlichkeit selbst in Verdacht bringen. Durch die Abspaltung der Slowakei von der Tschechei sei die Grundlage des Münchener Abkommens hinfällig geworden. Nun gehe es keinen anderen Staat mehr etwas an, wenn Deutschland mit dem tschechischen Rest des zerbrochenen Staatsverbandes einen Vertrag schließe. Die Sorge, daß dies als Eigenmächtigkeit angesehen und von den Westmächten als Kriegsgrund betrachtet werde, sei überflüssig. Er könne versichern, daß das englische Volk viel zu degeneriert sei, als daß es sich um einer Formalität willen in kriegerische Abenteuer stürzen würde.

Meine Kenntnis von diesen Ausführungen beruhte über sechs Jahre lang nur auf dieser Schilderung von Dr. Goebbels. Nie hatte ich die Gelegenheit, diese Mitteilung zu überprüfen. Erst als ich im Nürnberger Gefängnis Ribbentrop traf und vor Beginn der strengen Isolierung aller Angeklagten voneinander noch mit ihm spazieren gehen konnte, fragte ich ihn nach der Szene jener Nacht. Er bestätigte, daß er damals zurückgeholt worden sei, und daß ein Gespräch der geschilderten Art stattfand. Auf das Heftigste aber bestritt er, ein solches Wort über England gesagt zu haben, wie Dr. Goebbels es mir berichtet hatte. Er, Ribbentrop, habe während des Krieges manches über derartige Behauptungen von Goebbels gehört, könne aber feierlich versichern, daß sie falsch seien.

Im weiteren Verlauf des Prozesses habe ich Gelegenheit gehabt, mit anderen Angeklagten zu sprechen,

vor allem mit Göring. Diese erklärten auf das Bestimmteste, daß Ribbentrop im Jahre 1939 tatsächlich jene Ansicht über England vertrat und mehrfach auch in ihrer persönlichen Anwesenheit äußerte. Goebbels habe mir eine zweifellos richtige Darstellung des Verlaufes der Unterredung gegeben.

Zu jener Zeit sah ich, trotz der durch den Vertrag mit Hacha entstandenen europäischen Krise, die ich mit größter Sorge verfolgte, eine baldige, nicht unbefriedigende Stabilisierung in Böhmen und Mähren. Die Ernennung des Herrn von Neurath zum Reichsprotektor wirkte beruhigend, weil dieser in- und außerhalb Deutschlands als ein Nichtnationalsozialist bekannt war und deshalb radikaler Tendenzen völlig unverdächtig schien. Für Parteigenossen war die Persönlichkeit Neuraths ja so schwer zu ertragen, daß es von dieser Seite her sogar zu einer gewissen Unruhe kam. Ich erinnere mich, daß an dem Tage, an dem Herr von Neurath und einige andere Minister das goldene Ehrenzeichen der Partei erhielten, einige wirkliche Träger dieses Abzeichens es ablegten aus Protest gegen seine „Entweihung".

Selbstverständlich gab es geschäftstüchtige Deutsche, die sich wie Hyänen auf die in Böhmen und Mähren erschlossenen Möglichkeiten leichter Verdienste stürzten. Aber mir scheint, daß so etwas mit solchen Vorgängen untrennbar verbunden ist.

Unbedingt beklagenswert war die Hereinnahme Karl Hermann Franks in ein schon damals recht einflußreiches Amt bei den Behörden des Reichsprotektors. Es war völlig klar, daß man niemandem gerade dort eine Macht in die Hände geben darf, wo er selbst einmal minderberechtigt war oder gar verfolgt wurde. Offenbar geht es über die menschlichen Kräfte hinaus, in solcher Lage noch gerecht und fair zu denken.

Aber das öffentliche Interesse an Böhmen und Mähren wurde bald zurückgedrängt durch die sich immer dramatischer zuspitzenden Ereignisse um Polen.

Den äußeren Ablauf, den diese Dinge im Rahmen der Arbeit von Presse und Rundfunk nahmen, habe ich bereits geschildert. Für mich aber hatten sie noch ein anderes Gesicht.

In der tiefen Unruhe, die Goebbels Bericht vom frühesten Morgen des 15. März in mir zurückgelassen hatte, betrachtete ich mit Sorge die Verschärfung der Auseinandersetzung mit Polen. Ich muß betonen, daß ich nicht einen Augenblick an dem grundsätzlichen Recht zweifelte, die von Hitler gestellten Forderungen nach Rückkehr der Freien Stadt Danzig zum Reich und nach einer Straße durch den Korridor geltend zu machen. Beide Ansprüche erschienen mir maßvoll im Hinblick auf den längst noch nicht zerrissenen Zusammenhang Deutschlands mit seinen 1919 abgetrennten Gebieten im Osten. Ich legte mir und anderen nur immer wieder die Frage vor, ob es zweckmäßig sei, diese Forderungen jetzt zu erheben.

Dr. Goebbels entgegnete mir auf solche Bedenken, daß es unehrlich wäre, diese Forderungen nicht zu stellen, und daß diese geringfügigen sachlichen Wünsche ja nur darauf hinaus liefen, das getrübte Verhältnis mit Polen nun endlich zu klären. Hitler sei bereit, einem Polen, das politisch und wirtschaftlich mit uns zusammenarbeiten wolle, die Grenzen von Versailles zu garantieren. Aber er habe nicht die Absicht, die durch eine solche Garantie gewährte Ruhe einem Staat zu schenken, der unmittelbar nach ihrer Entgegennahme zu einer uns feindlichen Koalition abschwenke und sich zu deren Avantgardisten mache.

Als ich darauf hinwies, daß die Folge der Anmeldung immer neuer deutscher Ansprüche das Vertrauen erschüttert hätte, das eine Voraussetzung für die friedliche Entfaltung politischer Pläne Deutschlands sei, wurde mir entgegnet, daß der Neubau Europas nicht eine Aufgabe für Generationen sei, die dann jahrzehntelang nicht aus der Unsicherheit, der Unruhe und der Furcht herauskommen würden, sondern daß er in seinen Grundlinien schnell und in einem Zuge geschaffen werden müsse, damit dann wirklich die ganze Kraft der Völker ihren friedlichen Aufgaben gewidmet werden könne.

In Ergänzung dieser Gespräche überreichte ich im Sommer 1939 Dr. Goebbels etwa ein bis zwei Dutzend kleiner Denkschriften, in denen ich aus meinem Arbeitsgebiet einen Beitrag zu den damals schwebenden Erwägungen geben wollte. Ich stellte, jeweils auf zwei, höchstens drei Seiten, Äußerungen englischer Politiker, Staatsmänner, Zeitungen oder Zeitschriften zusammen, die sie über den Anschluß Österreichs, das Münchener Abkommen, den Vertrag mit Hacha und nun zur deutsch-polnischen Krise getan hatten. Nur kurze Sätze oder Halbsätze standen leicht vergleichbar nebeneinander. Als Anlage fügte ich dann die Gesamtreden oder Gesamtaufsätze in englischer und deutscher Sprache bei, damit man sich bei Stichproben davon überzeugen konnte, daß wirklich die wichtigsten Stellen hervorgehoben waren. Diese Nebeneinanderstellung von immer schärfer werdenden englischen Stellungnahmen zu deutschen Problemen führte jedesmal zu dem logischen Schluß: kommt es mit Polen zu irgendeinem Konflikt, dann wird England an Polens Seite kämpfen, ganz gleich, wie sich die Rechtslage darstellt.

Einmal hatte ich Dr. Goebbels gleichzeitig zwei solcher kleinen aber recht eindrucksvollen Arbeiten überreicht. Er las sie in meiner Anwesenheit aufmerksam durch, dann erhob er sich und ging mehrere Minuten schweigend im Zimmer auf und ab. Plötzlich blieb er vor mir stehen und sagte wörtlich: „Wir haben nicht sechs Jahre gearbeitet und noch dazu so erfolgreich, um nun alles vielleicht in einem Kriege aufs Spiel zu setzen. Das darf nicht sein. Ihre Zusammenstellung ist gut. Ich werde morgen früh zum Berghof fliegen und sie dem Führer vorlegen."

Gleich darauf bestellte er im Vorzimmer sein Flugzeug nach Ainring.

Als er einige Tage später zurückkam, berichtete er mir, er habe, mit Göring zusammen, Hitler klar gemacht, daß die Gefahr des englischen Eingreifens bestehe. Ja, daß man sie im Falle eines Konfliktes mit Polen — ganz gleich welcher Art er wäre — als Gewißheit einkalkulieren müsse. Hitler habe Ribbentrop von Fuschl herüberholen lassen, und letzterer habe wiederum erklärt, daß England ganz gewiß nicht kämpfen werde...

Ende August habe ich dann an der Art der durch meine Hände gehenden Anweisungen für die Presse und an ihrer ansteigenden und abschwellenden Schärfe den erstgeplanten Angriffstermin des 26. August genau gespürt, allerdings ohne seine Bedeutung zu kennen. Die erneute kritische Zuspitzung auf den 1. September habe ich indirekt zu erfühlen vermocht. Schon damals hatte ich Anzeichen dafür, daß die Tannenbergfeier, die — wie sich dann herausstellte — die Erklärung für einen verstärkten Eisenbahnverkehr sein sollte, tatsächlich nur ein Vorwand war. Ich merkte das an dem Fehlen gewisser Spezialvorbereitungen,

die für die Berichterstattung von politischen Kundgebungen außerhalb einer Großstadt unerläßlich sind. Aber ich glaubte, daß alle diese Zurüstungen auf Termine polnischer Aggressionsabsichten hindeuteten, von denen polnische Zeitungen ja ganz offen sprachen. Wußte ich doch auch, daß Polen seine alljährlich im Frühjahr nach Deutschland gekommenen Wanderarbeiter erstmals 1939 gestoppt hatte, und zwar schon im Januar und Februar, also lange vor den Ereignissen, die angeblich die Schuld an der Spannung trugen.

Ich meinte auch, einen besonders festen Beweis für die im letzten Grunde ganz sicher friedlichen Absichten Hitlers in den gesamten Verhandlungen gerade der kritischen Augusttage zu besitzen. Aus den von mir gesammelten Angaben über den Stand der deutschen Rüstung ging hervor, daß sie in Wahrheit viel geringer war, als irgend jemand glaubte. Ich hatte erfahren, welche Schwierigkeiten es machte, Kriegsgeräte eindrucksvoller Typen in der notwendigen Anzahl für Paraden nach Berlin zusammenzuziehen. Man hatte mir berichtet, daß bei den Manövern auf dem Truppenübungsplatz Groß-Born in Ostpommern die Batterien der Artillerie nur je ein einziges Verschlußstück besaßen, das von Geschütz zu Geschütz ausgeborgt werden mußte. Dutzende, wenn nicht Hunderte von Einzelheiten solcher Art waren mir zu Ohren gekommen. Ich bin deshalb noch heute der Auffassung, die mir nun Speer in Nürnberg ausdrücklich als richtig bestätigt hat, daß die deutsche Rüstung bei Kriegsausbruch verhältnismäßig gering war. Eine größere Anzahl fertiger Kriegsmaschinen besaß eigentlich nur die deutsche Luftwaffe. Im übrigen war durch die Maßnahmen des Dritten Reiches nicht etwa ein außergewöhnlicher Vorrat an Waffen gesammelt, sondern

nur das deutsche Kriegspotential erhöht worden, d. h. die Möglichkeit, Waffen schnell zu produzieren.

Als ich am Freitag, dem 1. September erfuhr, daß der Krieg mit Polen ausgebrochen sei, schenkte ich der Begründung Glauben, die Hitler am Nachmittag dieses Tages im Reichstag vortrug: dem polnischen Überfall auf den Sender Gleiwitz.

Der Kriegsausbruch

Dieser Freitag und dann der Sonnabend standen im Zeichen der Sorge, ob der Konflikt zu lokalisieren und zu beenden sei, oder ob er sich zu einem europäischen Kriege ausweiten werde. Ich erfuhr von den offiziellen Verhandlungen, die in Berlin, London und Rom geführt wurden, ich hörte von den Versuchen, die Göring auf eigene Faust mit schwedischer Hilfe in England unternahm, ich erhielt eine Mitteilung über die deutschen Vorschläge, die Hitler dem britischen Botschafter Henderson überreicht hatte, las in englischen Zeitungen von ihrer Beratung im britischen Kabinett und hörte von dem Konferenzvorschlag Mussolinis. Am späten Abend des 2. September wurde mir von der Reichskanzlei, vom Auswärtigen Amt und von Dr. Goebbels übereinstimmend versichert, daß der italienische Vorschlag von Frankreich angenommen sei; die englische Zustimmung sei noch nicht da, könne jedoch als sicher gelten.

Müde, aber glücklich, verabschiedete ich mich von den Journalisten, die bei mir gewartet hatten, mit dem Ausdruck der Freude darüber, daß ein allgemeiner Krieg vermieden sei und der Kampf in Polen zum Stehen komme.

Zum erstenmal nach langer Zeit schlief ich in dieser Nacht tief und ruhig. Ich hatte keine Ahnung, wie spät es war, als das Telephon auf meinem Nachttisch läutete. Es war Dr. Goebbels, der mich aufforderte, so schnell wie möglich ins Büro zu kommen. Ich fragte: „Rasiert oder unrasiert?" Er antwortete: „Unrasiert."

Als ich wenige Minuten später das Ministerium betrat, wurde ich gleich in die erste Etage, in den sogenannten roten Salon geführt. Dr. Goebbels, ein Techniker und ein Mikrophon waren dort. Der Minister legte den Finger an die Lippen, winkte mich auf einen Stuhl, drückte mir einen Stoß Papiere in die Hand und bedeutete mir durch Gesten, daß ich vorlesen solle. Das Mikrophon war eingeschaltet.

Ohne vorher einen Blick auf die Meldungen zu werfen, begann ich vom Blatt zu lesen. Es waren die Aufrufe Hitlers an die Wehrmacht, das Volk und die Partei. Sie enthielten die Mitteilung, daß England und Frankreich die Kriegserklärung überreicht hatten, und daß mit beiden ab elf bzw. siebzehn Uhr der Kriegszustand herrsche.

Aufgewühlt von dieser Tatsache, vermochte ich doch nicht, beim Vorlesen meinen Gedanken nachzuhängen oder weitere Betrachtungen anzustellen. Als ich mit der sicher länger als eine halbe Stunde währenden Verlesung fertig war, und als man das Mikrophon abgeschaltet hatte, wandte ich mich an Dr. Goebbels mit den Worten: „Dieser nun angesagte Kampf kann und darf nicht ausgetragen werden. Es wird besser sein, Opfer für den Frieden als solche für den Krieg zu bringen. Auch wenn dieser Friede uns manche Ergebnisse der Arbeit der letzten Jahre nimmt, so bitte ich Sie doch, lassen Sie mich auch ihn im Rundfunk ankündigen und ansagen, nachdem Sie mich jetzt so

überraschend zur Mitteilung der Kriegserklärung heranholten."

Als ich Näheres wissen wollte über die plötzliche Wendung von der gestrigen Hoffnung auf eine Konferenz zu der heutigen Kriegserklärung, antwortete Goebbels, daß er genau so überrascht sei wie ich und genau so wenig wisse. Er habe nur gehört, daß der Dolmetscher Schmidt heute früh um neun Uhr das britische Ultimatum und die Kriegserklärung entgegengenommen habe.

Noch aus dem Vorzimmer des Ministers versuchte ich telefonisch von dem Reichspressechef, von irgendeinem Beamten der Reichskanzlei oder verschiedenen Stellen im Auswärtigen Amt Informationen zu erhalten. Niemand konnte mir Auskunft geben.

Als ich die Treppe hinunterstieg, fand ich eine große Anzahl Journalisten vor dem Pompejanischen Saal. Sie waren, alarmiert von den Rundfunkmeldungen, ohne Aufforderung hierher gekommen.

Ich hatte keine Anweisung und keine Information. Trotzdem mußte ich eine Pressekonferenz abhalten. Es war die erste des Krieges. So beschränkte ich mich darauf, den anwesenden, auf das Tiefste bewegten Journalisten einige Worte des Trostes, des Mutes und des Gottvertrauens zu sagen, sowie einige Worte des Vertrauens auf unsere, wie ich damals fest glaubte, mit dem Willen zum Frieden geführte, gerechte Sache.

Ich selbst äußerte nach der Konferenz in einem kleineren Kreis meine Erschütterung darüber, daß ich durch die Rundfunkansage das deutsche Volk über die Schwelle des Krieges führen mußte.

Es steht ganz unzweifelhaft fest, daß der Ausbruch des Krieges sowohl mit Polen, wie vor allem der mit den Westmächten, im deutschen Volk nicht begrüßt

wurde. Es fehlte auch der kleinste Anschein irgendeiner Kriegsbegeisterung. Die Regierung und die Partei machten nicht einmal den Versuch, eine solche zu erwecken. Die Wirkung des Kriegsausbruchs in Deutschland war ein Gemisch von Sorge, Furcht, Entsetzen und Entschlossenheit. Jedermann fühlte sich in seiner bisher so fruchtbaren Arbeit unterbrochen. Wenn es dann doch zu einer stillen Entschlossenheit unseres Volkes zum Kampf kam, dann erwuchs diese nicht aus irgendeinem Eroberungsdrang, den man uns heute unterstellen will, sondern ganz allein aus der Überlegung, daß nun einmal zum Schutze dessen gekämpft werden müsse, was man bisher in fleißiger Arbeit geschafft hatte und noch weiter schaffen wollte.

Es ist absurd, dem deutschen Volke irgendeine Kriegslüsternheit zu unterstellen. Es haßte den Krieg genau so, wie jeder gesund empfindende Mensch. Der Gedanke, daß ein ganzes Volk mit allen seinen Müttern, Vätern, Frauen und Kindern einen Krieg gewollt habe, ist für alle Völker, auch für das deutsche, so abwegig wie die Vorstellung, daß es sich die Tuberkulose wünschte.

Um so gründlicher wurde in Deutschland nun die Frage der Schuld an diesem Kriege erörtert. Auch ich tat das. Da uns nichts bekannt war von den in diesem Gericht vorgelegten Äußerungen Hitlers über seine Kriegsabsichten, und da die deutsche Öffentlichkeit wie ich selbst immer noch annahm, der Krieg sei über der Frage Danzig entbrannt, prüfte man die ganze Reihe der Stimmen, die in den letzten Wochen, Monaten und Jahren die Notwendigkeit eines Krieges gegen das nationalsozialistische Deutschland betont hatten.

Die erste dieser Stimmen stammte vom Pariser Tageblatt Georg Bernhardts. Ich werde auf sie noch zurückkommen.

Man folgte der Entwicklung, die dieser Schlachtruf genommen hatte, den viele Jahre später erst Winston Churchill und nachher Roosevelt übernahm. Man machte die ständige Übersteigerung unserer angeblichen Ansprüche durch die Weltpropaganda für einen Teil der Entwicklung verantwortlich und stellte fest, daß niemand in Deutschland offen oder geheim einen Weltherrschaftsanspruch erhoben hatte. Schließlich erinnerte man daran, daß die Verhandlungen über die Danziger Frage mit Polen seit dem Herbst 1938 in einem durchaus versöhnlichen Geiste geführt worden waren, bis plötzlich, an einem bestimmten Tage, zu einer bestimmten Stunde eine Wendung eintrat, nämlich am 26. Januar 1939, an dem Tage, an welchem Ribbentrop in Warschau weilte. Vormittags noch waren aussichtsreiche Besprechungen im Geiste gegenseitigen Verständnisses geführt worden. Nachmittags gab es schon im Ablauf der gesellschaftlichen Punkte des Besuchsprogramms eine Stockung, und abends war dann plötzlich keine Rede mehr von irgendeinem Verständigungswillen. Man berichtete von Warschauer Fühlungnahmen mit Paris, London und Washington, die diesen Umschwung herbeigeführt hätten.

Schließlich wurde auch auf die Stimmengleichheit hingewiesen, mit der das französische Kabinett die Frage der Kriegserklärung an uns beurteilt hatte, bis schließlich die Stimme des Ministerpräsidenten allein den Ausschlag für den Krieg gab. Auch dort war die Rede von Beratungen mit amerikanischen Diplomaten, die in entscheidenden Augenblicken in Paris stattgefunden hatten. Alle diese Mitteilungen wurden er-

gänzt und zum Teil bestätigt durch die Akten, die in Warschau, und solche, die später in Frankreich erbeutet wurden. Sie schienen eine deutliche Sprache zu sprechen; so deutlich, wie Akten der einen Seite ohne das Gegenstück der anderen Seite nur zu reden vermögen. Ribbentrop hat die aus ihnen zusammengestellten Weißbücher des Auswärtigen Amtes noch in seinem Beweismaterial verwenden können.

Ich kann zu den Tatsachen, die von der Anklage zur Vorgeschichte des Krieges beigebracht werden, nichts bekunden, da sie für mich zum größten Teil neu sind. Das Gericht wird die hier — wenn auch nicht ausdrücklich — zur Debatte stehende Frage der über eine persönliche Schuld hinausgehenden allgemeinen Kriegsschuld nicht klären können, da es nur die Akten der einen Seite kennt und nicht urteilen darf in einer Sache, die die Kenntnis der Akten beider Seiten erfordert. Ein endgültiges Urteil wird erst die Geschichte fällen, und zwar erst dann, wenn auch die heute noch verschlossenen Aktenschränke der Sieger offen stehen.

Ich kann nur eines sagen: Ich war bei Ausbruch dieses Krieges fest davon überzeugt, daß nicht wir die Schuld an ihm trugen. Ich würde es begrüßen, wenn ich in einem Kreuzverhör besonders ausführlich gerade nach den Gründen dieser meiner Ansicht gefragt würde. Das erscheint mir um so notwendiger, als heute viele Deutsche, aus dem Bedürfnis, sich von dem inkriminierten System zu distanzieren, nur allzu leicht bereit sind, die These von einer deutschen Alleinschuld am Kriege anzunehmen, ja lebhaft zu vertreten, ohne den Grad dieser Schuld zu untersuchen; er kann zwischen dem Extrem zynischen Willens zum Kriege, der leichtfertigen Inkaufnahme einer Kriegsgefahr und dem möglichen Ungeschick des bloßen Hereinschlitterns schwanken.

Trotz des schnellen Sieges, der in wenigen Wochen über Polen errungen wurde, ging das deutsche Volk in einen gedrückten Herbst und einen schweren ersten Kriegswinter. Niemand konnte sich vorstellen, daß der Krieg, der erklärt worden war, nun auch wirklich ausgetragen werden sollte. Das Mißverhältnis zwischen den Kräften Deutschlands und den schier unerschöpflichen Hilfsquellen des englischen und französischen Weltreiches erschien allzu groß.

Mir wurde in jener Zeit von Dr. Goebbels oft dargelegt, und von anderen führenden Männern in gelegentlichen Unterhaltungen bestätigt, daß Deutschland nunmehr zwar für alle Fälle rüste, soviel es nur könne, das Ziel sei und bleibe aber die Verhandlung, die den Wahnsinn eines Kampfes überflüssig mache.

Den vielen, damals vom Ausland gemeldeten Terminen eines angeblichen deutschen Angriffs im Westen lagen, wie ich heute von Jodl weiß, einige Male tatsächliche Absichten Hitlers zu Grunde, die immer erst im letzten Augenblick rückgängig gemacht wurden. Ich muß besonders betonen, daß diese Tatsachen damals mir gegenüber von Wehrmacht und Staatsführung auch in „vertraulichen" Gesprächen ausdrücklich bestritten wurden. Es hieß, man werde einen Angriff abwehren, aber keinesfalls selbst angreifen. Man fügte hinzu, daß die Angriffstermine, die man gar nicht leugnete, nur gegeben seien, um die stete Bereitschaft und besonders die Disziplin der Truppe aufrecht zu erhalten, die in jenen Monaten Anlaß zu etlichen Klagen gab.

So habe ich damals in meinen täglichen Ansprachen im Rundfunk eigentlich immer auf der Voraussetzung aufgebaut, daß der Kriegszustand sich nicht über die verschärfte politische Auseinandersetzung hinaus steigert, und daß es darauf ankomme, kein Zeichen von Schwäche zu geben.

Gerade im Hinblick auf diese Periode meiner Arbeit wurde mir der Vorwurf gemacht, ich hätte eine Propaganda des Völkerhasses betrieben und mich bemüht, im deutschen Volk feindselige Gefühle gegenüber anderen Völkern Europas und der Welt zu erwecken.

Hiergegen ist festzustellen, daß ich niemals Haß gegen Engländer, Franzosen, Amerikaner oder Russen predigte. In mehr als tausend Ansprachen, die ich hielt, wird sich nicht ein einziges Wort dieser Art finden. Dagegen habe ich mit Regierungen, Regierungsmitgliedern und Regierungssystemen feindlicher Länder polemisiert. Aber Haß gegen Völker habe ich weder gepredigt noch indirekt zu erwecken versucht. Dies war mir sogar ausdrücklich verboten, denn die Völker wollten wir ja für uns gewinnen und von ihrer Führung trennen, genau wie der Feind ein gleiches bei uns versuchte.

Deutlich erinnere ich mich an viele Aufforderungen meiner Vorgesetzten, die Tonart der Presse und des Rundfunks gegen die genannten wirklichen Ziele unserer Propaganda zu verschärfen. Dr. Goebbels sowohl wie Dr. Dietrich, und beide oft in direktem Auftrag Hitlers, erhoben immer wieder den Vorwurf, daß deutsche Journalisten und Rundfunksprecher sich in Tonart und Lautstärke ihren Gegner nicht gewachsen zeigten. Oft wurde behauptet, daß wir Persönlichkeiten wie Churchill, Roosevelt und Stalin populär mach-

ten statt sie in Mißkredit zu bringen. Jahrelang war es deshalb den deutschen Publizisten verboten, diese drei Namen überhaupt zu erwähnen, wenn nicht im Einzelfall eine Erlaubnis mit genauer Gebrauchsanweisung dazu gegeben wurde.

Selbstverständlich wäre es leicht gewesen, die Haßpropaganda zu steigern und zu intensivieren. Es hätte z. B. nur eine deutsche Publikation der beiden letzten Bände der Tarzanserie zu erscheinen brauchen. Diese in ihren deutschen Übersetzungen sehr populär gewordenen, abenteuerlichen Romane wurden in England mit zwei überaus scharf antideutschen und unvorstellbar gehässigen Bänden fortgesetzt. Ich brauche sie nicht näher zu charakterisieren, muß aber feststellen, daß man auf solche Produkte früherer feindlicher Propaganda, die die Stimmung in Deutschland im Augenblick verschärft hätten, nicht zurückgriff. Um die Dinge an einem Beispiel aus dem Gerichtssaal klar zu machen: Im Prozeß wurde ein Film vorgeführt und bei einem seiner Bilder erklärt, man sehe hier Deutsche, die über erhängte Jugoslawen lachen. Niemals habe ich in einer solchen allgemeinen Form, die ich für unverantwortlich hielt, Haß zu erwecken versucht. Soweit mein Einfluß in verschiedenen Stellungen reichte, habe ich eine solche Methode, wie sie in ihrem Wesen und ihren Grenzen durch das erwähnte Beispiel präzisiert ist, niemals geduldet.

Das äußerste Mittel, das ich einmal zur Verschärfung des Tones unserer Propaganda anwandte, war das folgende: Ich ließ, als sich die Vorwürfe der „Schlappheit" wieder einmal häuften, alle Karikaturen aus dem ersten und zweiten Weltkrieg sammeln, die in den Ländern unserer Kriegsgegner herausgekommen waren. Ebenso ließ ich alle antideutschen Propaganda-

filme herbeischaffen, deren ich nur habhaft werden konnte. Beide Sammlungen wurden deutschen Journalisten und Rundfunksprechern in fünf- bis sechs mehrstündigen Veranstaltungen vorgeführt. Ich selbst erläuterte nur einleitend in zwei oder drei Minuten die Quellen des Materials. Es ist durchaus möglich, daß ich damit tatsächlich Haß erzeugt habe. Aber ich möchte die Beurteilung dieses Mittels zur Erzeugung von Kampfgeist mitten in einem harten Krieg dem Gericht kommentarlos anheimstellen. Jedenfalls erklärte Dr. Goebbels auch später, er sei unzufrieden, wir seien Stümper.

Aus den Reden der Ankläger ging hervor, daß man sich auf feindlicher Seite offenbar gar nicht vorstellen kann, womit wir in diesem Kriege denn überhaupt Propaganda trieben, wenn nicht mit der Haßparole, in der wir durchaus nicht Meister waren. Gerade in der Zeit des immer härter werdenden Kampfes beschränkte sich unsere Propaganda immer ausschließlicher auf den Begriff der Notwendigkeit und des Zwanges zum Kämpfen. Immer wieder malte ich die Folgen einer Niederlage sehr schwarz. Systematisch brachten wir Zitate aus Presse und Rundfunk des Gegners mit Schilderungen des Schicksals, das man uns zudachte. Die feindlichen Forderungen nach einer bedingungslosen Kapitulation wurden immer und immer wieder verlesen. Oft zitierte ich selbst das Wort von dem „Überversailles" und ich habe, das muß ich betonen, die Folgen eines verlorenen Krieges sehr pessimistisch geschildert. Ein Vergleich mit der Wirklichkeit steht mir heute nicht zu.

Das oft gebrauchte feindliche Argument, daß man nicht gegen Deutschland und das deutsche Volk, sondern nur gegen die deutsche Re-

gierung und ihr System kämpfe, habe ich dem deutschen Volk nicht etwa unterschlagen, sondern im Gegenteil immer wieder vor Augen geführt. Nur bezeichnete ich es als unglaubhaft und brauchte z. B. den Trick, den Wortlaut einer mittelalterlichen Kriegserklärung zu zitieren, in der von einem englischen Herrscher gesagt wurde, daß nur dem König von Frankreich Fehde angesagt sei, daß er aber dem französischen Volk die Freiheit bringen wolle.

Der russische Ankläger versuchte mir auch als Verbrechen auszulegen, daß ich während des Krieges durch propagandistische Mittel versucht hätte, die Front der Alliierten aufzuspalten. Ich leugne nicht, diesen Versuch gemacht zu haben. Er erschien mir als bare Selbstverständlichkeit. Alle ideologischen und praktisch-politischen Gegensätze zwischen den Alliierten, insbesondere zwischen dem Osten und dem Westen, wurden herausgearbeitet. Ich steigerte die Bemühungen bis zu dem Satz: „Gewiß ist, daß die unnatürliche Koalition zwischen der westlichen Demokratie und dem Bolschewismus zerbricht und irgendwann zu einer Auseinandersetzung führt. Fraglich ist nur, ob diese mit uns und zu unseren Lebzeiten oder erst über unseren Gräbern stattfindet." Der Versuch zur Aufspaltung der Alliierten galt mir als ein erlaubtes Kriegsmittel. Damals wünschte ich diese Spaltung genau so sehr, wie ich sie heute fürchte, weil Deutschland das Opfer eines solchen Konfliktes wäre.

Es wird mir weiter der Erlaß gegen das Abhören feindlicher Sender zum Vorwurf gemacht. Ich kann nur sagen, daß ich dieses Abhörverbot nicht wünschte, und daß es gegen meinen Willen erging. Es behinderte mich in meiner Arbeit insofern entscheidend, als ich ja die Aufgabe hatte, den deutschen Sprechern des

feindlichen Rundfunks zu erwidern. Nun war ich gezwungen, deren Äußerungen, da sie als „geheim" galten, niemals zu zitieren und doch zu beantworten, weil sie inoffiziell selbstverständlich als bekannt galten. Dagegen bin ich stets für eine milde Beurteilung von Verstößen gegen dieses Abhörverbot eingetreten und organisierte z. B. privat eine Benachrichtigung der Familien derjenigen Gefangenen, deren Namen nach Stalingrad im russischen Rundfunk genannt wurden. Ich fand mich mit dem Abhörverbot ab, weil zu Anfang des Krieges nur die Alternative einer totalen Abschaffung des Rundfunks in Deutschland bei gleichzeitiger Einziehung aller Empfangsgeräte oder eben dieses Verbot bestand.

Wenn man sich aber, wie es den Anschein hat, an dem Ton stößt, in dem ich während des Krieges sprach, dann kann ich nur darauf hinweisen, daß die Schärfe dieses Tones nach meiner Ansicht immer um einige Grade hinter der Schärfe des Tones meiner Gegner zurück blieb. Dieses Verhältnis galt nach meiner Ansicht auch für die Auswahl exzentrischer Mittel auf beiden Seiten. Als Beispiel möchte ich den Sender Gustav Siegfried II erwähnen, der von England aus arbeitete, und der mit pornographischen Schilderungen von unsagbarer Eindeutigkeit Hörer warb. Ich mußte die stenographische Aufnahme dieses Senders schließlich verbieten, weil sie den Hilfskräften einfach nicht zuzumuten war.

Niemals hat sich die deutsche Propaganda ähnlicher Methoden bedient, auch wenn sie natürlich mancherlei Tricks anwandte. So haben wir genau wie der Gegner nicht nur Sendungen in fremder Sprache, deren deutscher Ursprung erkennbar war, gebracht, sondern auch sogenannte getarnte Sender betrieben, deren Ursprung

dem Hörer nicht ohne weiteres erkennbar war. Wir haben solche Sendungen sogar in Kombination mit Operationen der Wehrmacht angesetzt und dabei manche Erfolge erzielt. Ein Beispiel hierfür gab der seinerzeitige Leiter des Auslandsdienstes des deutschen Rundfunks, Dr. Raskin. Er hatte einige getarnte Sender in Frankreich populär gemacht, die scheinbar verschiedene Richtungen der französischen Politik vertraten, vom Kommunismus in seinen verschiedenen Schattierungen bis zum rechtsradikalen Nationalismus. Als während des Frankreich-Feldzuges der Panzervorstoß Guderians von der Aisne aus startete und bis nach Abbéville führte, war dessen linke Flanke durch mögliche Gegenstöße von Paris her besonders bedroht. In jenen Tagen brachten Raskins Sender es fertig, durch ein ganzes System ineinandergreifender Meldungen und Vorträge eine Fluchtbewegung unter der Bevölkerung auszulösen, die die fraglichen Straßen verstopfte.

Die amerikanische und die russische Anklage erhoben weiter den Vorwurf, daß ich zu einer Politik der rücksichtslosen Ausbeutung der besetzten Gebiete aufgerufen hätte.

Auch das ist falsch, denn das Ziel unserer Propaganda war ja die Werbung der Völker Europas für die deutsche Sache. Eine Aufforderung zu ihrer Ausbeutung wäre also sinnlos und unlogisch gewesen. In den letzten Kriegsjahren standen, mit gewissen Ausnahmen, auch die Rundfunksendungen in fremden Sprachen unter meiner Leitung. Sie alle hatten das Ziel der Gewinnung freiwilliger Mitarbeit vor allem der besetzten Gebiete für den Kampf des nationalsozialistischen Reiches.

Diese Versuche, für Kollaboration zu werben, wurden nicht nur von Berlin aus gemacht, sondern min-

destens in der ersten Zeit des Krieges auch von den deutschen Verwaltungen der besetzten Gebiete. Sie waren mehr oder minder geschickt und wurden wohl überall unternommen, mit Ausnahme der Ukraine, wo der Gauleiter Koch von vornherein eine andere Richtung einschlug.

Am Anfang des Krieges konnte ich längere Zeit die gigantischen Anstrengungen der Alliierten zur Störung der mächtig wachsenden Kollaboration beobachten. Zuerst wurde dieser Versuch mit Mitteln der Propaganda unternommen. Er konnte von uns leicht abgewehrt werden. Niemals hätte die gegnerische Propaganda allein das System der Zusammenarbeit erschüttern können, das nach den ersten deutschen Siegen beinahe von selbst entstand.

Einen Erfolg hatten die alliierten Störungsversuche erst, als sie mit Attentaten und Sabotage arbeiteten. Diese Unternehmungen lösten deutsche Repressalien aus, die ihrerseits wieder die Bereitschaft der Bevölkerung besetzter Gebiete zur Zusammenarbeit mit uns herabminderten.

Ich habe ohne jeden Zynismus, und ohne damals die Einzelheiten zu kennen, den Mord an Heydrich, den tschechische Freikorpskämpfer mit englischer Hilfe durchführten, als einen kleinen, die Zerstörung von Lidice aber als einen ganz großen Erfolg der Alliierten und als schweren Fehler der Deutschen betrachtet. Ich war immer der Ansicht, daß man nur den Haß schürt, wenn man Märtyrer schafft.

So war ich — und das ist gewiß kein Verdienst — sozusagen von Berufswegen ein Gegner der harten Hand in den besetzten Gebieten. Dem Publizisten blieben die bitteren Entscheidungen erspart, vor denen die Militärs standen, als sie sahen, daß ihnen Gebiete, die

sie im offenen Kampf erobert hatten, heimlich wieder entrissen werden sollten.

Erst im Gerichtssaal erfuhr ich etwas von dem „Nacht- und Nebel-Erlaß" und von der Art der Anwendung des „Kommando-Befehls", der der Öffentlichkeit einst ganz anders dargestellt wurde. Niemals wurde auch nur angedeutet, daß unter seiner Wirkung feindliche Soldaten in Uniform nach der Gefangennahme einfach erschossen werden sollten. Aber schon damals warf ich öffentlich die Frage auf, wer die Schuld an der Verschärfung des Krieges trage. Derjenige, der ganze Armeen, wie etwa die holländische, sofort nach dem Waffenstillstand aus der Gefangenschaft entließ, oder derjenige, der die Bevölkerung eines besetzten Gebietes nach dem Ende des Kampfes aufwiegelte und mit Waffen versah.

Ich wurde nicht vor das Problem gestellt, beispielsweise eine Großstadt in besetztem Gebiet gegen Sabotageakte der Bevölkerung zu versorgen.

Deshalb konnte ich alles tun und nichts unterlassen, um die Zusammenarbeit mit den Ländern besiegter Gegner zu fördern. In vielen Unterredungen mit Dr. Goebbels betonte ich die Notwendigkeit, das Schlagwort vom neuen Europa aus dem Nebel der Phrase herauszuheben in den Bezirk der fest umrissenen Begriffe. Mehrfach schlug ich den Erlaß einer Magna charta europäensis vor. Mehrere Entwürfe für eine solche wurden fertiggestellt, von Dr. Goebbels gebilligt und bei Hitler empfohlen. Ich weiß, daß auch mehrere Abteilungen des Auswärtigen Amtes in der gleichen Richtung wirkten. Ribbentrop versicherte mir in Nürnberg, daß auch er dies versucht habe. Leider blieben alle Bemühungen ohne Erfolg.

Niemals lehnte Hitler den Gedanken eines Europaprogrammes grundsätzlich ab, niemals bestritt er die

Notwendigkeit der in den einzelnen Entwürfen niedergelegten Richtlinien für die Rechte der europäischen Nationen. Immer aber hielt er den Zeitpunkt ihrer Verkündung für falsch. Nach der Niederlage Frankreichs wollte er sich durch eine Festlegung nach dieser Seite nicht die Hände binden für Konzessionen, die möglicherweise die von ihm immer noch erhoffte Verständigung mit England fordern würde. Zu anderen Zeiten hatte er andere Gründe. Als sich das Kriegsglück von uns wandte, fürchtete er, mit der Verkündung eines Europastatuts dem Gegner ein Zeichen von Schwäche zu geben.

So versuchte die Propaganda, so gut es eben ging, die Lücke zu füllen, die die Außenpolitik ließ. Wir wiesen auf zahlreiche Fakten der Aufbauarbeit deutscher Verwaltungen in besetzten Gebieten hin. Wir schilderten die Hebung der industriellen Produktion und die Intensivierung der Landwirtschaft verschiedener Länder. Wir legten die Versorgung mit Lebensmitteln dar, die oft aus unseren knappen Beständen erfolgte, und erwähnten die Pflege kultureller Einrichtungen. All diese und ähnliche Meldungen ließ ich sammeln und in einer ständigen Rubrik veröffentlichen. Das Material, das hierfür zur Verfügung stand, war sehr viel reichhaltiger als man heute, wo man an dem Vergangenen kein gutes Haar lassen möchte, zu glauben geneigt ist. Jedenfalls glaube ich, daß in keinem der von deutschen Soldaten besetzten Gebiete jemals eine Säuglingssterblichkeit von achtzig Prozent geherrscht hat, wie sie z. Zt. des Prozesses aus Berlin gemeldet wird.

Selbstverständlich geschah die ganze Organisierung des Lebens und der Wirtschaft der besetzten Gebiete unter dem übergeordneten Gedanken, sie für die deut-

sche Kriegsanstrengung nutzbar zu machen. Der Krieg zwang nun einmal alles in seinen Schritt. Aber so sehr ich das Fehlen entscheidender politischer Konzessionen an die von uns besiegten und besetzten Länder bedauerte, so wenig hatte ich den Eindruck, daß ihre Einschaltung in die deutsche Kriegswirtschaft etwa eine Ausplünderung bedeute.

Wenn insbesondere hier von dem ungeheuren Sklavenarbeiterprogramm gesprochen wird, dann muß ich sagen: Ich habe viele tausende von ausländischen Arbeitern in Deutschland gesehen und mit vielen Dutzenden gesprochen, aber ich hielt sie nicht für Sklaven, denn ich sah sie frei auf den Straßen aller Städte. Ich wußte, daß sie die Lebensmittelrationen erhielten, die auch dem deutschen Arbeiter zustanden, und daß einzelne Kategorien von ihnen sogar besser gestellt waren als ihre deutschen Kollegen, weil sie Devisen in die Heimat schicken konnten.

Ich bin erschüttert von den vor diesem Gericht angeführten Beispielen schlechter, ja unmenschlicher Behandlung ausländischer Arbeiter. Ich kann nicht beurteilen, wieviele solcher Fälle es gibt; fest steht für mich aber, daß eine solche Behandlung nicht die Regel war.

Mit großer Überraschung hörte ich hier die Aussage Sauckels, daß nur ein geringer Bruchteil der ausländischen Arbeiter freiwillig nach Deutschland gekommen sei. Ich stelle fest, daß Sauckel und seine Mitarbeiter während des Krieges mir persönlich und bei Presseinformationen immer wieder darlegten, wie diese Arbeiter durch Einzelwerbung oder durch Staatsverträge ins Reich geholt worden seien. Diese Darstellung schien mir damals auch bestätigt zu werden durch die umfangreiche kulturelle Betreuung, die man diesen Ar-

beitern widmete. Ich konnte sie ja beobachten, z. B. an den zahlreichen Anträgen für fremdsprachige Sendungen innerhalb Deutschlands, an den Zeitungen und Zeitschiften, die für verschiedene Gruppen der fremden Arbeiter herausgegeben wurden, an der Beseitigung der zunächst erlassenen disqualifizierenden Bestimmungen gegen die Ostarbeiter und schließlich an vielen meiner Hörerbriefe, in denen sich deutsche Arbeiter über angebliche Besserstellung von Ausländern beklagten.

Die Beschwerden, die mir zu Ohren kamen, richteten sich hauptsächlich gegen die übertriebenen Versprechungen, die man Fremdarbeitern bei der Anwerbung machte, ohne sie nachher halten zu können. Weil die Schuld an der daraus entstehenden Enttäuschung mein Land in Mißkredit brachte und überdies noch fälschlicherweise dem Ressort Propaganda zur Last gelegt wurde, das damit garnichts zu tun hatte, bat ich die Dienststelle Sauckels mehrfach dringend, sich von unseriösen Zusagen und Werbemethoden fern zu halten.

Im Prinzip der Beschäftigung von Fremdarbeitern im Kriege sah ich kein Verbrechen. Ich rühmte diese sogar öffentlich als einen Beitrag so vieler europäischer Völker zu unserer gemeinsamen Kriegsanstrengung. Ich erinnere mich, daß ich stolz einen Vergleich zog zwischen der völlig freien Bewegung ausländischer Arbeiter auf den Straßen deutscher Städte und den Meldungen darüber, daß neutralen Matrosen auf alliierten Handelsschiffen das Anlandgehen in Häfen wegen Gefahr der Desertation verboten wurde.

Es mag verständlich sein und es liegt sozusagen im Zuge der Zeit, daß heute jeder ausländische Arbeiter, der durch Überredung, Druck oder Zwang während

des Krieges nach Deutschland geholt wurde, sein Schicksal in dunklen Farben malt, muß er sich doch zunächst gegen den Verdacht der Kollaboration verteidigen, in der heute ein Verbrechen gesehen wird. Bei der Auswertung dieser Aussagen aber sollte man doch bedenken, daß der Kampf vorbei ist, daß der Gegner besiegt und bereits diskriminiert wurde, und daß man nun wieder einen Weg finden muß, auf dem, ganz gleich unter welcher Parole, Kollaboration in Europa wieder zu einer Forderung wird, weil sie eine Notwendigkeit ist.

Eine Frage, die mich auf das Stärkste beschäftigte, war die des Optimismus oder Pessimismus im Kriege. Über sie gab es soviele Meinungsverschiedenheiten, daß ihr Austrag viel Zeit und Kraft kostete.

Dr. Goebbels, der sich vor Ausbruch des Krieges meinen warnenden Befürchtungen so aufgeschlossen zeigte, daß er sie bei Hitler vertrat, schwenkte während des Feldzuges in Frankreich völlig um. Zu einem Auftritt kam es am 19. Juli 1940, dem Tag der Reichstagsrede Hitlers nach dem Sieg in Frankreich. Damals verteilte Hitler, auf der Höhe seines Triumphes, Ernennungen und Auszeichnungen, aber auch leise oder herbe Kritik. An einer Stelle betonte er, daß ihn selbst seine treuesten und tapfersten Freunde und Mitarbeiter gewarnt hätten vor dem Austrag des Krieges; er allein habe die Dinge richtig beurteilt, die Offensive im Westen gewagt und gewonnen.

Bei dieser Erwähnung der Ängstlichkeit seiner Umgebung sah ich von der Pressetribüne aus, wie Hitler sich nach rechts wandte, wo Dr. Goebbels am Regierungstisch saß, und ihn anblickte. Goebbels senkte den Kopf.

Ich wußte, was kommen würde, erhob mich und fuhr still in mein Büro. Bald nach dem Ende der Sitzung trat Goebbels in mein Zimmer und überschüttete mich mit Vorwürfen, daß ich ihn mit meinen damaligen Denkschriften und Warnungen in die peinliche Lage der Vermahnung vor den Augen des Reichstages gebracht hätte. Nun sei der Sieg errungen und der Krieg beendet. Ich entgegnete, der Krieg sei leider noch nicht zu Ende, er habe noch kaum begonnen. Nie erinnerte ich ihn an dieses Gespräch, aber er selbst erwähnte es 1944, nach seiner Weihnachtsansprache im Rundfunk.

Zunächst freilich kritisierte er meine Rundfunkansprachen, die seit Beginn der Kampfhandlungen den Ton der leichten Polemik des stillen, ersten Kriegswinters verloren hatten. Erst im Sommer und Herbst 1941 löste sich Goebbels wieder von dem allzu optimistischen Grundton, den er angenommen hatte, suchte einen ausgesprochenen Zweckpessimismus und fand ihn.

So war er entsetzt über die ohne sein Wissen verkündete Mitteilung Dr. Dietrichs im Oktober 1941, daß der Feldzug im Osten entschieden sei und der Weg nach Moskau offen stehe. Ich hatte den Text dieser Kundmachung in Dr. Dietrichs Hand gesehen und wußte, daß er von Hitler persönlich stammte. Um die Wirkung dieser leichtfertigen Feststellung abzuschwächen, bat ich nach Dr. Dietrichs Fortgang von der Pressekonferenz alle Zeitungen, in Kommentaren hervorzuheben, daß die Entscheidung in einem Feldzug nicht sein Ende bedeute. So habe die Schlacht von Sedan 1870 wohl den Krieg entschieden, aber er habe nach ihr länger gedauert als vorher und auch mehr Opfer gekostet. Selbstverständlich wog ein solcher abmildernder Kommentar nicht die fetten Schlagzeilen auf, und es kam für die deutsche Öffentlichkeit zu der bitteren Enttäuschung des Winters 1941/42.

In diesem Winter stand ich in ständigem Kampf gegen den rosenroten Optimismus Dietrichs in der Pressepolitik, der sicher von Hitler gewünscht wurde. Goebbels unterstützte mich, aber erfolglos. Im März 1942 gab ich den Kampf auf, schied aus der Presse-Abteilung aus und wurde bald darauf Soldat. Im Oktober ließ mich Goebbels aus einer Stellung vor Stalingrad nach Berlin holen und setzte mir in Anwesenheit von Naumann seine Pläne zu einer völligen Schwenkung der gesamten Propaganda im Kriege auseinander. Er erklärte, man habe dem deutschen Volk den ganzen Ernst seiner Lage nicht klar gemacht. Deshalb schwanke die Stimmung zwischen einem unverantwortlichen amtlichen Optimismus und einem hoffnungslosen Pessimismus breiter Volksschichten. Hitler selbst sehe das Problem nicht richtig, da er durch andere Aufgaben abgelenkt sei. Die Presse unter Dietrichs Führung sei zum Moniteur ohne jeden Einfluß und ohne Vertrauen geworden. Man könne sie nicht mehr reformieren und müsse sie abschreiben, zumal er selbst seine Wünsche in ihr nicht zur Geltung bringen könne.

Aber der Rundfunk finde noch offene Ohren; ihn könne man aktivieren und bei ihm dürfe niemand dreinreden.

Er bot mir die Leitung des Rundfunks an. In den hellsten Farben schilderte er mir die Möglichkeiten, die ich bei seinem Ausbau hätte, und versprach mir jede Unterstützung, falls ich bei der Schaffung eines realistischen Nachrichtendienstes Schwierigkeiten mit Dr. Dietrich haben sollte, der als Reichspressechef ein gewisses Aufsichtsrecht über politische Rundfunksendungen beanspruchte. Er stellte mir ein hohes Gehalt in Aussicht und schlug mir eine repräsentable

Villa an einem Grunewaldsee als Dienstwohnung vor. Kurz, er machte ein umfassendes und verlockendes Angebot.

Dr. Naumann war starr, als ich ablehnte. Er fragte, ob er nicht das Geschäft machen könne. Goebbels forschte nach den Gründen der Ablehnung. Ich legte ihm dar, daß ich in einem entscheidenden Punkt das Vertrauen zur deutschen Kriegführung verloren und den Eindruck hätte, daß Hitler nicht mehr einen Frieden irgend eines politischen Ausgleichs erstrebe, sondern einen totalen militärischen Sieg, den ich deshalb für unmöglich halte, weil er ein Sieg über die ganze Welt sein müßte. Hitler scheine auch die Absicht zu haben, notfalls einen Krieg bis aufs Messer zu führen. Einen Kampf aber wie den der letzten Goten am Vesuv habe vielleicht ein Volk von einigen tausend Seelen an der Schwelle des Mittelalters führen können, unmöglich jedoch ein Volk von achtzig Millionen im 20. Jahrhundert. Einem solchen Kampfe würde ich mich nicht als Publizist zur Verfügung stellen.

Überaus lebhaft ging Dr. Goebbels auf dieses Argument ein, billigte es rückhaltlos und erklärte, er habe die gleiche Auffassung. Aber so sei es ja nicht. Hitler habe das oberste Ziel seines Lebens, die Auseinandersetzung mit dem Bolschewismus, nie aus den Augen verloren. Der Krieg im Westen sei gegen seinen Willen entbrannt. Nie habe Hitler verheimlicht, daß er zu großen Konzessionen im Westen bereit sei, um den Kampf dort zu beenden. Wenn dies bisher nicht gelungen sei, so liege das nur an Persönlichkeiten wie Churchill und Roosevelt. Aber nun gebe es in England und in den USA Kreise, die die falsche Frontstellung ihrer Länder in diesem Kampf bereits erkannt hätten. Er nannte mir bekannte Namen und zeigte mir Unterlagen.

Als ich darauf verwies, daß für manche durchaus ernste Kreise dieser Länder vielleicht der Name Hitlers schon zum unübersteigbaren Hindernis geworden sei, wurde Goebbels sehr ernst und antwortete, Hitler sei bereit, seine Person zurückzustellen. Hitler habe mit ihm ganz offen über die möglichen Gefahren gesprochen und sich selbst dabei als Glied und Diener des Volkes bezeichnet. Sorgenvoll habe Hitler über die Grenzen dessen nachgedacht, was er dem Volk in diesem Kampf zumuten dürfe, und dabei geäußert: „Wenn das Deutsche Volk einen dreißigjährigen Krieg überdauerte, wird es wohl auch mich überstehen." Hitler kämpfe nicht um einen utopischen Sieg, sondern um den politischen Frieden. Wenn der Kampf wirklich aussichtslos erscheine, werde er rechtzeitig abtreten. Nie werde er zulassen, daß es zu einem Kampf wie dem der letzten Goten am Vesuv komme.

Wenn dies alles von Dr. Goebbels gelogen war, dann war es eine abgründige Lüge. Ich glaubte ihm damals und nahm sein Angebot an; nur das Haus schlug ich ab.

Jedenfalls hielt der Minister seine Darstellung auch in der Folgezeit mit immer neuen Hinweisen aufrecht, die keinesfalls spekulativer Art waren, sondern Tatsachen behaupteten. Ich selbst führte 1943 und 44 auf einigen kurzen Auslandsreisen mehrere Gespräche, die in die gleiche Richtung wiesen. Bei der Begrenztheit meiner Stellung und beim Fehlen aller Vollmachten teilte ich ihren Inhalt zur Weiterleitung Dr. Goebbels mit. Das Gleiche tat ich übrigens, als während eines Besuches in Stockholm eine Fühlungnahme von der anderen Seite erfolgte, die allerdings nur persönlichen Charakter trug.

Es ist heute sinnlos, die Einzelheiten von Dingen darzustellen, die vergangen sind und bleiben müssen. Ich habe heute den Eindruck, daß es bei den westlichen Alliierten tatsächlich Männer gab, die den tiefen Widersinn ihres damaligen Kriegsbündnisses begriffen hatten. Aber es kam nach allem, was ich heute weiß, keine ernsthafte Ermutigung für sie von Hitlers Seite. Er hat genau das getan, was mir abgeleugnet wurde: Er hat das Schicksal des deutschen Volkes mit dem seinen identifiziert. Er hat die Treue, die ihm in jede Gefahr, nur nicht in die Sinnlosigkeit gefolgt wäre, mit einer Lüge noch weiter gelockt.

Damals übte ich Kritik an der Kriegführung; meine damaligen Bedenken richteten sich — ich betone das — nur gegen sie und nicht gegen das System. Heute darf ich nicht mehr über die Niederlage rechten, aber ich muß Kritik an ihren unmoralischen Begleitumständen üben, also am System.

Eine Frage, die mir im Kreuzverhör sicher gestellt werden wird, betrifft die sogenannten Wunderwaffen, und die Frage wird ein Vorwurf sein. Schon den Anklagereden war zu entnehmen, daß man ganz einfach folgert: Warum haben die Deutschen so lange gekämpft? Weil man ihnen Wunderwaffen versprach, die angeblich auch die verzweifeltste Lage mit einem Schlage ändern würden. Wer hat dieses Versprechen gegeben? Die Propaganda. Wer ist der Vertreter der Propaganda auf der Anklagebank? Nun — der bin ich.

Den Vorwurf der Wunderwaffen-Lügen empfinde ich als besonders schmerzlich, weil ich meine, daß er mich besonders unverdient trifft. Einst verzichtete ich auf die billigen publizistischen Lorbeeren, die mit den landesüblichen, geheimnisvollen Andeutungen von neuen Waffen im Kriege zu verdienen waren. Ich griff

mitten in die Dornen, indem ich immer wieder den Satz predigte, daß es eine Waffe gebe, die für uns den Sieg erkämpfe, und daß wir nicht wie Nora auf das Wunderbare warten dürften. Trotzdem bin ich es nun, der für die von mir so radikal und so erfolgreich aus der offiziellen Propaganda des dritten Reiches ausgeschaltete, unverantwortliche Agitation mit dem großen Wunder gerade zu stehen hat gegen ein erdrückendes Mißtrauen.

Die Sache ist deshalb so besonders schwierig aufzuklären, weil paradoxe Tatsachen nebeneinander stehen. Zum einen: Die Wunderwaffen-Propaganda hat für die Masse des deutschen Volkes in der zweiten Kriegshälfte die Rolle gespielt, die die ewige Vorspiegelung angeblich ernsthafter Verhandlungen mit der einen Gruppe der Alliierten für die sogenannten „unterrichteten Kreise" spielte, zu denen ich gehörte. Wunderwaffen und Verhandlungen waren das Narkotikum, das beide Schichten verhinderte, aus der sich immer mehr verschlechternden Kriegslage die Folgerungen zu ziehen, die der gesunde Menschenverstand sonst hätte ziehen müssen.

Zum anderen: Das Märchen von den neuen Waffen war gar kein Märchen, sondern Wirklichkeit. Deutschland besaß Waffen, deren rechtzeitiger und richtiger Einsatz die feindliche Welt zwar nicht aus den Angeln gehoben hätte, aber in der Lage war, gerade die zwei Waffen zu brechen, mit denen die Alliierten Deutschland besiegten, nämlich die Bombengeschwader und die Scharen von Panzern.

Ich will versuchen, mir selbst die Dinge noch einmal klar zu machen, um bei der jetzt so falschen Frontstellung für jedes Wortgefecht gerüstet zu sein.

Jahrelang konnte ich bei gelegentlichen Besuchen in der Versuchsanstalt Peenemünde die langsamen Fortschritte am Raketengeschoß des Generals Dornberger beobachten, der auch das Do-Werfer-Gerät konstruiert hatte. Auf mächtigen, mühsam in die Erde gegossenen Betonklötzen stand damals eine schlanke Rakete, die lange vor ihrem Start von einem Heer von Ingenieuren betreut werden mußte.

Kam es zum Probeschuß, so ging es immer wieder schief. Fünfzig, sechzig Kilometer stieg das Geschoß, dann geriet es regelmäßig ins Taumeln, überschlug sich und stürzte in die Ostsee oder das Haff ab. Man sagte mir, daß das Leitwerk die Temperaturen des Antriebs nicht vertrage.

Nie werde ich den Tag im Frühjahr 1944 vergessen, an dem mich ein Vertreter Dornbergers wieder einmal in Peenemünde empfing und lächelnd in die Dünen führte. Ein Trecker mit einem langen Anhänger fuhr dort querbeet. An einer beliebigen Stelle machte er halt, richtete wie spielend das Geschoß hoch und setzte es auf einen kleinen Rost. Nach einer Arbeit vieler Hände während höchstens einer Stunde zog sich alles zurück. Ferngesteuert lösten sich die letzten Leitungen, zündete eine Flamme, entfesselte sich ein Orkan von Feuer und trug die Rakete senkrecht empor. Irgendwo im blauen Äther neigte sie ihre Spitze in die gewünschte Parabel.

Wer diesen exakten Vorgang nach all dem langen Experimentieren sah, konnte schon glauben, daß hier die Waffe vorlag, die den feindlichen Bombern den Rang ablief. Aber als ich das Mißverhältnis zwischen Treibstoff und Sprengstoff, zwischen Aufwand und Wirkung hörte, war ich froh, daß ich bis dahin die „neue Waffe" nie erwähnte, obwohl Dr. Goebbels sie

schon ein Jahr vorher angekündigt hatte. Auch dem Laien leuchtete ein, daß der neue Träger der Zerstörung einen neuen Sprengstoff brauche.

Ein solcher konnte die Atombombe sein. Ich wußte, daß wir sie nicht besaßen. Mir wurde sogar offiziell zur vertraulichen Information mitgeteilt, daß die deutsche Wissenschaft in der Atomenergie nicht die Sprengwirkung, sondern die Antriebskraft suche. Allerdings wurden, was zweifellos übertrieben war, erste praktische Einsätze für Mai 1945 angekündigt.

Schon nach dem Stand meines Wissens also mußte ich auf jede Wunderwaffen-Propaganda verzichten, weil ich weit und breit kein Anzeichen für ein Waffenwunder sah. So trat ich oft den Gerüchten, die hoffnungsvoll von Mund zu Mund gegeben wurden, öffentlich entgegen. Ich wunderte mich, woher sie stammten; denn wenn ein Mann wie Dr. Ley einmal sagte, in vierzehn Tagen werde „der Himmel freigefegt sein von feindlichen Bombern", dann glaubte ihm doch niemand. Jetzt erst habe ich von Speer erfahren, daß Dr. Goebbels, neben seinen verschiedenen offiziellen Instrumenten, auch eine stille Gerüchte-Zentrale betrieb, die in dieser Richtung arbeitete und Wahres mit Falschem mischte. Sie hat den Volksaberglauben an das Wunder gepflegt, von dem sich die offizielle Propaganda fernhielt. Mir gegenüber mißbilligte Dr. Goebbels, auf meine Beschwerde hin, einen solchen Aufsatz wie den in der Zeitschrift „Das Reich" erschienenen, in welchem unter der Überschrift „Wir Geheimnisträger" die Utopie genährt wurde. Ja, er verbot den Nachdruck des Aufsatzes und seine weitere Variation, aber das Unglück der leichtfertigen Erweckung übertriebener Hoffnungen war schon geschehen.

Auf der anderen Seite steht die Tatsache fest, daß es neue Waffen, nicht Wunderwaffen, gab, die falsch,

nicht rechtzeitig oder gar nicht eingesetzt wurden. Ich will weder von den neuen Flakgeschossen sprechen, die sich ihrem Ziel selbsttätig näherten, noch von dem neuen Sprengstoff Butardin, der bei einer Explosion in Ludwigshafen zufällig entdeckt wurde und Flächenexplosionen hervorrief, die vernichtend waren für die uns so besonders gefährlichen, geschlossen fliegenden Bombengeschwader. Beide mußten noch entwickelt und gefertigt werden wie auch die verschiedenen Arten von nachgesteuerten Bomben.

Aber fertig und in genügender Zahl standen 1944 schon vor der letzten zerstörenden Bomberoffensive die Raketen- und Strahljäger zur Verfügung. Unbegreiflicherweise verbot Hitler ihren Einsatz für defensive Zwecke, für die sie geschaffen waren, und erlaubte lediglich ihre offensive Verwendung für Bombenwürfe, die sie nur behelfsmäßig ausführen konnten.

Damals kam es fast zur Revolte unter den Jagdfliegern, die zähneknirschend bei ihren überlegenen Maschinen standen und gegen Einflüge nicht starten durften. Von sachverständiger Seite wurde mir versichert, daß hier ein Kampfmittel zur Verfügung stand, das geeignet war, die alliierte Luftoffensive durch die Verhinderung von Geschwaderflügen zu brechen.

Die einzige Erklärung, die ich damals für das sonderbare Einsatzverbot fand, war der Gedanke, daß Hitler tatsächlich mit dem Westen in Verhandlungen stehe, kein Zeichen von Schwäche geben wolle, wie es die Einstellung offensiver Flüge bedeutet hätte, und lieber für eine kurze Zeit noch eigene Verluste riskiere.

Als feindliche Bomber unsere Treibstoffbasis zerstört hatten, war der Einsatz der Düsenjäger allerdings unmöglich geworden.

Die andere, frontreife Waffe, die leicht noch hätte produziert werden können, und auf die ich damals größte Hoffnungen setzte, war eine neue Art von Panzerfaust. Sie hatte eine größere Reichweite, konnte nachgesteuert werden und bedeutete eine völlige Umwälzung des Panzerkampfes.

So groß meine Hoffnungen auf beide Waffen waren, so wenig sprach ich sie direkt aus. Aber sie bildeten, zusammen mit den politischen Erwartungen, die Grundlage meiner Betrachtungen im Rundfunk.

Mir schien die Propaganda mit märchenhaften Waffen angesichts der übergroßen Sorgen des Volkes leichtfertig und unstatthaft, obwohl das Märchen gar kein solches war. Unausgesprochen aber setzte ich die mir bekannten Möglichkeiten der neuen Waffen natürlich in meine Rechnung ein.

Der Antisemitismus

Die Anklage behauptet, alle Angeklagten, also auch ich, hätten irgendwann einmal gerufen: „Deutschland erwache — Juda verrecke."

Mir insbesondere wirft die Anklage vor, ich hätte „selbst von dem Angeklagten Streicher, dem Hauptjudenhetzer aller Zeiten, kaum übertroffen werden können, in Bezug auf Verleumdung gegen Juden."

Hiergegen muß ich protestieren!

Es muß einmal klargestellt werden, daß in Deutschland Antisemitismus nicht gleich Antisemitismus war. Es verbargen sich unter diesem Begriff Ansichten, Strömungen und Richtungen, die von heute aus betrachtet, wenig miteinander gemein hatten.

Ich stelle fest, daß ich kein Antisemit war im Sinne des Radauantisemitismus. Unter meinem Eid erkläre ich, daß ich niemals den Ruf „Deutschland erwache — Juda verrecke" oder einen ähnlichen ausgestoßen habe. Ich war kein Antisemit im Sinne der radikalen Theorien oder Methoden von Theodor Fritsch bis Julius Streicher. Niemals habe ich Propaganda getrieben mit Ritualmorden, mit Kabbala oder mit den sogenannten Geheimnissen der Weisen von Zion, die ich zu jeder Zeit meines Lebens für Machwerke einer primitiven Agitation gehalten habe.

Aus menschlichen Gründen tut es mir leid, eine weitere Aussage machen zu müssen, die sich gegen einen Mitangeklagten richtet, der mir nun durch eine Kameradschaft des Unglücks verbunden ist. Aber ich kann sie im Interesse der notwendigen Aufklärung des ganzen Tatbestandes nicht verschweigen: Ich und meine Mitarbeiter in Presse und Rundfunk haben, wohl ohne Ausnahme, den „Stürmer" radikal abgelehnt. Ich selbst habe ihn in dreizehn Jahren einer fast regelmäßigen Presseübersicht nie zitiert. Seine Ausführungen wurden auch sonst von der deutschen Presse nicht übernommen. Seine Schriftleiter gehörten zu meiner Zeit der Berufsorganisation der deutschen Journalisten nicht an, sein Verleger nicht der der deutschen Verlage. Zweimal habe ich — und das ist meinem Mitangeklagten Streicher bekannt — den Stürmer zu verbieten versucht. Es ist mir nicht gelungen. Man bot mir dann seine Zensur an. Ich lehnte ab. Ich wollte den Stürmer beseitigen, weil der einfache, wörtliche Abdruck auch nur einer Seite dieses Blattes die wirkungsvollste antideutsche Propaganda war, die es geben konnte. Ich wollte ihn einfach aus Gründen des guten Geschmacks verbieten und als eine Quelle des

Radikalismus, gegen den ich auf allen Gebieten kämpfte.

Das große Geheimnis der in diesem Saal erwähnten plötzlichen Steigerung der Auflage des „Stürmer" nach 1933 von einigen Tausend auf eine halbe Million liegt auf demselben Gebiet, wie das Geheimnis des plötzlichen Anschwellens solcher Organisationen wie der SA in der gleichen Periode. Die Partei hatte 1933 den Zuzug neuer Mitglieder gesperrt. Viele Menschen suchten Anschluß. Nur wenige wurden zugelassen oder gar zum Eintritt aufgefordert. Wer in jenen Jahren keine Fühlung mit der Partei direkt finden konnte, suchte sie zu einer Untergliederung wie der SA, oder sogar zum Luftschutzbund aufzunehmen. Mancher bemühte sich wenigstens um den Nachweis seiner Berührung mit nationalsozialistischen Ideen durch Abonnement des „Stürmer" oder gar durch dessen Aushang in einem Schaukasten. Niemals war der „Stürmer" ein amtliches Blatt der NSDAP. Auch als alle früher in verschiedenen Privatbesitz befindlichen NS-Zeitungen in den Besitz der Partei überführt wurden, geschah das mit dem „Stürmer" nicht. Er blieb allein in Streichers Hand. Obwohl er nur das private Sprachrohr eines der führenden Männer der Partei bildete, wurde er vom Publikum als ein Parteiblatt betrachtet. Ausdruck eines deutschen Volkswillens war er nie.

In seinem Sinne war ich nicht Antisemit.

Dagegen war ich Antisemit in folgendem Sinne: Ich wünschte eine Einschränkung des überragenden Einflusses des Judentums auf die deutsche Politik, Wirtschaft und Kultur nach dem ersten Weltkrieg, eine Einschränkung bis auf das Maß, das dem zahlenmäßigen Anteil der Juden an der Bevölkerung Deutschlands entsprach. Ich habe diese Stellungnahme wohl

mitunter erwähnt, aber keine umfangreiche oder systematische Propaganda dafür getrieben. Die antisemitischen Äußerungen, die die Anklage mir vorhielt, haben ohne Ausnahme einen anderen Zusammenhang. Nach dem Ausbruch des Krieges habe ich oft darauf hingewiesen, daß jüdische Emigranten gleich nach 1933 als erste betont hätten, ein Krieg gegen das nationalsozialistische Deutschland sei notwendig; zum Beispiel Emil Ludwig oder Georg Bernhard und sein Pariser Tagblatt. Dies ist die einzige Verbindung, in welcher ich überhaupt antisemitische Äußerungen tat. Sie standen immer im Zusammenhang mit der Weltpropaganda gegen das nationalsozialistische Deutschland, in der ich eine der Hauptwurzeln des Krieges erblickte und einen der wesentlichsten Gründe der Intransigenz gegenüber allen Friedensbemühungen Hitlers, die er behauptete und die ich ihm glaubte.

Von jenen ersten Kriegsrufen jüdischer Emigranten aus schien mir eine Linie zu solchen Aufsätzen zu gehen, wie sie Winston Churchill unter der Überschrift „Von Schritt zu Schritt" gesammelt heraus gab, und schließlich zu solchen Aufforderungen zum Widerstand gegen politische Pläne Deutschlands, wie sie Roosevelt an mehrere europäische Länder richtete, die sich dann zum Krieg gegen Deutschland entschlossen.

Ich muß betonen: Hätte ich vor Kriegsausbruch schon von der mit Moskau verabredeten neuen Teilung Polens gewußt, so hätte ich in dieser Frage anders geurteilt. Hätte ich gewußt, daß Hitler einmal die jüdischen Warnungen vor ihm durch einen Mordbefehl bestätigen würde, so hätte ich die Rolle der jüdischen Propaganda vor Kriegsausbruch anders geschildert, als ich es tat.

Die von der Anklage gegen mich vorgelegten Zitate aus früheren Rundfunkansprachen, die eine angebliche Judenhetze beweisen sollen, brauche ich nur in dem Zusammenhang vorzulesen, in dem sie einst gesprochen wurden, um aufzuklären, daß sie mit den Mordbefehlen nicht in Verbindung stehen.

Nur willkürliches Mißverstehen kann auch an der Tatsache vorbeigehen, daß jede einzelne dieser Äußerungen lediglich eine Antwort auf jüdische Stellungnahmen gegenüber Deutschland darstellt. Nach meiner damaligen Kenntnis von den Zusammenhängen war von mir billigerweise nicht zu erwarten, daß ich z. B. das Angebot Chaim Weitzmanns vom 3. September 1939 unbeantwortet ließ, in welchem dieser ausdrücklich die ganze physische und wirtschaftliche Kraft des Weltjudentums der britischen Regierung für den an diesem Tage beginnenden Krieg gegen Deutschland zur Verfügung stellte. Eine Tatsache, die Jahre später als Begründung für die Inhaftierung von Juden an vielen Stellen des gesamten deutschen Machtbereiches herangezogen wurde. Es hieß, die Juden seien mit jener Erklärung sozusagen feindliche Staatsbürger geworden.

Ähnlich liegt es mit dem von mir zitierten Glückwunsch, den der jüdische Nationalrat dem Präsidenten Roosevelt zum Kriegseintritt der USA übermittelte.

Diese und viele andere jüdische Stellungnahmen während des Krieges bilden gewiß keine Entschuldigung für den Befehl Hitlers zur Ermordung der in seiner Hand befindlichen Juden. Aber ich führe sie zur Erklärung meiner damaligen Erwiderungen an.

Hier muß ich unter meinem Eid erklären, daß ich den Befehl Hitlers, den der Zeuge Höß bekundete, und nach welchem die Juden ermordet werden sollten, nicht kannte. Ja, ich behaupte, daß er offenbar mit be-

sonderer Sorgfalt der Öffentlichkeit und wohl auch mir verheimlicht worden ist. Ich meine das, weil ich ihm, wie ich heute weiß, einmal auf der Spur war und dann sorgfältig abgelenkt wurde.

Etwa im Februar 1942 bekam ich von einem mir unbekannten, mittleren SS-Führer aus der Ukraine einen Brief. Er teilte mir mit, er sei Kommandant einer kleineren SS-Einheit und habe als solcher den Befehl erhalten, die Juden und alle Angehörigen der ukrainischen Intelligenz seines Bezirkes zu töten. Er habe über der Ungeheuerlichkeit dieses Befehls einen Nervenzusammenbruch erlitten und liege nun im Lazarett. Eine Beschwerde bei vorgesetzten Dienststellen halte er für unmöglich.

Er kenne mich zwar nicht persönlich, habe aber Zutrauen zu mir und Hoffnung, daß ich eine so schreckliche Sache vielleicht verhindern könne. Er bitte nur, bei meinen Bemühungen seinen Namen nicht zu nennen, denn er hafte mit seinem Leben für Verschwiegenheit.

Ich rief sofort nach Erhalt dieses Briefes Heydrich an, der sein Amt im Protektorat schon übernommen hatte, aber zufällig in seinem Berliner Büro zu erreichen war. Persönlich war er mir kaum bekannt, aber er erklärte sich bereit, mich gleich zu empfangen.

Ich schilderte ihm den Sachverhalt, ohne einen Namen anzugeben und fragte, ob seine SS dazu da sei, Massenmorde zu begehen.

Heydrich schien äußerst empört und sagte, er habe verschiedene kleinere SS-Kommandos für Polizei- und Bewachungszwecke an Minister, Reichskommissare und andere führende Persönlichkeiten abgestellt. Schon mehrfach sei es vorgekommen, daß diese mißbraucht worden seien. Er habe z. B. einmal eingreifen müssen,

als Ribbentrop seinen Mitarbeitern durch seine Leibwache Zutritt zum Funkhaus erzwingen lassen wollte. Auch Gauleiter Koch, der Reichskommissar in der Ukraine, verfüge über ein solches Kommando, dem er vielleicht eigenmächtige Befehle gegeben habe. Er, Heydrich, werde eine sofortige Untersuchung anstellen; ich werde sehr schnell von ihm hören.

Schon am nächsten Mittag, es war ein Sonnabend, wurde ich von Heydrich aus dem Hauptquartier angerufen. Er teilte mir mit, daß tatsächlich eine Aktion, wie die behauptete, versucht worden sei. Der Befehl zu ihr sei von Koch ausgegangen, der sich auf einen angeblichen Befehl des Führers berufe. Hitler habe noch nicht Stellung nehmen können. Ich würde weiteres hören.

Zwei Tage später, am Montag, bat mich Heydrich um meinen Besuch. Er sagte, Hitler habe abgestritten, einen solchen Befehl gegeben zu haben. Koch behaupte nun, dann müsse es sich um ein Mißverständnis handeln. Eine Untersuchung gegen Koch sei eingeleitet. Jedenfalls werde die Aktion nicht durchgeführt.

Da ich in jenen Tagen aus politischen Gründen aus dem Propaganda-Ministerium ausschied, um Soldat zu werden, bat ich auf Grund dieses Vorfalls die zuständigen militärischen Stellen, mich zur sechsten Armee zu kommandieren, die damals in der Ukraine stand. Als alter Journalist wollte ich auch ohne amtliche Befugnis eine Nachprüfung auf eigene Faust halten. So machte ich auf dem Wege zu meinem Gestellungsort einige Abstecher. In Kiew fragte ich die Angehörigen der dortigen Rundfunkstelle aus, denen ich einigen Überblick über die Verhältnisse in ihrem Bezirk zutraute. Sie berichteten, daß es nach der Sprengung etlicher Häuserblocks in Kiew, bei der viele deutsche

Soldaten getötet wurden, zu einigen Todesurteilen und Erschießungen gekommen sei.

Dann fuhr ich mehrere Tage, meist allein, kreuz und quer durch das Land zwischen Kiew und Poltawa. Ich fand die Bevölkerung im tiefsten Frieden und wurde übrigens überall sehr gut aufgenommen. Kein Zeichen von Terror war zu erkennen.

In Poltawa hielt ich Rückfrage bei Offizieren und Soldaten. Sie erzählten mir, daß vom Kriegsgericht in Charkow einige Todesurteile wegen Sabotage gefällt und durch öffentliche Erhängung vollstreckt wurden.

In Charkow befand sich ein SS-Kommando, das ich aufsuchte und bei dem ich einen ganzen Tag verbrachte, um mit dem Leben und den Aufgaben dieser Männer bekannt zu werden. Eine Erschießungsaktion wurde abgestritten.

Ich besuchte das Gefängnis, das zum Aufsichtsbereich dieser SS-Einheit gehörte, die wahrscheinlich vom SD kam. Es waren etwa fünfzig Insassen vorhanden, was mir für eine Großstadt wie Charkow sogar wenig schien. Vorsichtig und gründlich fragte ich nach etwa vorhandenen Lagern. Die Existenz anderer Haftanstalten wurde abgestritten.

Dann suchte ich Fühlung mit einer ukrainischen Familie und mit dem damaligen Bürgermeister von Charkow. Schließlich besuchte ich einen deutschen Landwirtschaftsführer, und zwar den in Bjelgorod. Er, der viel im Lande herumkam, mußte doch Bescheid wissen.

Das Ergebnis aller Fragen war die Feststellung, daß Erschießungsaktionen der gefürchteten Art nicht stattgefunden hätten. Da allerdings nahm ich als sicher an, daß es sich bei dem mir berichteten Vorfall um eine versuchte Einzelaktion gehandelt hatte, die nicht durchgeführt worden war.

Zu alldem kam nämlich noch ein Wort Heydrichs aus meiner ersten Unterredung mit ihm, das mir ganz besonders im Gedächtnis geblieben ist. Er sagte „Glauben Sie mir: Wer im Ruf der Grausamkeit steht, braucht nicht grausam zu sein. Er darf menschlich handeln."

Die ganze Untersuchung hatte ich mit den mir zur Verfügung stehenden Mitteln so gründlich geführt, weil hinter dem Brief des SS-Führers ja auch noch die Rundfunksendungen der Alliierten standen, die immer wieder Greueltaten ähnlicher Art behaupteten. Alle Abhörberichte des feindlichen Rundfunks kamen in einem Stoß von täglich tausend bis tausendfünfhundert Blatt auf meinen Schreibtisch. Da ich sie unmöglich alle durchlesen konnte, ließ ich mir Auszüge des Wichtigsten anfertigen. Ich hatte besondere Weisung gegeben, daß Greuelberichte, wenn es sich nicht um reine Wiederholungen handelte, ausnahmslos in diese täglichen Querschnitte aufgenommen werden sollten.

So kannte ich zweifellos alles, was vom Ausland her über Mord und Greuel in Deutschland berichtet wurde.

Jede einzelne neu auftauchende Meldung wurde so genau geprüft, wie mir das überhaupt nur möglich war. Selbstverständlich mußten sich Rückfragen an die Stellen richten, die als zuständig galten, und damit vor allem an das Reichssicherheitshauptamt, seine einzelnen Referenten und die Außenstellen im Reich oder im besetzten Gebiet, die direkt angerufen wurden. Die Antworten, die von diesen Stellen kamen, enthielten nicht etwa immer nur eine einfache Ablehnung oder glatte Ableugnung des vom Ausland gemeldeten Tatbestandes; sie schilderten mit genauer Unterscheidung, daß dies ganz falsch und frei erfunden, jenes aber in der und der Form geschehen sei und den einen oder anderen rechtmäßigen Hintergrund habe.

Es existieren über die seinerzeit gestellten Anfragen und die auf sie gegebenen Antworten genaue Aufzeichnungen, die jeweils vervielfältigt und einem gewissen Kreis von Mitarbeitern des Propaganda-Ministeriums zur Verfügung gestellt wurden. Dieses Material lag gesammelt im Archiv des Schnelldienstes, das sich bei jenen Dingen befand, die ich vor der Kapitulation dem russischen Oberstleutnant, der mich im Auftrag des Marschalls Schukow abholte, noch im Keller des Propaganda-Ministeriums übergab. Ich habe die Herbeischaffung dieses Materials durch meinen Anwalt beantragt. Das Gericht hat den Antrag genehmigt. Aber diese Akten sind, wie es heißt, nicht zu finden. Merkwürdigerweise werden mir nun in Verhören einige Dokumente vorgehalten, die nur aus diesem angeblich nicht mehr vorhandenen Aktenbestand stammen können.

Die genau präzisierten Antworten der zuständigen Stellen auf meine Fragen nach dem Wahrheitsgehalt ausländischer Greuelmeldungen habe ich damals geglaubt.

Ausschlaggebend war hierbei selbstverständlich eine Bereitschaft für diesen Glauben. Sie gründete sich auf mehrere Umstände. Zunächst gab es eine Reihe von Auslandsmeldungen, deren Richtigkeit ich völlig eindeutig nachzuprüfen vermochte und die ich als falsch erkannte. Das war z. B. bei der am 24. September 1939 über den Londoner Rundfunk kommenden Meldung der Fall, daß in Prag angeblich zehntausend Tschechen erschossen worden seien, darunter der Bürgermeister von Prag. Auf diese Nachricht hin reiste mein Kollege, der Leiter der Auslandspresse-Abteilung, mit einigen deutschen und ausländischen Journalisten nach Prag. Dort hatten sie ein Interview mit

dem angeblich Erschossenen, reisten dann im Land umher und stellten fest, daß nach ihren Beobachtungen auch sonst nichts Ungewöhnliches geschehen war.

Viele Hunderte von krassen Falschmeldungen dieser Art habe ich erlebt. Einer meiner Mitarbeiter, Fritz Reipert, sammelte einmal hundertsieben solche, in kurzen acht Wochen angefallene unrichtige Nachrichten der feindlichen Seite. Diese Broschüre erschien im Winter 1939/40 und erlebte eine Auflage von etwa einer Million. Dutzende von Beispielen erwiesener Lügennachrichten der gegnerischen Seite sind mir so genau in Erinnerung, daß ich sie jederzeit mit allen Einzelheiten aus dem Gedächtnis rekapitulieren kann.

Ich habe aus namhaften feindlichen Nachrichtenquellen sogar zahlreiche Meldungen über mich und mein Tun und Lassen gehört, die weit an der Wahrheit vorbei gingen und mitunter einfach phantastische Behauptungen enthielten. Sie hätten durch eine kurze Rückfrage bei irgend einem, der meine Lebensumstände kannte, leicht richtig gestellt werden können. Aus dieser Situation ergab sich für mich die naheliegende Folgerung: Wenn in so vielen, von mir selbst nachprüfbaren Fällen Auslandsnachrichten nicht stimmen, warum sollen dann diejenigen zutreffen, deren Einzelheiten ich nicht zu überprüfen vermag, deren Falschheit aber die zuständige Stelle versichert?

Hinzu kam, daß ich gerade im Fall der feindlichen Greuelmeldungen nicht das Gefühl hatte, daß, wo Rauch ist, auch Feuer sein muß. Gerade ich als Fachmann des journalistischen Nachrichtenwesens dachte immer wieder an das im ersten Weltkrieg verbreitete Märchen von den Kinderhänden, die deutsche Soldaten in Belgien abgehackt haben sollten. Diese Nachricht war eine glatte und zweckbewußt gestartete, völlig

freie Erfindung. Dies ist später auch offen von englischer Seite eingestanden worden. Den Weg dieser Lüge schildert Ponsonby auf Grund amtlicher britischer Untersuchungen in seinem Buche „Falshood in the Wartime". Niemals habe ich die Geschichte dieser Lüge vergessen, immer habe ich sie mir beim Eintreffen feindlicher Greuelmeldungen wieder vor Augen geführt und sehr oft öffentlich auf sie verwiesen.

Die gesamte deutsche Öffentlichkeit, die ja auch einige der feindlichen Greuelmeldungen, und sei es gerüchteweise, erfuhr, muß ebenfalls unter dem Eindruck gestanden haben, daß es sich bei der ganzen Gruppe dieser Nachrichten um Erfindungen solcher Art handle.

Keineswegs willkürlich war meine Vermutung, daß die im zweiten Weltkrieg angesetzte Waffe der Propaganda nur eine gigantische Steigerung ihrer Vorgängerin im ersten Weltkrieg war. Kannte ich doch die Gedanken, die Sidney Rogerson in seinem Buch „Propaganda in the next war" niedergelegt hatte, das 1938 mit einem Vorwort von Liddel Hart in London erschien. Das Buch steht mir hier nicht zur Verfügung, ebensowenig wie Münzenberg's „Propaganda als Waffe", das zur gleichen Zeit in Paris oder Amsterdam erschien, oder wie unsere Sammlung „Die Kriegsschuld der internationalen Presse", die 1943 oder 1944 im Verlag Willmy, Nürnberg, herausgegeben wurde. Jedenfalls besaß ich vollkommen klare Eingeständnisse der Propagandawissenschaft der Gegner, daß sie entschlossen waren, in einem Krieg die Waffe des Hasses und der Furcht systematisch einzusetzen. In den Meldungen vom Judenmord in Deutschland glaubte ich sie zu erkennen.

Angesichts dessen, was ich in diesem Gericht erfuhr, empfinde ich es als tragisch, daß die feindlichen Nachrichtendienste es nicht verstanden haben, sich eine größere Glaubwürdigkeit zu verschaffen, wenn sie damals wirklich schon im Besitze ihres heute behaupteten Wissens waren.

Selbstverständlich sah ich die Diskriminierung der Juden, ich sah ihre Kennzeichnung durch den Davidstern und schließlich ihren Abtransport. Ich kannte zwei Verschickungsziele, erstens Maria-Theresienstadt, von wo mir Auslandsjournalisten nach einer Besichtigung gute Eindrücke berichteten, und wo offenbar tatsächlich keine Morde vorgekommen sind; das andere Ziel solcher Verschickungen, von dem ich hörte, war der Bezirk Biala Podlaska in Polen. Dort saß einer meiner früheren Mitarbeiter, der Oberregierungsrat Kühl, als Landrat. Er schilderte mir mehrfach die Ankunft und Unterbringung von Judentransporten aus dem Reich und die Schwierigkeiten, die entstanden, wenn Juden aus geistigen Berufen als Handwerker oder auf Plantagen arbeiten mußten. Er gab Berichte über das Leben in dem ganzen Bezirk, der als Judenreservation bezeichnet wurde. Seine Schilderungen waren vom Geist der Menschlichkeit getragen, und er betonte ausdrücklich, daß es die Juden dort vielleicht besser hätten als mancherorts im Reich.

An ungünstigen Berichten hörte ich vom Sturmbannführer Radtke aus dem Stab Himmlers, und zwar im Jahre 1942, daß die Sterblichkeit in den vergrößerten Ghettos des Ostens stark gestiegen sei. Es seien Fleckfieberepidemien ausgebrochen.

Schließlich hörte ich aus vielen Quellen, daß es an einigen Stellen tatsächlich zu Judenpogromen gekommen sei, und zwar, meines Wissens, bei der Besetzung

von Lemberg und Kowno. Als ich mich nach den näheren Umständen erkundigte, wurde gesagt, daß es sich um Aktionen der einheimischen Bevölkerung gehandelt habe und daß jedesmal von deutscher Seite eingeschritten worden sei. Gerade diese Berichte veranlaßten mich zu einer auch vor den Journalisten offen geäußerten harten Kritik. Ich wies meine Vorgesetzten und alle mir erreichbaren Personen in führenden Stellungen immer wieder auf die rechtliche, die politische und die moralische Notwendigkeit des Schutzes der uns anvertrauten Juden hin. Auf offener Pressekonferenz tat ich das gleiche.

Am deutlichsten ist mir in diesem Zusammenhang eine Unterredung in Erinnerung, die ich 1944 mit dem Gruppenführer Glücks hatte, der eine einflußreiche Stellung in der Verwaltung der Konzentrationslager bekleidete. Als ich ihn, wie viele andere vorher, nach dem Gesamtschicksal der Juden fragte, gab er mir zur Antwort, sie stünden unter dem besonderen Schutze des Reichsführers SS. Dieser wünsche mit ihnen ein politisches Geschäft zu machen und sehe sie als eine Art von Geiseln an. Er habe strengen Befehl gegeben, daß ihnen kein Haar gekrümmt werde.

Nun ist in diesem Prozeß vom amerikanischen Hauptankläger Jackson gesagt worden, die deutsche Bevölkerung habe die Schornsteine in den KZ rauchen sehen und habe daraus schließen können, daß dort Leichen verbrannt würden. Damit trage das deutsche Volk eine klare Schuld.

Demgegenüber muß ich darauf hinweisen, daß die Masse des deutschen Volkes keinesfalls von den an wenigen verborgenen Stellen geschehenen Mordtaten gewußt haben kann, zumal sie so sorgfältig geheim gehalten wurden, wie es hier der Zeuge Morgen berich-

tete, der als SS-Richter wochenlang in Buchenwald weilte, bis er durch den Zufall einer Listenvergleichung feststellte, wie Häftlinge, die getötet werden sollten, verschwanden. Der Zeuge Morgen hat überdies bekundet, auf welch schwierigem Weg er hinter das Geheimnis des Vernichtungslagers Birkenau bei Auschwitz kam.

Es erscheint mir danach ausgeschlossen, daß Außenstehende etwa mehr erfahren konnten als er. Diejenigen in Deutschland, die sich heute darauf berufen, daß sie immer alles gewußt hätten, haben nur den Gerüchten Glauben geschenkt, die von den Auslandsmeldungen, aber sicher kaum von den wohlverborgenen Vernichtungsstätten selbst ihren Ausgang nahmen.

Angesichts der unberechtigten Vorwürfe gegen die Gesamtheit meines Volkes muß ich, wenn mir dazu nur irgendeine Möglichkeit gegeben wird, vor diesem Gericht darauf hinweisen, wie die Haltung der deutschen Öffentlichkeit gegenüber den Juden denn eigentlich war. Das erscheint mir notwendig, weil sonst der „Stürmer" einfach als Repräsentant des deutschen Antisemitismus betrachtet wird, was er niemals war. Ein Judenproblem gibt es in Deutschland eigentlich erst seit 1919. Was vorher, und schon im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts, an Antisemitismus bestand, und was sich als solchen bezeichnete, lag auf einer Ebene, die hier eigentlich nicht zur Debatte steht. Erst als in der Inflationszeit mancher alte bürgerliche Wohlstand verschwand, als an seine Stelle eine Schicht von Neureichen trat, unter denen viele aus dem Osten eingewanderte Juden zu beobachten waren, erst da meldete sich so etwas wie eine Ablehnung des ganzen Judentums durch das deutsche Volk. In diesem Vorgang spielen Namen wie Barmat-Kutisker die Rolle

von Symbolen. Oft habe ich mit alteingesessenen deutschen Juden, z. B. Georg Bernhard, über dieses Problem gesprochen. Auch sie bedauerten, daß gewisse, damals neu eingewanderte Juden den nötigen Takt vermissen ließen. Schon vor 1930, und zwar noch vor dem damaligen Erfolg der NSDAP in den September-Wahlen, wanderten manche, seit Generationen in Deutschland seßhafte Juden meines Bekanntenkreises aus, weil sie eine Reaktion auf solche Erscheinungen befürchteten, an denen sie keine Schuld trugen.

Als dann aber 1933 ein Judenboykott, angeblich im Sinne eines allgemeinen Volkswillens, als Antwort auf den Boykott deutscher Waren im Ausland veranstaltet wurde, und als die Juden aus amtlichen Stellungen entfernt wurden, wandte sich ihnen, auf dem Umweg über das Mitleid, die Sympathien des Volkes sichtbar wieder zu. Ich habe beobachtet, daß verschiedene Parteistellen den Auftrag erhielten, die Bevölkerung vom Einkauf in jüdischen Geschäften abzuhalten, zu denen die Käufer wieder strömten. Als der Judenstern getragen werden mußte, als den Juden die Sitzplätze z. B. in der Straßenbahn verboten wurden, nahm das Publikum geradezu demonstrativ für die Juden Partei. Ich hörte, wie sich Dr. Goebbels über diese ihm von allen Seiten berichtete Erscheinung erbittert beklagte.

Ich bin der Überzeugung: Hätte das deutsche Volk von diesem Massenmord erfahren, so hätte es Hitler die Gefolgschaft versagt. Nicht umsonst wurden die an dem schrecklichen Vorgang Beteiligten unter den Befehl des strengsten Stillschweigens gestellt.

Wenn aber andere Ankläger behaupteten, das deutsche Volk sei mindestens sträflich gleichgültig gewesen gegenüber dem Schicksal der Juden, deren Ab-

transport man doch habe sehen können, dann muß ich darauf hinweisen, daß das deutsche Volk gerade in jenem Augenblick durch Krieg und Bombenangriffe selbst auf das äußerste belastet war. Vielleicht hätte es für den Sieg fünf Millionen im Kampf Gefallener geopfert, gewiß aber hätte es den Sieg niemals mit einem Mord an fünf Millionen Juden erkaufen wollen.

Ich möchte gleichzeitig hinzufügen: Dieser Mordbefehl Hitlers erscheint mir als das Ende jeder Rassen-Theorie, -Philosophie oder -Propaganda. Denn nach dieser Katastrophe ist jede weitere Vertretung der Rassenlehre gleichbedeutend mit der intellektuellen Urheberschaft an einem neuen Mord. Man sollte das heute in- und außerhalb der Gefängnisse und Lager nicht vergessen und auf beiden Seiten beherzigen, so schwer es manchem auch fällt.

Die Konzentrationslager

Da mir zum Vorwurf gemacht wird, die Resultate meiner Propaganda erstreckten sich auf jeden Gesichtspunkt der Verschwörung, und da behauptet wird, daß ich Greueltaten aufgereizt hätte, muß ich auch zu dem Komplex der KZ Stellung nehmen.

Selbstverständlich war mir ihre Existenz bekannt; die Tatsache ihrer Gründung wurde ja 1933 veröffentlicht. Amtliche Mitteilungen erwähnten diese Lager mehrfach auch in späterer Zeit.

Es wurde mitgeteilt, daß in diese Lager diejenigen gebracht werden sollten, die von einer aktiven Arbeit gegen den neuen Staat nicht abzuhalten waren. Erst später hieß es, daß auch Gewohnheitsverbrecher dorthin kommen sollten.

Vor dem Kriege hatte ich von der Existenz dreier Lager gehört, nämlich Dachau, Oranienburg und Papenburg. Am Ende des Krieges vermutete ich fünf bis sechs Lager, und es war für mich eine große Überraschung, hier zu hören, daß eine vielfache Anzahl existierte.

Die Zahl ihrer Insassen wurde als niedrig angegeben. Als zu Anfang des Krieges Auslandsmeldungen von Millionen von Häftlingen wissen wollten, bat ich, zusammen mit einigen Journalisten, den Obergruppenführer Heydrich, vor in- und ausländischer Presse über die KZ zu sprechen und anschließend Fragen zu beantworten. Das geschah im Winter 1940 oder 1941.

Die absolute Zahl der Gefangenen, die Heydrich angab, weiß ich nicht mehr. Aber ich weiß, daß er einen Vergleich zog zu der Zahl der Insassen von Gefängnissen und Zuchthäusern in früheren Jahren. Dieser Vergleich erschien nicht beunruhigend.

Selbstverständlich habe ich mich bemüht, Mitteilungen darüber zu erhalten, wie es in den KZ zuging. Schon 1933 oder 34 sprach ich einen Journalisten, der einige Wochen in dem alten KZ in Oranienburg gewesen war. Ihm selbst wurde kein Leid zugefügt, aber er hatte gesehen und gehört, daß andere Insassen verprügelt und ihnen die Finger in der Tür eingeklemmt wurden. Als ich dies hörte, habe ich Lärm geschlagen und unter anderem drei Briefe geschrieben; den ersten an Dr. Goebbels, der mir sagen ließ, er werde sich der Sache annehmen; den zweiten an meinen jetzigen Mitangeklagten Frick als Innenminister; den dritten an Göring als preußischen Ministerpräsidenten. Von den Dienststellen der letzteren riefen höhere Beamte an und sagten, eine Untersuchung sei bereits im Gang.

Kurze Zeit später unterrichtete mich ein Herr von Lützow, der Pressereferent des ersten Leiters der Ge-

stapo, Diehls, daß das alte Lager Oranienburg aufgelöst sei und der Kommandant unter Mordanklage stehe.

In späteren Jahren habe ich, in Erinnerung an jenen Fall und aus Anlaß mancher Auslandsmeldungen, immer wieder Nachfrage gehalten. Mir wurde versichert, daß zwar in der ersten Zeit, als die KZ von Freiwilligen bewacht wurden, unter denen sich nicht immer die besten Elemente befanden, schwere Ausschreitungen vorgekommen seien; seitdem sie aber von SS und nur von außen bewacht würden, und in ihrem Betrieb hauptberufliche Wächter und Verwalter oder berufsmäßige Gefängnisaufseher eingesetzt seien, käme so etwas nicht mehr vor.

Der schon erwähnte Radtke berichtete mir einmal im Laufe des Krieges von einer größeren Rundreise durch mehrere KZ. Er habe alle Einrichtungen in bester Ordnung und die Behandlung als korrekt befunden. Nur ein Lager habe er gesehen, in welchem eine sehr strenge Arbeitsdisziplin in einem Steinbruch geherrscht habe. Heute ist mir klar, daß er das Lager Mauthausen meinte.

Er sagte, es handle sich um ein Straflager. Im Hinblick auf die Meldungen des Auslandes fragte ich nach Quälerei und Mord, aber er verneinte. Nicht einmal eine Andeutung machte er, die auf eine Behandlung mit dem Zweck einer „Vernichtung durch Arbeit" hätte schließen lassen, wie sie im Gericht erwähnt wurde.

Natürlich erkundigte ich mich nach der Behandlung einzelner bekannter Persönlichkeiten, wie Niemöller und Schuschnigg. Mir wurde versichert, daß sie gut untergebracht seien und Besuche empfangen dürften. Schuschnigg habe sogar heiraten können und lebe mit seiner Frau zusammen.

Im April 1942 begegnete mir ein früherer Funktionär der KPD, Reintgen, mit dem ich ein halbes Jahr als Soldat zusammen lebte. Ich hatte nicht den Eindruck, als sei er mir gegenüber nicht offen. Er schilderte, daß er 1933 geschlagen worden sei, später nicht mehr. Das stimmte mit meinen Beobachtungen überein.

Ich selbst habe niemals ein KZ besucht und war nur 1944/45, infolge mehrfacher Rückfragen, in den Verwaltungsgebäuden beim Lager Sachsenhausen. Dort erklärte mir Glücks, die Auslandsberichte über Grausamkeiten seien falsch. Die Behandlung der Gefangenen sei korrekt, die Verpflegung wie die sanitäre Einrichtung sogar ausgesprochen gut, da neben anderen Gesichtspunkten ja auch noch der der Erhaltung dieser wertvollen Arbeitskräfte gelte. Sehr vernünftig äußerte sich Glücks damals gegen einen gerade herausgekommenen Erlaß, der eine Verlängerung aller Arbeitszeiten in Deutschland brachte. Er erklärte, er werde die Bestimmung nicht auf die Häftlinge anwenden, da die Leistungsfähigkeit eines Menschen bei einer Erhöhung seiner Arbeitsstunden durchaus nicht steige. In seinem Bereiche bleibe es bei acht höchstens zehn Stunden Arbeit am Tage.

Mehrfach wurde ich aufgefordert, ein KZ zu besuchen. Ich habe immer abgelehnt, weil ich schon als ganz junger Journalist bei einer Besichtigung des Gefängnisses Plötzensee in Berlin begriffen habe, was ich heute bestätigt sehe, daß eine Besichtigung durchaus noch keine Kenntnis von einem Institut des Freiheitsentzugs vermittelt, und daß der Insasse sie überdies als Beleidigung und Provokation empfinden muß.

So oft wie nur möglich sprach ich dagegen mit Häftlingen auf dem Marsch oder an irgend einer Arbeits-

stätte. Meist fuhr dann zunächst ein Aufseher dazwischen, und immer spürte ich das begreifliche Mißtrauen des Gefangenen. Schließlich bekam ich aber auf sachliche Fragen stets sachliche Antworten. Ihr Inhalt war kurz gefaßt die Feststellung, daß Viele die Haft als ungerecht empfanden, daß das Essen eigentlich besser sei als im Gefängnis, und daß manche froh waren, nicht Soldaten zu sein. Als Waffe sah ich bei den Aufsehern immer nur Gewehre und Revolver, aber nie Schlaginstrumente.

Gegen Ende des Krieges tauchte, zunächst aus dem Osten und ganz zum Schluß auch aus dem Westen die Behauptung auf, daß Massentötungen in Konzentrationslagern stattgefunden hätten, kurz bevor sie von der feindlichen Front überrollt wurden. Die Richtigkeit dieser Meldungen wurde nach Rückfrage bei Pohl von Goebbels und Naumann entschieden bestritten. Trotzdem fuhr ich nach Oranienburg und legte dem Gruppenführer Glücks die klare Frage vor: „Was geschieht in KZ bei Annäherung des Feindes?"

Er antwortete, früher hätten die Häftlinge in solchen Fällen den Rückmarsch antreten müssen, z. B. die aus einem oberschlesischen Lager. Jetzt gelte die Bestimmung, daß bei Annäherung des Feindes eine ordnungsmäßige Übergabe stattzufinden habe. In keinem einzigen Fall und für keine einzige Kategorie von Gefangenen seien Tötungsbefehle ausgegeben worden.

Ich habe ihm geglaubt. Heute stehe ich vor einem schrecklichen Rätsel, seit ich in der Gefangenschaft die ersten Mitteilungen darüber hörte, daß zweifellos Verbrechen und Mißhandlungen begangen wurden. Nur ein Teil der Zustände, die vorgefunden wurden, ist durch die Stockung des Verkehrs und der Versorgung bei Kriegsende zu erklären. Nur ein anderer Teil ist

auf die im Kriege häufig eintretende Überfüllung der Lager zurückzuführen. Nur ein weiterer Teil mag eine Verallgemeinerung von Einzelfällen darstellen. Der Rest ist noch mehr als genug. Sicher haben deutsche Gerichte, wie im Fall Koch, schon vor dem Zusammenbruch Mordtaten, die hinter dem eisernen Vorhang der KZ geschahen, verfolgt und bestraft. Aber auch das, was dann noch bleibt, also die offiziell befohlenen oder gebilligten Dinge, wie Prügelstrafen und Exekutionen, sind vernichtend für die Schöpfer dieses Verfahrens.

Umso schärfer muß betont werden, daß auch diese Praktiken nur unter sorgfältigster Geheimhaltung vor dem deutschen Volk möglich waren. Auch hier gilt das, was zu den Tötungen von Juden gesagt wurde.

Die Lynchjustiz an Fliegern

Als bei den Luftangriffen auf die Insel Malta abgeschossene deutsche Flieger von der Bevölkerung gelyncht wurden, die sich am Fallschirm gerettet hatten, beschwerte sich Deutschland auf dem Wege über die Schutzmacht. Mr. Eden als britischer Außenminister amtwortete im Unterhaus etwa: „Die Fälle sind vorgekommen, und wir bedauern sie; wir werden bemüht sein, ihre Wiederholung zu verhindern. Aber wir gestehen offen ein, daß das schwer sein wird angesichts der berechtigten Empörung der Bevölkerung . . ."

Als bei den Luftangriffen auf deutsche Städte abgeschossene alliierte Flieger von der Bevölkerung gelyncht wurden, wenn sie sich am Fallschirm gerettet hatten, beschwerte sich England auf dem Wege über die Schutzmacht. Was Ribbentrop als Außenminister

antwortete, weiß ich nicht. Dr. Goebbels aber schrieb im „Reich" etwa: „Die Fälle sind vorgekommen, und wir bedauern sie. Noch sind wir bemüht, ihre Wiederholung zu verhindern. Aber wir gestehen offen ein, daß wir uns überlegen, ob die deutsche Polizei und Gendarmerie dazu da ist, das Leben derer zu schützen, die hunderttausende von Zivilisten in deutschen Städten töteten . . ."

Der Unterschied zwischen diesen beiden Erklärungen ist die Grundlage des vordringlichen Interesses, das das alliierte Gericht für jeden Fall einer Tötung von alliierten Fliegern zeigt. Wo eine solche Frage auch nur entfernt auftaucht, greift der Vorsitzende, Lordrichter Lawrence, selbst ein. Sonst schaut er nach englischem Recht und Brauch nur auf den Kampf zwischen Anklage und Verteidigung herab, schlichtet gelegentlich einen Streit zwischen beiden und schweigt im übrigen, um später sein Urteil zu fällen. Kommt aber die Frage der Lynchjustiz an alliierten Fliegern zur Debatte, dann macht er meist von sich aus noch ein Ergänzungsverhör.

Leider gab es auch in dieser Frage, genau wie bei dem Judenproblem und den Konzentrationslagern, eine böse Überraschung. Es liegen tatsächlich Befehle vor, die Polizei anzuweisen, den Schutz abgesprungener Feindflieger gegen die Wut aufgebrachter Zivilisten einzustellen; es gibt sogar Befehle, feindliche Flieger unter gewissen Umständen einfach zu töten. Sie gehen zweifellos auf Anordnungen Hitlers zurück.

Damit taucht auch hier das Problem auf, wo die Grenze des Wissens um klare Mordtaten liegt, denn es ist zweierlei, ob in der Hölle des Bombenkrieges sonst wehrlose Opfer einmal Rache üben, oder ob Befehle aus einer stillen Zentrale ergehen.

So muß ich auch hier mein Gedächtnis prüfen. Der im Frühjahr 1944 erschienene Aufsatz von Dr. Goebbels, der nun so viel Beachtung findet, steht nicht als stärkerer Eindruck in meiner Erinnerung. Sie knüpft erst bei sehr viel handfesteren Vorgängen an, als es die vieldeutige, offenbar beabsichtigte Warnung jenes Artikels ist.

Ich weiß, daß Dr. Goebbels 1944 oft eine scharfe Unterscheidung machte: Flieger, die an einem Bombenangriff teilnahmen und auf Befehl über irgend einem Punkte, ohne Rücksicht auf jegliches Leben unter ihnen, ihre tötliche Last fallen ließen, bezeichnete er noch als Soldaten; Flieger aber, die auf Menschenjagd gingen und irgendwo z. B. einen pflügenden Bauer totschossen, bezeichnete er als Mörder. Ausschließlich gegen die letzteren startete er eine mir genau bekannte Aktion. Er ließ all seine Dienststellen im ganzen Reich auffordern, ihm die Fälle zu berichten, in denen solche Mordflieger, die z. B. Kirchgänger in einem Dorf mit Bordwaffen angegriffen hatten, abgeschossen und nach Fallschirmabsprung in der Nähe des Ortes ihrer Schandtat gelyncht worden waren.

Er erhielt trotz vielfacher Rundrufe im Laufe mehrerer Wochen nicht einen einzigen derartigen Fall gemeldet. Das konnte auch gar nicht sein, weil ein solcher Vorfall eine Kette von Unwahrscheinlichkeiten voraussetzte. Wie sollte ein solcher Menschenjäger gerade am Ort seiner Schandtat abgeschossen werden!

Daraufhin diktierte Goebbels persönlich eine Zeit lang Meldungen dieser Art aus eigener freier Erfindung. Sie mußten in die Auslandsdienste des Rundfunks gegeben werden. Sorgfältig wurde ihre Verbreitung im Inland verhindert, da hier die Unrichtigkeit der stets angegebenen Ortsnamen und Zeiten zu kontrollieren

gewesen wäre. Damit entfiel die Möglichkeit, daß diese erfundenen Mitteilungen über angebliche Lynchfälle zum Anreiz für wirkliche Lynchungen werden konnten.

Gegen diese Meldungen, die von Goebbels' Privatbüro an meine Auslandsredaktionen gegeben wurden, erhob ich keinen Einspruch, obwohl mir klar war, daß feindliche Oberkommandos sie als Erfindungen erkennen mußten, weil eine Übereinstimmung ihrer Angaben mit tatsächlichen feindlichen Verlusten ein seltener Zufall gewesen wäre. Der einzelne gegnerische Flieger, der sie hörte, konnte das aber nicht kontrollieren. Er konnte und sollte wohl aus solchen Formulierungen erkennen, daß er nicht hoffen durfte, auf Mord fliegen zu können, um dann, wenn er abgeschossen würde, als Soldat behandelt zu werden.

Diese Aktion schlief bald ein.

In ihrem Hintergrund stand für mich ein eindrucksvolles Erlebnis. Goebbels Verbindungsmann im Gefangenen-Durchgangslager der Luftwaffe in Oberursel bei Frankfurt, ein Leutnant B., brachte mir einen Zielfilm, der bei einem abgeschossenen englischen Jagdflieger gefunden und dann entwickelt worden war. Die Bilder dieses Filmes, der sich beim Schießen der Bordwaffen automatisch eingeschaltet hatte, zeigten die Bahnen der gelösten Schüsse — — und ihr Ziel.

Dieses Ziel aber waren drei Bauersfrauen mit Kiepen und Körben, die zunächst friedlich einen Feldweg wanderten, dann plötzlich Zeichen des Schreckens gaben und auseinander stoben. Die eine warf die Arme in die Luft, die andere schlug die Röcke über dem Kopf zusammen, die dritte stürzte nieder. Diese stummen Bilder sprachen laut.

Ich geriet in große Erregung. Leutnant B. beschwichtigte mich mit dem Hinweis, daß eine solche Menschenjagd auch beim Feind verboten sei, ja als ehrlos gelte. Wenn einer sie unternehme, und man dies merke, dann werde er zu allem anderen auch noch aus der Gemeinschaft seiner Kameraden ausgeschlossen.

Die nächste Aktion, an die ich mich sehr genau erinnere, fand im Februar 1945 statt. Es war nach dem Angriff auf Dresden, dem schrecklichsten, der jemals geflogen wurde. Das einzige militärische Ziel, die Bahn, blieb unzerstört, aber eine unvorstellbare Menge von Zivilisten wurde dabei getötet. Die Art der Durchführung des Angriffs in zwei Wellen zwang zu dem Schluß, daß die Zivilisten sein Ziel waren. Noch ahnte man nicht die volle Wirklichkeit, sondern schätzte die Zahl der Toten auf dreißig bis vierzig Tausend.

Da kam Goebbels eines Morgens in besonderer Erregung auf die übliche Elf-Uhr-Konferenz seiner Mitarbeiter und erklärte, Hitler habe beschlossen, nun ein Exempel zu statuieren. Er werde soviele gefangene alliierte Flieger auf den Trümmern von Dresden füsilieren lassen, wie Zivilisten in dieser Stadt umgekommen seien. Die entsprechenden Befehle würden gerade vorbereitet. Einige Anwesende applaudierten. Ich wechselte einen langen Blick mit meinem Vertreter, Dr. Sch.

Goebbels wandte sich mit der Aufforderung an mich, die Aktion durch einen Rundfunkkommentar vorzubereiten, in welchem ich das Recht zu einer solchen Vergeltung als Notrecht gegenüber einem beispiellosen Terror verkünden sollte.

Ich sagte, ich könne das nicht tun.

Im Geiste sammelte ich die Argumente, die ich für diese Weigerung vorzubringen vermochte.

Aber Dr. Goebbels, krebsrot und zunächst völlig erstarrt, brach die Konferenz ab, verließ den Raum und ließ mich dann in sein Büro rufen.

Drohend fragte er dort, ob ich in diesem Augenblick und nach einer solchen Katastrophe die Ausführung eines Führerbefehls verweigern wolle. Das sei Verrat. Es sei Fahnenflucht. Es sei eine Feigheit.

Verbeugungen vor Männern fielen mir mein Leben lang schwer. Nun neigte ich mich tief vor Goebbels und sagte: „Es ist kein Verrat, es ist Treue. Ich kann, wenn ich Deutschland diene, weder meinen Verstand noch mein Gefühl ausschalten. Ihr Befehl widerspricht beidem. Ich werde ihn nicht ausführen."

Sicher war es die Geste überbetonter Höflichkeit, die ihn von jähzornigen Maßnahmen abhielt und mir die Möglichkeit zu Argumenten gab. Ich erinnere mich nicht, jemals einen Gesprächsgegner genauer auf die jeweilige Wirkung der von mir vorgebrachten Gründe beobachtet zu haben, als Goebbels in dieser Stunde.

Hinweise auf das Völkerrecht nützten nichts. Sie bewirkten im Gegenteil einen Vergleich mit dem anerkannten Prinzip der Geisel. Mehr Eindruck machte die Befürchtung einer ähnlichen Vergeltung von gegnerischer Seite. Schon die Möglichkeit einer solchen Gegenmaßnahme, so sagte ich, würde ihm alle Angehörigen kriegsgefangener deutscher Flieger zu Todfeinden machen. Den Ausschlag gab meine Frage, ob er glaube, daß Länder, die Millionen Menschen geopfert hätten, etwa vor dem Opfer von vierzig Tausend zurückschrecken würden.

Auch hierauf hatte er noch Erwiderungen, aber ich merkte, daß sie nur noch vorgebracht wurden, um

weitere Argumente aus mir herauszulocken. Ich gab sie gern, denn mein Ziel war, ihn zu bitten, nun selbst bei Hitler gegen die geplante Maßnahme zu plädieren. Nach einer halben Stunde etwa konnte ich meinen Wunsch äußern, aber er lehnte ihn ab und entließ mich.

Gleich anschließend gewann ich Dr. Naumann für meinen Plan. Er wollte Goebbels noch einmal in meinem Sinne zureden und ihn dann zum Essen zu Hitler begleiten, was sein Vorrecht war. Ich ließ die Andeutung fallen, man könne möglicherweise ja auch mit Ausländern über diese kritische Situation sprechen. Er warnte mich dringend. Da ich die gewünschte vorbereitende Publikation abgelehnt hätte, sei die Sache selbst noch geheim.

Danach sprach ich mit meinem Vertreter, Dr. Sch., und vertraute mich ihm an. Er verbreitete, daß ich zum Mittagessen gefahren sei. Ich fuhr auf Umwegen zum Schweizer Schutzmacht-Gesandten, F., schilderte ihm den Sachverhalt und bat ihn, mir Argumente in die Hand zu geben, die geeignet seien, Hitler und Goebbels von der verzweifelten Tollheit dieser Tötung von dreißig bis vierzig Tausend Menschen abzuhalten.

Excellenz F. überlegte lange. Schließlich fragte er, welche Wirkung nach meiner Meinung ein englisches Angebot eines größeren Gefangenen-Austausches haben würde.

Ich sagte, daß ein Austausch von irgendwie noch einsatzfähigen Gefangenen sicher begrüßt würde, und dachte, daß man keine Gefangenen erschießen kann, während man über einen solchen Austausch verhandelt. Ich bat F., so schnell wie möglich zu handeln, deutschen Stellen gegenüber aber nicht von meinem Besuch zu sprechen.

Abends sagte mir Naumann, Hitler bestehe angesichts der steigenden Zahlen der Dresdener Opfer auf seinem Plan, ja er wolle sogar die Haager Konvention aufkündigen. Am nächsten Mittag schon ließ mich der Gesandte F. auf einem privaten Umweg zu sich bitten. Er sagte, in Bern liege ein britisches Angebot zum Austausch von dreißig oder fünfzig tausend Gefangenen zur Übermittlung an Deutschland vor; wo dieses Angebot nach meiner Ansicht abgesetzt werden solle.

Ich bat, es wie in solchen Fällen üblich, dem deutschen Gesandten in Bern zu übergeben, mir aber zu gestatten, von dieser Tatsache beliebigen Gebrauch zu machen. Es falle gewiß nicht auf, wenn ich als Nachrichtenmann einen solchen Vorgang früher wisse als das hiesige Auswärtige Amt. Ich müsse mich nur darauf verlassen können, daß bei Rückfragen meine Behauptung bestätigt werde.

Die Mitteilung, daß eine große Zahl von Gefangenen, und zwar nicht aus Lazaretten, sondern aus dem Frontbereich, ausgetauscht werden solle, machte erst auf Dr. Naumann und dann auf Dr. Goebbels, der als Bevollmächtigter für den totalen Krieg nie genug Menschen für Front oder Heimat fand, großen Eindruck.

Naumann, der von sich aus Bormann gegen den Erschießungsplan gewann, schilderte mir bald darauf, wie Goebbels mit dem neuen Argument bei Hitler gearbeitet habe. Damit war das Spiel gewonnen, das schreckliche Spiel um dreißig oder vierzig tausend Unschuldige und — um die Ehre meines Vaterlandes, die nun doch so tief getroffen ist.

Nachzutragen ist nur, daß meine Argumente von dem Gesandten R., dem Leiter der Rundfunkabteilung

des A. A. voll übernommen und in seinem Kreise vertreten wurden. In den nächsten Tagen warnten auch viele Offiziere vor einem deutschen Austritt aus der Kriegsgefangenen-Konvention, sodaß auch dieser verhindert wurde.

Aber das Angebot des Kriegsgefangenen-Austausches, das von einem Außenseiter angeregt und zuerst so lebhaft begrüßt worden war, versandete und ging in dieser Zeit sich überstürzender Ereignisse unter.

Letztes Wort des Angeklagten Hans Fritzsche vor dem Internationalen Militär-Tribunal in Nürnberg

„Hohes Gericht!

Die Hauptvertreter der Anklage wiederholten in ihren abschließenden Reden einige Anschuldigungen gegen mich, obwohl sie nach meiner Ansicht durch die Beweisaufnahme klar widerlegt worden sind.

Ich habe einige dieser Punkte zusammengestellt. Ich beabsichtige nicht, sie jetzt zu verlesen. Wenn es den Regeln des Gerichtes nicht widerspricht, und wenn es dem Gericht gefällt, so bitte ich die Aufzeichnung zur Kenntnis zu nehmen. Sie umfaßt sechseinhalb Seiten und liegt in vier Sprachen in der Übersetzungsabteilung vor.

Ich möchte die große Chance des letzten Schlußwortes in diesem bedeutsamen Prozeß nicht verschwenden mit der Aufzählung von Einzelheiten, die ja alle in Protokollen und Dokumenten zu finden sind. Ich muß mich dem Gesamt-Komplex der Verbrechen zuwenden, da die Anklage behauptet, daß ich diesem Gesamtverbrechen durch eine Verschwörung verbunden sei.

Hohes Gericht! Gegenüber diesem Vorwurf kann ich abschließend nur sagen: Ach hätte ich doch in meinen Rundfunkreden die Propaganda getrieben, die mir jetzt die Anklage vorwirft! Hätte ich doch die Lehre von der Herrenrasse vertreten! Hätte ich doch Haß gegen andere Völker gepredigt! Hätte ich doch zu Angriffskriegen, Gewalttat, Mord und Unmenschlichkeit aufgefordert!

Denn wenn ich dies alles getan hätte, dann hätte sich das deutsche Volk von mir gewandt und das System abgelehnt, für das ich sprach.

Auch wenn ich dies in versteckter Form getan hätte, dann würden meine Hörer das gemerkt haben, und sie hätten es abgelehnt.

Aber das Unglück liegt ja gerade in der Tatsache, daß ich alle diese Thesen nicht vertrat, nach denen Hitler mit einem kleinen Kreis von Helfershelfern insgeheim vielleicht handelte. Einem Kreis, der sich nach den Aussagen u. a. der Zeugen Höß, Reinicke und Morgen langsam aus dem Nebel hebt, der ihn bis dahin verbarg.

Ich glaubte an Hitlers Versicherungen seines ehrlichen Friedenswillens. Dadurch verstärkte ich den Glauben des deutschen Volkes an sie.

Ich glaubte an die amtlichen deutschen Dementis gegen alle ausländischen Meldungen über deutsche Greueltaten. Mit meinem Glauben verstärkte ich den Glauben des deutschen Volkes an die Sauberkeit der deutschen Staatsführung.

Das ist meine „Schuld"! Nicht mehr — nicht weniger.

Die Ankläger haben die Empörung ihrer Völker zum Ausdruck gebracht über die Greueltaten, die geschahen. Nun, sie haben von Hitler nichts Gutes erwartet und sind betroffen nur über das Ausmaß dessen, was wirklich geschah. Aber versuchen Sie dann einmal, die Empörung derer zu begreifen, die von Hitler Gutes erwarteten und die nun sahen, wie ihr guter Glaube, ihr guter Wille und ihr Idealismus mißbraucht wurden. Ich befinde mich in dieser Lage des Getäuschten zusammen mit vielen, vielen anderen Deutschen, von denen die Anklage sagt, sie hätten das, was ge-

schah, erkennen können aus rauchenden Schornsteinen in Konzentrationslagern oder aus dem bloßen Anblick von Häftlingen usw.

Ich empfinde es als ein großes Unglück, daß die Anklage die Dinge so darstellt, als ob ganz Deutschland eine riesige Höhle des Verbrechens gewesen sei. Es ist ein Unglück, daß die Anklage das Ausmaß der Verbrechen noch verallgemeinert, die doch schon schrecklich genug sind. Demgegenüber muß ich feststellen: Wer einmal in den Jahren des friedlichen Aufbaus an Hitler geglaubt hatte, der brauchte nur Treue, Mut und Opferbereitschaft, um ihm auch weiter zu glauben. Solange, bis er durch die Entdeckung sorgfältig gehüteter Geheimnisse in ihm die teuflische Kraft erkennen konnte. Nur so ist der Kampf zu erklären, den Deutschland durch achtundsechzig Monate kämpfte. Solche Opferbereitschaft wächst nicht aus Verbrechen, sondern nur aus Idealismus und gutem Glauben, sowie aus kluger und scheinbar gerechter Organisation.

Ich bedaure die von der Anklage vorgenommene Verallgemeinerung der Verbrechen, weil sie den Berg von Haß, der in der Welt liegt, noch vergrößern muß. Aber es ist Zeit, den ewigen Kreislauf des Hasses zu unterbrechen, der bisher die Welt beherrschte. Es ist höchste Zeit, dem Wechsel von Saat, Ernte und neuer Aussaat des Hasses Einhalt zu gebieten.

Schließlich ist der Mord an fünf Millionen eine grausige Warnung, und die Menschheit besitzt heute die technischen Mittel zu ihrer Selbstvernichtung ... Deshalb darf meines Erachtens die Anklage nicht einen neuen Haß an das Ende eines Hasses setzen.

Ich habe vor meinem Gewissen das Recht, dies auszusprechen, denn ich habe nicht, wie die Anklage be-

hauptet, Haß gepredigt und das Tor des Mitleids verschlossen. Ich habe vielmehr sogar mitten im härtesten Kampf immer wieder die Stimme der Menschlichkeit erhoben. Das beweist die übergroße Mehrzahl meiner Ansprachen, die man ja jederzeit gegen die Äußerungen meiner Gegner abwägen kann.

Es ist nun durchaus möglich, ja vielleicht sogar verständlich, daß der Sturm der Empörung der Welt über geschehene Greueltaten die Grenzen der individuellen Verantwortung verweht. Wenn das geschieht, wenn eine kollektive Verantwortung auch gutgläubig Mißbrauchte treffen soll, dann, meine Herren Richter, dann machen Sie m i c h haftbar. Ich verstecke mich, wie schon mein Verteidiger betonte, nicht hinter die Millionen Gutgläubiger und Mißbrauchter. Ich stelle mich v o r diejenigen, für die meine Glaubwürdigkeit einst noch eine zusätzliche Garantie war für die Sauberkeit der Ziele des Systems. Diese meine Haltung aber gilt nur für die Gutgläubigen und nicht für die Urheber, Mittäter oder Mitwisser von Greueltaten — angefangen von Mord bis zur Auswahl von lebenden Menschen für anatomische Sammlungen.

Zwischen diesen Verbrechern und mir gibt es nur eine einzige Verbindung: Sie haben mich lediglich in anderer Weise mißbraucht als diejenigen, die ihnen körperlich zum Opfer fielen.

Es mag schwer sein, das deutsche Verbrechen von dem deutschen Idealismus zu trennen.

Unmöglich ist es nicht.

Macht man diese Trennung, dann wird man viel Leid vermeiden für Deutschland — und für die Welt."

DER FREISPRUCH

Das Urteil des Internationalen Militär-Tribunals

Fritzsche ist angeklagt nach Punkt 1, 3 und 4. Er war hauptsächlich bekannt als Rundfunk-Kommentator, der einmal in der Woche die Tagesereignisse in seinem eigenen Programm „Hans Fritzsche spricht" erörterte. Er begann im September 1932 Rundfunkansprachen zu halten; im gleichen Jahre wurde er der Leiter des Drahtlosen Nachrichtendienstes, einer Einrichtung der Reichsregierung. Als die Nationalsozialisten am 1. Mai 1933 diese Einrichtung ihrem Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda einverleibten, trat Fritzsche in die Nazipartei und in das Ministerium ein. Im Dezember 1938 wurde er der Leiter der innerdeutschen Presseabteilung des Ministeriums; im Oktober 1942 wurde er zum Ministerialdirektor befördert. Nachdem er für kurze Zeit an der Ostfront in einer Propagandakompanie Dienst getan hatte, wurde er im November 1942 Leiter der Rundfunkabteilung des Propagandaministeriums und Generalbevollmächtigter für die politische Organisation des Großdeutschen Rundfunks.

Verbrechen gegen den Frieden

Als Leiter der innerdeutschen Presseabteilung beaufsichtigte Fritzsche die deutsche Presse, die aus 2300 Tageszeitungen bestand. In Verfolg dieser Aufgabe

hielt er täglich Pressekonferenzen, um diesen Zeitungen die Anweisungen des Propagandaministeriums mitzuteilen. Er unterstand jedoch dem Reichspressechef Dietrich, der wiederum Goebbels unterstand. Dietrich erhielt die Anweisung für die Presse von Goebbels und anderen Reichsministern und stellte sie als Anordnungen zusammen, die er dann Fritzsche zur Weitergabe an die Presse aushändigte.

Von Zeit zu Zeit wiesen diese „Tagesparolen des Reichspressechefs", wie jene Anweisungen genannt wurden, die Presse an, dem Volk gewisse Themen vorzutragen, wie zum Beispiel das Führerprinzip, die Judenfrage, das Problem des Lebensraumes und andere Nazistandardideen. Vor jeder größeren Angriffsoperation wurde ein heftiger Propagandafeldzug durchgeführt. Während Fritzsche der Leiter der innerdeutschen Preseabteilung war, erteilte er der Presse Anweisungen, wie die Aktionen oder Kriege gegen Böhmen und Mähren, Polen, Jugoslawien und die Sowjetunion behandelt werden sollten. Fritzsche hatte die Formulierung dieser Propagandamaßnahmen nicht zu bestimmen. Er war lediglich der Übermittler der Anweisungen, die Dietrich ihm für die Presse gab. Im Februar 1939 und vor der Eingliederung Böhmens und Mährens zum Beispiel erhielt er von Dietrich den Befehl, die Aufmerksamkeit der Presse auf die slowakischen Unabhängigkeitsbemühungen und die antideutschen Anschauungen und Maßnahmen der damaligen Prager Regierung zu lenken. Dieser an Dietrich ergangene Befehl kam vom Auswärtigen Amt.

Die Rundfunkabteilung, deren Leiter Fritzsche im November 1942 wurde, war eine der zwölf Abteilungen des Propagandaministeriums. Anfänglich beeinflußten Dietrich und andere Abteilungschefs die Poli-

tik, die der Rundfunk zu befolgen hatte. Gegen Kriegsende jedoch wurde Fritzsche allein maßgebend für Radioangelegenheiten innerhalb des Ministeriums. In dieser Eigenschaft formulierte und gab er täglich „Parolen" an alle Reichspropagandastellen aus, die in Einklang mit den allgemeinen politischen Richtlinien des Naziregimes standen und die den Weisungen der radiopolitischen Abteilung des Auswärtigen Amtes und der Überwachung durch Goebbels unterlagen.

Mit anderen Beamten des Propagandaministeriums nahm Fritzsche an den täglichen Stabsbesprechungen bei Goebbels teil. Dort erhielten sie ihre täglichen Instruktionen über die tägliche Nachrichten- und Propagandalinie. Nach 1943 hielt Fritzsche gelegentlich diese Besprechungen selbst ab, aber nur wenn Goebbels und seine Staatssekretäre abwesend waren. Und auch dann war seine einzige Aufgabe, die Goebbelschen Anweisungen, die ihm fernmündlich zugegangen waren, weiterzugeben.

Dies ist in Kürze über die Stellung Fritzsches und seinen Einfluß im Dritten Reich zu sagen. Nie galt er wichtig genug, um zu den Planungsbesprechungen zugezogen zu werden, die zu Angriffskriegen führten; seine eigene unwidersprochen gebliebene Aussage behauptet, daß er niemals selbst mit Hitler gesprochen habe. Auch liegt kein Material vor, das zeigen würde, daß er über die auf diesen Sitzungen getroffenen Entscheidungen unterrichtet war. Man kann nicht sagen, daß seine Tätigkeit unter die in diesem Urteil gegebene Definition für einen gemeinsamen Plan zur Führung von Angriffskriegen fiele.

Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit

Die Anklagebehörde hat behauptet, daß Fritzsche zur Begehung von Kriegsverbrechen aufhetzte und ermunterte, dadurch, daß er bewußt Nachrichten derart verfälschte, daß er die Leidenschaften im deutschen Volke zur Begehung von Greueln unter Punkt 3 und 4 aufstachelte. Jedoch seine Stellung und Dienstpflichten waren nicht von ausreichender Wichtigkeit, daß man schließen dürfte, er habe an der Urheberschaft oder Planung von Propagandafeldzügen Anteil gehabt.

Die vorliegenden Auszüge aus seinen Ansprachen beweisen, daß er ausgesprochen antisemitisch eingestellt war. Er behauptete zum Beispiel im Rundfunk, daß die Juden am Krieg schuld seien, und daß ihr Schicksal nun (3064 PS, USA Exh. 723) „so ungemütlich, wie es der Führer vorausgesagt hat", geworden sei. Aber diese Ansprachen forderten nicht zur Verfolgung oder Ausrottung der Juden auf. Es liegen keinerlei Beweise vor, daß er von der im Osten vor sich gehenden Vernichtung wußte. Darüber hinaus zeigt das Beweismaterial, daß er zweimal den wenn auch erfolglosen Versuch unternahm, die antisemitische Veröffentlichung „Der Stürmer" zu unterdrücken.

Manchmal verbreitete Fritzsche unwahre Nachrichten in seinen Rundfunkansprachen, aber der Beweis ist nicht erbracht worden, daß er wußte, daß sie falsch waren. Er berichtete beispielsweise, daß kein deutsches U-Boot in der Nähe der „Athenia" gewesen sei, als sie versenkt wurde. Dies war unwahr. Aber da Fritzsche diese Meldung von der deutschen Marine erhalten hatte, hatte er keinen Grund zu der Annahme, daß sie falsch sei.

Sicher hat Fritzsche in seinen Rundfunkreden hie und da heftige Erklärungen propagandistischer Art gemacht. Der Gerichtshof nimmt jedoch nicht an, daß diese das deutsche Volk aufhetzen sollten, Greueltaten an besiegten Völkern zu begehen, und man kann daher nicht behaupten, daß er an den Verbrechen, deren er beschuldigt ist, teilgenommen habe. Sein Ziel war, die Volksstimmung für Hitler und die deutsche Kriegsanstrengung zu erwecken.

Schlußfolgerung

Der Gerichtshof erkennt, daß Fritzsche nicht schuldig im Sinne dieser Anklage ist, und ordnet an, daß er, wenn sich dieser Gerichtshof demnächst vertagt, durch den Gerichtsmarschall entlassen werde.

Das Schlußwort des „Betroffenen" vor der Berufungsinstanz der Spruchkammer Nürnberg

„Meine Herren Richter!

Mein Verteidiger, Dr. Schilf, hat eben in seinem Plädoyer das ausgeführt, was am Ende dieser Berufungsverhandlung im Spruchkammerverfahren zur juristischen Seite meines Falles zu sagen war. Dieser Seite der Angelegenheit möchte ich nichts hinzufügen.

Insbesondere versage ich es mir, Stellung zu dem Denazifizierungsgesetz zu nehmen, das der Präsident dieser Kammer sich mehrfach bemühte, mir verständlich zu machen. Er wies angesichts meiner durch das Internationale Militär-Tribunal festgestellten und in zwei Spruchkammerverhandlungen erneut bewiesenen Nichtschuld an Verbrechen darauf hin, daß es im Denazifizierungsgesetz garnicht um die Frage von Schuld und Strafe gehe, sondern nur um den Begriff der Verantwortung und Sühne.

Ich bin kein Jurist. Mit dem mir zur Verfügung stehenden gesunden Menschenverstand aber begreife ich nicht, wie man, bei der ausdrücklichen Verneinung der Schuldfrage, nur mit dem Begriff der Verantwortung ein Gesetz gegen mich gebrauchen will, dessen Anwendung angeblich keine Schuld voraussetzt, dessen erster Hauptabschnitt aber die Überschrift trägt: „Hauptschuldige".

Ich begreife auch nicht den Unterschied zwischen dem Entzug der Freiheit unter dem Motto der Strafe und einem ebensolchen unter dem Motto der Sühne. Schon in der ersten Spruchkammerverhandlung betonte ich, daß das Spiel mit den Worten Strafe und Sühne vielleicht gut ist zur Beruhigung des Gewissens von Spruchkammermitgliedern, aber leider keine Bedeutung hat für den Angeklagten, den man hier nur den Betroffenen nennt. Was ich damals in der Theorie behauptete, das habe ich inzwischen in der Praxis der Lager, in denen Internierte, rechtskräftig und noch nicht rechtskräftig Verurteilte sitzen, bestätigt gesehen. Ich habe mich in dem Arbeitslager Regensburg, in welchem ich u. a. eingesperrt war, völlig rechtlos gefühlt. Man warf mich innerhalb des Stacheldrahtes noch einmal in das Lagergefängnis, die sogenannte Strafboxe, und zwar, wie ausdrücklich von dem Lagerleiter anerkannt werden mußte, ohne daß ich überhaupt Gelegenheit gehabt hätte, mich gegen die Lagerordnung zu vergehen oder sonstwie strafbar zu machen. Dort kam ich zuerst sogar in eine isolierte Dunkelzelle und nachher vier Wochen lang noch in die Zelle des Gemeinschaftsarrestes, in der Männer festgehalten wurden, die einen Fluchtversuch unternommen oder sonst etwas begangen hatten. Das alles geschah, wie der damalige Leiter des Lagers Regensburg, Rieger, mir gegenüber offen zugab, auf Befehl des Ministers Loritz und des Ministerialrats Meßmer.

Nur um zu prüfen, inwieweit ich überhaupt noch Recht besitze, und wie weit Gesetze auch mir gegenüber noch beachtet werden müssen, stellte ich angesichts dieses nicht zu bezweifelnden Tatbestandes einer Freiheitsberaubung Strafantrag gegen den Lagerleiter, den Ministerialrat Meßmer und den Minister Loritz.

Rieger zog sich auf den klaren Befehl seines Ministers zurück, behauptete, er habe diesen Befehl, als ungesetzlich erkannt, nicht ausführen wollen und seinen Rücktritt angeboten, habe aber schließlich der Drohung seiner eigenen Verhaftung nachgegeben und den Befehl zu meiner doppelten Einsperrung ausgeführt, obwohl ich nur zu Arbeitslager verurteilt war, und das Urteil noch nicht einmal die Rechtskraft besaß. Inzwischen habe ich vom Generalstaatsanwalt München die Mitteilung bekommen, daß das Verfahren eingestellt werde, da Minister Loritz die Haft nicht angeordnet habe.

Damit habe ich in der praktischen Durchführung des Gesetzes dieselben Ungereimtheiten gefunden, die ich in ihm selbst feststellte. Ich begreife das eine harte Strafe beschönigende Wort „Sühne" heute noch weniger als einst. Ich fühle mich nicht von einem Gesetz belangt, sondern ich fühle mich einfach vogelfrei.

Aber ich wünsche das Gesetz nicht zu kritisieren. Das ist nicht meine Aufgabe. Ich stehe unter dem Gesetz, das sich über mich erhoben hat und trete nicht beiseite. Aber der Versuch, von mir irgend eine Anerkennung für eine dem Gesetz innewohnende Moral zu erreichen, ist vergeblich, soviel Mühe sich der Herr Präsident auch gegeben hat, wofür ich ihm danke. Ich habe volles Verständnis für die ganz ungewöhnliche Schwierigkeit, vor der ein Jurist in diesem Falle steht.

Ich möchte bei dieser einzigen zusammenhängenden Darlegung, die ich in diesem Prozeß mache, nachdem ich bisher nur Fragen beantwortete, lediglich einige menschliche und einige politische Dinge berühren.

Ich suchte nach dem eigentlichen Kern der gegen mich erhobenen Anklage. Immer wieder lauschte ich den Reden der beiden Ankläger, die hier gegen mich

auftraten. Immer wieder hörte ich aus ihren Worten nur die vielen eigentlich schon ermüdenden und längst widerlegten Anschuldigungen, aber erkannte nicht den Kern ihres Vorwurfs. Dieser wurde mir immerhin noch am deutlichsten in einer Frage des Herrn Präsidenten, der ja überhaupt den Gedankengängen der Anklage Form und Ausdruck zu verleihen sich bemühte. Er stellte die Frage, ob ich mich denn nicht schuldig fühle angesichts des ganzen Unglücks, das das System hinterließ, dem ich diente, und angesichts der Verbrechen, die unter ihm nun einmal begangen wurden.

In dieser Frage des Präsidenten erkenne ich eine wirkliche Anklage, denn es ist die Frage, vor die mich mein Gewissen gestellt hat, und mit der ich mich in vielen Nächten der in vielen Kerkern verbrachten Jahre auseinandergesetzt habe. Ich will sie beantworten. Der Gedanke der Schuld oder irgend eines Grades von Mitschuld an Verbrechen scheidet aus. Ich lehne ihn ab. Ich berufe mich auf den Freispruch, den das Internationale Militär-Tribunal nach fast einjähriger Verhandlung und nach gründlichster Prüfung fällte. Es ist im ersten und nun auch im zweiten Spruchkammerverfahren immer wieder der Versuch gemacht worden, mir nachträglich vielleicht doch noch eine Schuld nachzuweisen.

Einmal wurde behauptet, ich hätte einen Mann, der mir anonyme Schmähbriefe schrieb, der politischen Verfolgung und schließlich dem Henker ausgeliefert. Ich habe tausende von anonymen Briefen mit politischen Beschimpfungen erhalten und viele Briefe von politischen Gegnern, die wenigstens den Mut hatten, ihren Namen zu nennen. Nie habe ich auch nur einen davon mit dem Ersuchen um Verfolgung weitergegeben. Da-

gegen erinnere ich mich, einmal eine ganze Reihe von Briefen eines Unbekannten mit rein persönlichen Schmähungen von unqualifizierbarer Niedrigkeit der Polizei übergeben zu haben mit der Bitte, diesen Schmutzfink wenn möglich aufzuspüren und für seine grundlosen Erfindungen zur Rechenschaft zu ziehen. Wenn dabei, wie mir s. Zt. mitgeteilt wurde, gleichzeitig eine politische Affäre ruchbar wurde, dann kann ich dafür nicht haftbar gemacht werden. Ich beanspruchte damals wie heute das Recht, meine persönliche Ehre verteidigen zu dürfen, auch wenn ich mir der Pflicht bewußt bin, politische Beschimpfungen — heute sogar völlig wehrlos — hinzunehmen.

Zum anderen Mal trat in diesem Verfahren plötzlich ein Mann auf, der behauptete, sich genau zu erinnern, daß ich irgendwann im Laufe des Krieges in einer Rundfunkansprache zwar nicht zum Mord an alliierten Fallschirmspringern aufgefordert, aber doch soviele Entschuldigungen für die vorgekommenen Fälle von Fliegermorden geäußert hätte, daß dies wie eine indirekte Aufforderung zum Lynchen alliierter Flieger gewirkt habe. Der Mann, der dies behauptete, war der Generalstaatsanwalt Braun aus Saarbrücken, der während des Krieges im Londoner Rundfunk gegen Deutschland arbeitete. Dieser Zeuge, der plötzlich eine solche Behauptung aufstellt, saß als Mitglied der britischen Anklagebehörde ein volles Jahr mir gegenüber im Internationalen Militär-Tribunal. Warum ist ihm damals nicht die Erinnerung gekommen, die er jetzt vortragen zu müssen glaubt? Warum kann er keine Unterlage vorlegen, die seine Behauptung beweist? Warum kleidet er seine Behauptung in die juristisch so überaus vorsichtige Form der Wiedergabe eines subjektiven Eindrucks? Warum hat sich in so vielen inzwischen

abgehaltenen Fliegerlynchprozessen in Deutschland noch niemals ein Angeklagter gefunden, der auf eine Ermunterung zu seinen Taten durch mich hingewiesen hätte? Ich habe in diesem Verfahren zwar nicht die Möglichkeit gehabt, diesen Zeugen in ein solches Kreuzverhör zu nehmen, wie es vor dem IMT und nach dem dort geltenden Verfahrensrecht möglich gewesen wäre. Aber ich konnte wenigstens einige Fragen an ihn richten, und Sie meine Herren Richter haben sich wohl ein Bild von dem Ergebnis dieser Befragung gemacht. Der Zeuge Braun konnte nicht den Schatten eines Beweises für seine wenig präzise Behauptung beibringen. Ich aber konnte nachweisen, daß das vom Zeugen behauptete Wort ganz außerhalb des Rahmens meiner sonstigen Äußerungen hätte liegen müssen, wenn ich es überhaupt gesprochen hätte. Ich konnte weiter darauf hinweisen, daß ich alles nur Erdenkliche tat, um den gesamten Text aller meiner etwa tausend Rundfunkansprachen vorzulegen. Ich übergab sie bei der Kapitulation Berlins dem russischen Oberstleutnant, der im Auftrage Marschall Schukows mit dessen Antwort auf mein Kapitulationsangebot zu mir kam. Ich habe den Text aller meiner Reden bei einigen Verhören im Lubjanka-Gefängnis in Moskau gesehen und in Nürnberg im Justizpalast ist er mir bei einer Vernehmung sogar in die Hand gegeben worden. Merkwürdigerweise war dieser Gesamttext nachher nicht mehr zu beschaffen, als das Gericht meinen Antrag auf Aushändigung dieser Dokumente bewilligte. Es waren nur noch die Auszüge da, mit denen man mich belasten zu könen meinte. Damit dürfte klar sein, daß ich keinen Versuch machte, irgend einen Teil meiner früheren Reden verschwinden zu lassen, sondern im Gegenteil nichts unterließ und alles tat, um alle Texte

aller Ansprachen herbeizuschaffen. Auch den Text, den der Zeuge Braun angeblich im Auge hat. Darüber hinaus hat der Zeuge Braun den Versuch gemacht, mir eine Art von Weltmeisterschaft im Lügen nachzusagen und nachzuweisen. Sie konnten im Verlaufe meiner Befragung feststellen, daß der Zeuge Braun nicht in der Lage war, mir oder den von mir geleiteten Diensten auch nur eine bewußte Falschmeldung nachzuweisen, während ich ihm und den Diensten, in denen er einst tätig war, ohne Material und aus dem Stegreif ein halbes Dutzend bewußter Falschmeldungen vorzuhalten vermochte.

Nach dem Scheitern dieser zwei Versuche, mir vielleicht doch noch irgend eine Art von krimineller Schuld anzuhängen, ist mir klar, daß diese Bemühungen noch nicht zu Ende sind und wahrscheinlich bis an mein Lebensende fortgesetzt werden. Hat man doch sogar durch öffentliche Aufrufe in Rundfunk und Presse nach Belastungsmaterial gegen mich suchen lassen; übrigens vergeblich. Aber was man auch immer noch probieren mag, es ist jetzt nicht gelungen, mir irgend eine Schuld nachzuweisen und es wird niemals gelingen, weil ich keine Verbrechen begangen habe.

Ich drang tiefer ein in die Schuldfrage, ging über den Bezirk der Prüfung etwa verletzter Gesetze hinaus und fragte:

Ist es nicht Schuld, überhaupt einem autoritären System gedient zu haben? Nun, ich war nicht Herr meiner Zeit. Ich konnte sie nicht gestalten. Ich war ein Kind meiner Zeit und hatte ihr zu dienen. In den Jahren meiner ersten politischen Erkenntnisse sah ich viele Angehörige eines anderen großen Volkes ihre Heimat auf der Flucht vor der Diktatur einer Klasse verlassen. Entwurzelt wurden sie in der Welt umhergetrie-

ben. An vielen Einzelschicksalen erkannte ich, wie unlösbar der Zusammenhang zwischen dem Individuum und seiner Heimat ist. Ihn konnte ich nicht lösen. Ich wollte es auch garnicht, denn mir schien kein Anlaß dafür gegeben zu sein, auch wenn die Gestaltung der politischen Dinge in meinem Vaterland nicht die Wege ging, die ich bei eigener Entscheidungsmöglichkeit gewählt hätte.

Ich fragte mich dann, war es nicht Schuld, Patriot zu sein? War es Schuld, dem Regime gedient zu haben, als mein Vaterland unter ihm zu einer immer mächtigeren Stellung in Europa geführt wurde? Nun, mir schien der Weg zu einer neuen Form der Gemeinschaft europäischer Völker durch die Erstarkung der Mitte unseres Erdteils sehr viel sinnvoller als alle die rein imperialistischen Eroberungszüge, die in früherer Zeit von den europäischen Randstaaten her unternommen wurden, z. B. durch Napoleon oder durch Karl den Zwölften.

Ich legte mir weiter die Frage vor, ob ich etwa gefühlsstumpf gewesen wäre und hinter der Blüte und Wohlfahrt meines Volkes in den Jahren von 1933 bis 1939 vielleicht das Leid Einzelner nicht bemerkt hätte. Nun, ich sah auch früher schon die Schatten des vielen Lichtes, das über jener Periode lag. Jederzeit wog ich auch damals schon bei mir das Unglück und das Glück, das die Staatsform meines Vaterlandes beides schuf, im Bemühen um Gerechtigkeit gegeneinander ab. Ich meinte, das Glück weit überwiegen zu sehen.

So mußte ich in meiner Selbstprüfung schließlich den entscheidenden Maßstab anlegen: Wie würdest Du heute handeln, wenn Du von Neuem vor die Entscheidungen von damals gestellt würdest? Es bedarf keiner Erwähnung, daß ich in Kenntnis des inzwischen Ge-

schehenen und Erfahrenen bei einer Wiederholung in jedem Punkte genau entgegengesetzt handeln würde. Doch das ist unwichtig. Wichtig für die Klärung der Frage nach dem eigenen Schuldbewußtsein ist nur das, was ich ohne mein neues Wissen und nur mit einem geschärften Gewissen im Wiederholungsfall täte. Da kam ich zu dem Ergebnis, daß ich unter solchen Voraussetzungen in jedem, jedem einzelnen Falle mich genau so entscheiden würde wie einst. Damit fiel die Antwort auf die Frage, ob ich mich denn nicht schuldig fühle, mit einem deutlichen Nein.

Dieses „Nein" hat mich nicht etwa beruhigt und erleichtert in dem Gefühl, daß ich danach ein reines Gewissen hätte und mir keine Vorwürfe zu machen brauche. Dieses Nein ist mir im Gegenteil wie eine Bergeslast auf die Seele gefallen und hat mich auf das Tiefste beunruhigt. Denn es bedeutet ja nichts anderes, als daß ein Mensch wie ich, ein Mensch meines Charakters, meiner Erziehung, meines Bildungsgrades, und Millionen Anderer mit ihm, unter gewissen Umständen und bei bestimmten Voraussetzungen wieder den Weg zu einer vermeintlich besseren Ordnung der menschlichen Dinge betreten könnten — um wieder bei einem totalen Chaos zu landen. Diese Möglichkeit, die sich mir logisch aus dem Gefühl meiner Schuldlosigkeit ergab, schien mir schrecklicher, als es die Entdeckung eines echten Grundes für ein persönliches Schuldgefühl gewesen wäre.

Vorgestern erinnerte der Zeuge Braun daran, daß Lindley Frazer mir durch den Londoner Rundfunk im Kriege die Warnung zugehen ließ, man würde mich auf die Liste der Kriegsverbrecher setzen, wenn ich meine publizistische Tätigkeit nicht einstellte. Ich erinnere mich dieses Vorgangs sehr genau. Ich erhielt

diese Warnung im November 1943, gerade als ich für wenige Tage nach Portugal flog. Meine damalige Reaktion steht deutlich in meiner Erinnerung. Ich hielt, als mir Frazers Warnung übermittelt wurde, einen Augenblick in meiner Arbeit ein. Ich überprüfte meinen moralischen Standpunkt. Als ich ihn in Ordnung befand, arbeitete ich weiter. Ich tat das in dem Gefühl einer Verpflichtung gegenüber meinem Volk und unter dem Gedanken, daß da, wo mich früher vorgebrachte Argumente des gegnerischen Rundfunks nicht überzeugen konnten, eine einfache Drohung, die immer ein schlechtes Argument ist, nicht einschüchtern durfte.

Heute werden auf einer viel höheren Ebene zwischen den führenden Staatsmännern der zwei größten Weltmächte wieder Warnungen ausgetauscht vor der gegenseitigen Benennung auf den Listen der Verbrecher kommender Kriege. Ich kann mir die Reaktion der nun Betroffenen gut vorstellen. Auch sie werden einen Moment von ihrer Arbeit aufblicken, wenn ihnen plötzlich gesagt wird, daß ihr politischer Gegner sie als Verbrecher betrachtet. Sie werden die Festigkeit ihrer moralischen Basis prüfen, und wenn sie diese vorher stabil fanden, dann werden sie das unter dem Druck einer Drohung erst recht tun. Sie werden erst recht und mit Entschlossenheit auf ihrem einmal beschrittenen Wege weiterschreiten.

Es ist klar, daß das Problem, das hier aufklafft, nicht gelöst wird durch Sieg oder Niederlage. Es wird nicht dadurch erledigt, daß der Sieger alle seine Leute für gut und alle Gegner für böse erklärt, daß er einige selbst verurteilt und aufhängt und andere verurteilen läßt nach einem Kodex, der dem Erfolglosen auferlegt wird. In dieses große, heute wieder überraschend aktuelle Weltproblem „Ist der politische Gegner als sol-

cher ein Verbrecher?" bin ich mit meinem Fall verstrickt — ganz am Rande des Geschehens von Gestern. Durch den Freispruch des IMT hat mich der Gegner im Kriege von der Liste der Verbrecher gestrichen, auf die mich Lindley Frazer einst setzte. Die Spruchkammer steht auf Grund des von der Besatzungsmacht geschaffenen Ausnahmegesetzes vor der Frage, ob sie mich nicht auf irgend einen Anhang dieser Liste setzen muß, kann oder darf. Ich aber stehe zum drittenmal in der gleichen Stadt, in der gleichen Sache vor Gericht zur Prüfung der gleichen Worte, der gleichen Taten, der gleichen Motive.

Dabei fühle ich mich diesmal in meiner Verteidigung besonders behindert. Zunächst menschlich, sowohl physisch wie psychisch, denn ich saß nun den dritten Sommer in Haft in einer Zelle hinter Gittern. Meine Fähigkeit zur Konzentration ist erlahmt; oft hatte ich Mühe, der Verhandlung zu folgen. Das Schließen der Kette einer logischen Darlegung wird mir schwer, und mein sprachliches Ausdrucksvermögen ist verblaßt. Ich spürte weiter die technische Behinderung, die das Fehlen fast jeglichen Materials bedeutet. War ich doch zur Erwiderung des von der Anklage unter dem Gesichtspunkt der Belastung beschafften Materials nur auf dieses angewiesen, auf mein Gedächtnis und auf mein gutes Gewissen.

Schwerer noch wog die politische Behinderung, die ich empfand, und die in der Notwendigkeit bestand, in der Verteidigung eine Welt wieder aufzubauen, die mir selbst längst zerfallen ist. Immer wieder sah ich mich genötigt, unsachliche und fehlgehende Angriffe gegen ein System und eine Zeit abzuwehren, die ich aus ganz anderen Gründen garnicht mehr verteidigen will, die ich aus persönlichen und sachlichen Gründen

aber verteidigen muß gegen eine Unzahl von verzerrenden Verdächtigungen.

Am schwersten wog bei meiner Verteidigung eine Schwierigkeit, die mir bei der Art der Befragung durch den Präsidenten und dann bei den Reden der Ankläger überwältigend zum Bewußtsein kam. Es ist die Tatsache, daß wir in diesem Saale hier wohl eine Sprache, aber offenbar verschiedene Zungen reden. Manchmal glaubte ich, obwohl ich mich der deutschen Sprache bedient hatte, aus den Antworten des Präsidenten oder denen der Ankläger und ihren weiteren Fragen schließen zu müssen, daß ich für ihre Ohren chinesisch gesprochen hätte. So kam ich — und nicht ich allein — bei dem ersten der Schlußplädoyers der Anklage auf den Gedanken, daß es bereits vor der Beweisaufnahme fertigestellt war und auf deren Inhalt weder Bezug noch Rücksicht nahm.

Natürlich sind mir die Gründe dieser Verständigungsschwierigkeit klar. Was für jeden Krieg gilt, das trifft für die hinter uns liegende Katastrophe in ganz besonderem Maße zu. Wenn Sieg oder Niederlage erst einmal eine Tatsache geworden sind, die jedes Kind mit Händen greifen kann, dann ist jedes Kind „klug". Dann erscheinen Erörterungen aus einer Zeit, in der zwei mächtige Gegner noch miteinander um die Entscheidung rangen, zur einen Hälfte als unsinnig. Dann ist Kritik leicht und jedes Kind kann sie üben. Nur dem Weisen fällt sie schwer.

Gerade diese Weisheit aber, die sich die Kritik schwer macht, erbitte, ja verlange ich von Ihnen, meine Herren Richter. Diese Weisheit, die sich das Urteil schwer macht, ist nicht nur notwendig für einen gerechten Spruch, der die Motive und die Umstände der Handlung zu berücksichtigen hat. Diese Weisheit ist

vor allem nicht zu entbehren bei der Überwindung einer Zeit und eines Systems, die beide nicht einfach mit der Behauptung abzutun sind, daß in ihnen Alles schlecht und Alle verbrecherisch gewesen seien, denn das ist nicht wahr! Wenn man Ihnen gesagt hat, und wenn es hier mehrfach ausgesprochen wurde, daß sie ein politisches Urteil zu fällen hätten, so habe ich das Recht, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß das nicht zutrifft. Das Gesetz, auf dessen Grund Sie urteilen sollen, knüpft an jedes Verdikt, das es verlangt, nicht nur eine politische, sondern auch eine kriminelle Voraussetzung. Wenn die keine Phrase sein soll, muß sie vor jeder Verurteilung erfüllt sein.

Ihr Urteil soll einen Beitrag liefern zu der Aufräumung des geistigen und moralischen Trümmerfeldes in unserem Volke. An diese Aufgabe kann man nur mit Weisheit herangehen und mit der Ehrlichkeit, die anerkennt, wo auch damals moralische Werte vorhanden waren. Werte, die auch durch Mißbrauch nicht zu Unwerten gestempelt werden dürfen, weil sie die Grundlage jeder Staats- und Gesellschaftsordnung bilden. Wenn einst und jetzt politische Gegner einander als Verbrecher bezeichnen und der eine dem anderen damit droht, daß er ihn vor ein Tribunal ziehen werde, sobald er die Macht dazu habe, dann ist dies ein Vorgang, der kaum etwas mit Moral zu tun hat. Wenn Sie, meine Herren Richter, jezt nach dem Krieg sozusagen eine Nachlese halten sollen, dann hat bei Ihrem Spruch die politische Polemik der vergangenen Zeit des Krieges keinen Raum und keine Berechtigung. Schon garnicht dürfen Begriffe der politischen Polemik zu solchen des geltenden Rechtes werden. Auch als Richter im Dienste des von der Besatzung geschaffenen Sondergesetzes bleiben Sie Deutsche. Sie haben darauf

zu achten, daß Gemeinsinn, Opfermut, Treue und Vaterlandsliebe nicht wie Schutt weggeräumt werden, denn auch ein anderes Deutschland wird diese Tugenden nicht entbehren können.

Gestatten Sie mir nun, einige der Behauptungen der Anklage aufzugreifen und richtigzustellen.

Zunächst muß ich eins betonen: Vor dem Internationalen Militär-Tribunal stand ich einer solchen Fülle von übertriebenen Anschauungen meiner Stellung in der Partei und meiner Bedeutung im Ministerium gegenüber, daß ich nur die extremsten dieser falschen Ansichten richtig stellte, um in den Augen ausländischer Richter nicht gleich unglaubwürdig zu erscheinen. Hier, vor deutschen Richtern aber muß ich betonen: Ich kam als Nicht-Parteigenosse 1933 in das Propaganda-Ministerium, da meine bisherige Dienststelle dorthin übernommen wurde. Dr. Goebbels erfuhr von meinem Eintritt in die Partei erst Jahre später. Er bespöttelte ihn so, wie ich es erwartet hatte, denn er wußte, daß mein Beitritt zur Partei keine meiner Ansichten ändern würde. Ich war nicht in der SA oder SS, aber bekleidete später einige Jahre einen Ehrenrang im NSKK, ohne jemals dessen Uniform zu tragen. Nie hatte ich irgend ein Amt in der Partei, nie nahm ich z. B. an einem Parteitag teil. Unter den alten Parteigenossen war und blieb ich ein Außenseiter. Fünf Jahre lang blieb ich im Ministerium das, was ich schon vorher gewesen war, nämlich Hauptschriftleiter des drahtlosen Dienstes. Erst dann wurde ich Beamter.

Wenn Ankläger meine Rolle im Dritten Reich schildern, habe ich immer etwas Mühe, ernst zu bleiben, weil ich mir ausmale, wie diese Rolle bei einem anderen Ausgang des Krieges geschildert worden wäre.

Schon im Kriege merkte ich wenig von meiner Bedeutung, die die Anklage behauptet. Ich bekam z. B. das Kriegsverdienstkreuz II. Klasse erst 1943, als Tausende in Front und Heimat schon dessen I. Klasse trugen. Ich legte es freilich überhaupt nicht an — aber das ist eine andere Sache. Jedenfalls: Man hätte mir im Triumphzug nicht den Platz eingeräumt, den ich nun auf Anklagebänken innehabe.

Der erste Ankläger, Serwe, behauptete in seinem Schlußplädoyer, ich fände noch heute Gefallen daran, das Deutsche Volk ins Unglück geführt zu haben. Diesen Satz möchte ich nicht beantworten, sondern nur zurückweisen. Wer ihn ausspricht, muß in den acht Tagen dieser Verhandlung nicht nur sein Ohr, sondern auch sein Herz verschlossen haben.

Nicht viel anders ist es zu werten, wenn derselbe Ankläger sagt, ich hätte die Gewaltherrschaft „verherrlicht". Dieser Vorwurf wird erstmalig erhoben. Ich hätte es verstanden, wenn man behauptet hätte, daß ich die Gewaltherrschaft leugnete, oder sie tarnen half. Aber wo ich sie verherrlicht haben sollte, das bleibt mir unerfindlich. Es gibt nicht ein einziges Zitat, das zum Beleg dieser Behauptung angeführt worden wäre. Nur ein Wort von Göring wurde als „Beweis" beigezogen — und dieses Wort war falsch zitiert.

Ich selbst habe die Gewalt, wo immer ich ihr begegnete, abgelehnt. Wenn Herr Serwe, übrigens in Übereinstimmung mit dem russischen Ankläger im Internationalen Militär-Tribunal-Prozeß, meinte, ich hätte selbst zugegeben, den berüchtigten Kommissarbefehl gekannt zu haben, und sei trotzdem in der Partei geblieben, dann enthält diese Behauptung einen bemerkenswerten Fehler. Ich erfuhr von der Existenz eines Befehles zur standrechtlichen Erschießung von

sowjetischen Kommissaren etwa Mitte Mai 1942, als ich auf dem Wege zu meiner militärischen Einheit mich beim Stab der 6. Armee in Poltawa meldete. Ich erfuhr gleichzeitig, daß dieser Befehl bei der 6. Armee praktisch nicht durchgeführt wurde. Ich hielt ihn damals durchaus nicht für verbrecherisch, weil ich mir unter Kommissaren damals Zivilisten vorstellte, die am Kampfe selbst teilnahmen, und weil ich glaubte, daß sie vor ein Standgericht gestellt würden. Aber ich hielt den Befehl für ungewöhnlich dumm und außerdem für unnötig hart. Mir war klar, daß unter seiner Wirkung jeder Kommissar vor der Gefangennahme bis aufs Messer kämpfen würde, ohne sich zu ergeben. Überdies hatte ich schon genug politische Gegner kennen gelernt, um auch in ihnen anständige Triebkräfte zu respektieren. In diesen beiden Überlegungen ging ich gegen den Befehl vor und zwar gründlich. Ich schlug dem Oberbefehlshaber der 6. Armee, Paulus, gleich am ersten Tage meines Aufenthaltes in Poltawa einen Plan vor, der den in seinem Bereich bisher nur stillschweigend ignorierten Befehl zur Erschießung gefangener Kommissare offiziell für die Gesamtfront zu Fall zu bringen vermochte. Ich veröffentlichte im Einverständnis mit Paulus im Rundfunksender der 6. Armee und in ihrer Zeitung eine Mitteilung, daß gefangene, sowjetische Kommissare nicht erschossen würden. Diese Meldung gab ich an Dr. Goebbels, und der Ic Offizier der 6. Armee an das OKW. Wir beide fügten einleuchtende Gründe hinzu. Wenige Wochen später ließ mich der Feldmarschall Paulus bei einer Fahrt an die Front von dem Infanterie-Regiment herbeiholen, bei dem ich inzwischen den Dienst aufgenommen hatte, und sagte mir lächelnd: „Unser Plan ist geglückt, der Kommissarbefehl ist amtlich zurückgezogen."

Von solchen großen Fällen angefangen, bis hin zu kleinen und persönlichen Einzelschicksalen, wie sie einige Entlastungszeugen hier darlegten, habe ich stets in dem Augenblick, da ich Gewalt und Unrecht bemerkte, alles in meiner bescheidenen Macht stehende getan, um die Gewalt und das Unrecht zu beseitigen. Wo da Raum sein soll für eine Verherrlichung der Gewalt, das weiß ich nicht. Aber der Ankläger Serwe, der sich als Mitglied der kommunistischen Partei bekennt, hat vielleicht andere Auffassungen über den Begriff Gewalt als ich.

Er behauptet weiter, ich hätte den Krieg verherrlicht. O wie weit war ich davon entfernt! Gerade die Schrecknisse des Krieges habe ich immer wieder in so starken Farben gemalt, daß der Londoner Rundfunk mich sogar im Winter 1941/42 mit der ironischen Bezeichnung „der tränenreiche Fritzsche" zu belegen begann. Es ist mir ganz unerfindlich, woher dieser Ankläger die Unterlagen für seine Behauptung nimmt, wenn selbst in dem kleinen vorliegenden Teil meiner Rundfunkansprachen so viele Stellen zeigen, wie ich es immer wieder auf das Tiefste beklagte, daß wir die im Kriege vergeudeten Kräfte nicht für eine friedliche Arbeit einsetzen konnten.

Mehrfach fragten beide Ankläger, warum ich nicht irgendwann im Kriege meine Tätigkeit beendet hätte. Sie meinten, es müsse strafverschärfend wirken, daß ich die Gelegenheit meines Fronteinsatzes 1942 nicht ausgenutzt hätte, um aus dem Propaganda-Ministerium auszuscheiden.

Beide Ankläger setzen offenbar voraus, daß ich die Gelegenheit zum Verschwinden gesucht hätte. Offenbar wollen sie mir die goldene Brücke zu der heute modernen Behauptung bauen, daß ich nur gezwungen

und widerwillig und gegen eine bessere Einsicht weiter bei meiner Arbeit geblieben sei.

Nein, meine Herren Richter, eine solche Ausrede wäre zu billig. Einmal bin ich aus dem Propaganda-Ministerium ausgeschieden, weil ich es wollte, und wurde Soldat. Ich tat es wegen einer Pressepolitik des rosaroten Optimismus, die mir ganz unverantwortlich erschien. Ich kehrte zurück, als man mir die Möglichkeit einer realistischen Nachrichtenpolitik vorspiegelte. Ich ging und ich kam, weil ich beides zu seiner Zeit für meine Pflicht hielt. Ausscheiden aus persönlichen Gründen wollte ich erst bei Kriegsende.

Es ist falsch, mir zu unterstellen, daß ich immer sozusagen mit einem schlechten Gewissen herumgelaufen wäre und nach einem persönlichen Ausweg gesucht hätte. Ich sehnte mich nach Frieden und Ruhe, aber ich fühlte mich nicht in schlechter Gesellschaft und nicht im Dienst einer schlechten Sache. Hätte ich ausscheiden wollen, dann hätte ich das bei vielen anderen Gelegenheiten noch viel bequemer tun können, als bei meinem Wehrdienst. Ich konnte ja bei einem meiner Auslandsaufenthalte im Kriege draußen bleiben. Manche Deutsche haben es nur unter größtem Risiko und mit Gefahr für Leib und Leben fertig gebracht, sich von dem damaligen Regime zu distanzieren. Wenn dies aus ehrlicher Überzeugung und innerer Notwendigkeit geschah, dann habe ich Respekt vor denen, die es taten. Ich hätte, wenn ich das Gleiche tun wollte, kein Risiko in Kauf zu nehmen und keine Gefahr zu fürchten brauchen. Ja ich hatte mehrfach Gelegenheit, ein gutes Geschäft dabei zu machen, da ich verlockende Angebote erhielt.

Ich habe sie nicht angenommen, denn ich wäre mir wie ein Lump vorgekommen. Und gerade weil ich es

nicht tat, deshalb ist die von der Spruchkammer erster Instanz aufgestellte Kernbehauptung ihres Urteils so falsch. Es ist die Unterstellung, ich hätte in Kenntnis der Aussichtslosigkeit des Krieges zur Fortsetzung des Kampfes aufgefordert, nur um die NS-Gewaltherrschaft um kurze Zeit zu verlängern. Ich empfinde diesen Vorwurf als ärgste Kränkung. Wenn schon Worte und Versicherungen von mir diese vorgefaßte und durch nichts begründete Ansicht der Ankläger nicht erschüttern können, dann sollte dies eine primitive Überlegung tun, die keine ungebührlichen Ansprüche an psychologische Vorkenntnisse stellt. Es ist die Überlegung, daß das von der Anklage behauptete Motiv meiner Propaganda im Kriege eine kaltherzige Berechnung voraussetzt. Aber gerade diese Kaltherzigkeit hätte mich dann doch wohl eher zum Verlassen des sinkenden Schiffes bestimmen müssen, — wozu sich mir so viele Gelegenheiten boten — als zu einer leichtfertigen Beruhigung seiner Passagiere über die Größe der drohenden Gefahr.

Beide Ankläger haben völlig falsche Angaben über den Inhalt meiner Ansprachen gemacht. Von tausend Vorträgen, die ich hielt, sind in diesem Verfahren wenigstens hundertelf herbeigeschafft worden. Es sind zweifellos nicht die mildesten, die man ausgesucht hat. Auch sind sie nicht vollständig, sondern enthalten manchmal nur den Inhalt von fünf statt fünfzehn Minuten. Kein Zweifel besteht daran, daß dies wieder die für eine Polemik gegen mich brauchbarsten Teile sind. Schließlich liegt auch von diesen Auszügen noch ein Teil nicht in einer direkten Wiedergabe des schriftlichen oder phonetischen deutschen Textes vor, sondern lediglich in der Rückübertragung aus einer englischen Übersetzung. Die härtesten der durch eine zweimalige

Übersetzung ganz sicher entstellten Worte wurden mir in der Beweisaufnahme vorgehalten. Der Präsident hatte sich sogar die Mühe gemacht, aus einer Gesamtlektüre der hundertelf vorliegenden Texte die schärfsten Vokabeln abzuschreiben und mir in Ergänzung der Anklage vorzuhalten. Vielleicht ist Ihnen, meine Herren Richter, aufgefallen, daß ich selbst gegenüber dieser etwas summarischen Manier bei Vorhalt einzelner Worte noch aus dem Gedächtnis die Gelegenheit schildern konnte, bei der ich einzelne scharfe Ausdrücke gebraucht hatte. So konnte ich den Zusammenhang wieder herstellen, aus dem die Worte eigentlich nicht hätten gerissen werden dürfen.

Ich erwähne nur ein Beispiel: Als ich im Dezember 1944 ein scharfes Wort gegen Winston Churchill gebrauchte, da tat ich das bei der Kritik einer bemerkenswerten Rede, die er damals im Unterhaus hielt. In ihr empfahl er der Londoner Polenregierung die Annahme des russischen Vorschlags zum Verzicht auf die östlichen Gebiete ihres Landes, um sich dafür durch fruchtbare Provinzen aus deutschem Besitz entschädigen zu lassen. Die Polen brauchten, so sagte Churchill damals, nicht zu fürchten, neue Gebiete mit gemischtsprachiger Bevölkerung zu bekommen. Die Russen würden ihnen ein menschenleeres Land übergeben. Damals konnte ich die tragischen Umstände, unter denen die Bevölkerung der deutschen Ostprovinzen verschwand, nicht kennen. Aber ich ahnte das, was später Wirklichkeit wurde. Ich fühlte mich sozusagen als den publizistischen Anwalt meines Volkes und erhob meine Stimme zu einer überaus scharfen Kritik. Ich fühlte mich zu ihr nicht nur berechtigt, sondern sogar verpflichtet. Wenn eine deutsche Spruchkammer, wenn deutsche Berufs- oder Laienrichter diese dama-

lige Kritik als strafbar erachten, dann kann ich mich dagegen nicht wehren, aber ich werde immer dagegen protestieren. Übrigens glaube ich, daß der damalige britische Premierminister Winston Churchill heute für meine Proteste mehr Verständnis haben würde als einige meiner Landsleute.

Da durch die geschilderten Umstände und durch die einseitigen Auswertungen ein ganz falscher Eindruck von dem Wesen meiner Reden im Rundfunk entstanden ist, muß ich betonen, daß nicht das Schimpfen der Grundton meiner Ansprachen gewesen ist, sondern die ernsthafte, immer verantwortungsbewußte politische Auseinandersetzung. Kaum eine Ansprache gibt es, in der nicht irgendein allgemein menschliches Thema behandelt wurde oder irgendeine zum Nachdenken anregende Frage.

Lassen Sie mich wenigstens einige Beispiele nennen. So sprach ich am 26. Dezember 1942 über den europäischen Patriotismus und sagte: „Die Völker dieses Erdteils haben Jahrhunderte gegeneinander Krieg geführt. Sie merkten dabei gar nicht, daß diese ewigen Kämpfe nicht in ihrem Interesse lagen, und daß der Einsatz an Blut in ihnen nicht im Entferntesten den auch nur möglichen Gewinn aufwog... Heute geht es in dem großen Kampf nicht mehr um den Patriotismus des einen oder anderen unter den europäischen Völkern... sondern heute geht es um das europäische Zusammengehörigkeitsgefühl."

Am 28. August 1943 sagte ich über den Luftkrieg: „Wieder stehen in Nord-, in West- und auch in Süddeutschland zahlreiche Volksgenossen vor den Trümmern ihrer Heimstätten, unter denen nur zu oft alles begraben liegt, was Mann oder Frau als das materielle Ergebnis eines Lebens voller Fleiß und Arbeit wert

und teuer hielten. Man müßte ein Herz von Stein haben, wenn man nicht auf das Tiefste erschüttert wäre von einem solchen Verlust. Und man fragt sich immer wieder vergeblich, was es wohl für Menschen sind, die in einer solch sinnlosen Vernichtung von privatem Hab und Gut, und nicht zuletzt von Leben, ein kriegswichtiges Ziel zu sehen meinen." Ist das eine leichtfertige Mißachtung der Schwere des Krieges?

Am 10. September 1943 setzte ich mich, wie es immer wieder geschah, mit der Frage unseres moralischen Rechtes in diesem Kampf auseinander. Ich zitierte einen Schriftsteller — es war Frank Thieß —, der, bei der Darstellung eines abgelaufenen Jahrtausends der Geschichte und nach dem Studium vieler Kriege machthungriger Herrscher, zu dem Ergebnis kam, die Weltgeschichte sei eine Folterkammer für die Menschheit. Ich zitierte das Wort von Frank Thieß, daß sich um die Säulen der Tempel des Ruhms der Großen der Welt das Leid von Millionen Menschen so stumm wie Epheu ranke. Ich prüfte die Frage, ob auch wir in einem Kriege litten, der nur um Ruhm und Macht geführt würde. Ich kam zu dem Ergebnis, daß der einzige Grund, der unsere Opfer in diesem Kampf rechtfertigte, die Tatsache sein könne, daß Existenz und Leben unseres Volkes bedroht seien.

Als ich am 20. Mai 1944 über den Einsatz von V 1 sprach, sagte ich kein einziges Wort von Rache, sondern beschränkte mich darauf, die Vergeltungswaffe als ein Mittel zur Brechung des gegen uns angesetzten Terrors zu bezeichnen.

Als ich am 24. Februar 1945 über die Zerstörung Dresdens sprach, habe ich bei aller Realistik der Schilderung dieses Vorgangs die Besatzungen der feindlichen Flugzeuge durchaus nicht als Mörder bezeichnet.

Sieht das nach Aufforderung zur Lynchjustiz aus, die der Zeuge Braun einst in England von mir gehört zu haben behauptet?

Aber, meine Herren Richter, werfen Sie doch selbst einen Blick in das Dokumentenbuch II. Sie werden selbst aus dieser tendenziösen Auswahl noch erkennen, daß meine Ansprachen nicht auf den Ton der Hetze abgestellt waren. Darum habe ich immer wieder behauptet, daß meine Reden weit hinter der Schärfe der Worte meiner Gegner zurückblieben, mit denen ich mich nun einmal auseinanderzusetzen hatte.

Die Ankläger stoßen sich dann immer wieder an dem Ton meiner Rundfunkansprachen. Auch der Zeuge Braun meinte, man habe mir in seinen Kreisen eigentlich nicht so sehr den Inhalt meiner Reden übel genommen, wie vielmehr den Ton.

Nun, ich konnte mir ja meine Gegner nicht aussuchen. Ich habe dem Zeugen Braun einige Beispiele für die Art der Propaganda vorgehalten, gegen die ich damals kämpfen mußte. Der Zeuge Braun rückte weit ab von dem Kampfstil etwa des englischen Senders Gustav-Siegfried II. Aber ich konnte ja von diesem Sender nicht abrücken. Ich mußte im Gegenteil gegen ihn angehen, auch wenn ich nicht auf sein Niveau herabsteigen wollte. Ich bin deshalb erschüttert von der Naivität, mit der der Zeuge Braun behauptet, er sei so überrascht gewesen, in mir persönlich einen ganz anderen Menschen kennen zu lernen, als er aus meinen Ansprachen vermutet hätte. Es ist unsinnig, einen Widerspruch zu konstruieren zwischen dem Fritzsche im Rundfunk, dem in seiner sonstigen Arbeit und dem in privaten politischen Äußerungen. Es ist töricht, einen Widerspruch zu schaffen zwischen dem Fritzsche von damals und dem von heute. Meine Grundanschau-

ungen und die Grundlage meines Wesens sind unverändert geblieben, soviel sich auch im Bereich meines Wissens, und damit meiner Urteile und Ansichten, geändert hat. Ein Schornsteinfeger ist von Beruf schwarz, von Rasse weiß. Ist das ein Zwiespalt der Person? Auch ich hatte das Bedürfnis, mich manchmal nach der Erfüllung dessen, was ich für meine berufliche Pflicht hielt, zu waschen. Das lag an den Dingen, die ich angreifen mußte. Der ganze Sinn meiner Ansprachen bestand nun einmal in der Abwehr der feindlichen Propaganda, die die Wirkung der militärischen Waffen des Feindes unterstützen sollte.

Beide Ankläger haben weiter gesagt, daß meine Ansprachen dem Volk kein richtiges und vollständiges Bild vom Stand des Krieges gegeben hätten. Nun, das war nicht ihr Zweck, denn diese Ansprachen waren ja nur ein kleiner, speziell auf Propagandaabwehr abgestellter Teil meiner viel umfassenderen Arbeit an einer Gesamtinformation des deutschen Volkes. Zu ihr gehörten unter vielem anderem auch der Nachrichtendienst und etwa der militärische Lagebericht des Generals Dittmar, der hier als Zeuge aussagte. Er bestätigte mit Einzelheiten, die mir sogar entfallen waren, daß ich ihn in seiner realistischen Darstellung unter einem erheblichen eigenen Risiko gegen mancherlei Angriffe schützte.

Der Ankläger Serwe, der als journalistischer Sachverständiger bezeichnet wurde, beging bei der Darstellung meiner Tätigkeit als Leiter der Abteilung Deutsche Presse in der Presseabteilung der Reichsregierung einige tatsächliche Fehler. Es lohnt nicht, sie hier aufzuklären. Nur eins möchte ich doch erwähnen. Er behauptet, meine erwiesene und unter vielen Schwierigkeiten aufrecht erhaltene Lieferung ei-

nes gänzlich unzensierten Weltnachrichtendienstes an einen nach Tausenden zählenden Kreis von Journalisten sei nur ein verfeinertes Mittel der Knebelung der Presse und der Irreführung des Deutschen Volkes gewesen. Ja, glaubt denn Herr Serwe, daß ich so dumm gewesen wäre, mir Tausende von Mitwissern zu verschaffen, wenn ich hätte lügen wollen?

Herr Serwe brachte dann einige Angaben aus Pressekonferenzen. Einige mißdeutete und einige falsche Zitate habe ich im Laufe der Beweisaufnahme richtiggestellt. Hier möchte ich nur betonen, daß ich geradezu dankbar bin für die Vorlage dieses Materials aus den Pressekonferenzen. Aus ihm ergibt sich nämlich, wie falsch das Bild ist, das die Anklage von meiner Pressepolitik zu zeichnen sich bemühte. Gewiß sind die vorgelegten Dokumente keine Protokolle der Pressekonferenzen. Es sind Notizen, die sich ein Teilnehmer für den Hausgebrauch machte. Nur in seltenen Fällen lassen sie die Person des Sprechers einer Anweisung erkennen, und so gut wie nie sind sie wortgetreu. Aber auch aus diesem lockeren Material ist die Linie der der Presse gegebenen Anweisungen durchaus zu erkennen. Darum lassen Sie mich nur einige von hundert möglichen Anweisungen zitieren:

Zu der Frage „wurde zur Kriegsausweitung gehetzt?" finde ich am 17. März 1941 die Anweisung: „Aus der Rede des bulgarischen Ministerpräsidenten wird ein Satz weggelassen, der von der zukünftigen Beseitigung des den Bulgaren angetanen Unrechts spricht. Am 27. März heißt es: „die sensationellen Nachrichten aus Belgrad, wonach König Peter durch einen Militärputsch auf den Thron gekommen sei, sind bis zur Klärung der Lage zurückzustellen... Wenn es sich bewahrheiten sollte, dann sind eine ganze Reihe von

Erklärungsmöglichkeiten dafür denkbar... Es ist unter den jetzigen Umständen besser, in der Berichterstattung überhaupt etwas zurückhaltend zu sein." Am 28. März ist verzeichnet: „Die Ereignisse in Jugoslawien, die einen für Deutschland unfreundlichen Charakter tragen, sind heute in der Überschriftung der Nachrichten etwas deutlicher als bisher zu nuancieren, ohne jedoch die Form einer Drohung anzunehmen." Am 3. April heißt es: „Meldungen über englische Truppenlandungen in Griechenland dürfen nicht kommentiert werden." Am 4. April sagte Schmidt vom Auswärtigen Amt: „Wir gehen nicht so weit in unserer Beurteilung, daß wir der Regierung in Belgrad die Absicht unterschieben, eine deutsch-feindliche Politik mit allen ihren Konsequenzen zu verfolgen." Am 31. Mai wird gesagt: „Die Tatsache, daß der Moskauer Rundfunk gestern zum ersten Male wieder Reuter-Hetzmeldungen übernommen hat, ist nicht zu verzeichnen." — Wo wurde hier zur Kriegsausweitung gehetzt?

Es wurde dann behauptet, es sei der Gedanke einer deutschen Weltherrschaft vertreten worden. Ich finde im ganzen Material nicht einen einzigen Hinweis darauf. Aber ich finde z. B. am 26. Mai 1941: „Zu der Gründung eines deutschen wissenschaftlichen Institutes in Madrid wird darum gebeten, daß in Betrachtungen nicht von der Weltgeltung der deutschen Sprache oder des deutschen Geistes gesprochen wird." Am 6. Juni heißt es: „Gerügt: Ein Blatt aus Nord-Schleswig nannte Belgrad den südöstlichen Pfeiler des Reiches. Die Zeitung für Geopolitik brachte einen Artikel über Süd-Afrika im großdeutschen Raum. Die Zeitschrift wurde beschlagnahmt."

Zu der Frage, ob fremde Völker beschimpft wurden, wähle ich wieder unter hunderten von Beispielen folgende: „1. Juli 1941: Es ist notwendig, daß die Öffentlichkeit ein klares Bild von dem augenblicklichen Charakter der Kämpfe im Osten erhält. Die Sowjetrussen leisten überall, auch dort wo sie eingeschlossen sind, zähen, erbitterten Widerstand. 8. Juli. Ebenso sind bei Schilderungen der Sowjetmenschen Ausdrücke wie asiatische Horden nicht am Platze. Die Völker der Sowjetunion dürfen in der deutschen Presse nicht beschimpft werden. 6. August. In der DNB-Meldung des dänischen Freikorps ist der Ausdruck asiatisches Untermenschentum stehen geblieben. Dieser Ausdruck muß herausgestrichen werden."

Lange hat der Ankläger die Frage behandelt, ob Journalisten zu falscher Berichterstattung aufgefordert wurden. Ich finde keine solche Aufforderung, aber ich finde etwa folgendes: „12. März 1941: Das Inkrafttreten des England-Hilfs-Gesetzes der Amerikaner muß verzeichnet werden. 8. April: Es ist verboten, aus ausländischen Meldungen irgendwelche Ortsangaben zu entnehmen, die nicht im OKW-Bericht enthalten sind. Auch nicht, wenn es sich um Meldungen von deutschen Erfolgen handelt. 24. Mai: Für die Behandlung der Auseinandersetzung über die Aufhebung der Neutralitätsgesetze in den USA gilt der bisherige Grundsatz, daß eine besondere Hervorhebung der Roosevelt-gegnerischen Stimmen in der Presse unzweckmäßig ist. 8. August: Bei dem Luftangriff auf Berlin soll nicht gesagt werden, daß es sich um englische Flugzeuge gehandelt hat. Man ist sich nicht darüber klar, ob dies der Fall ist."

Immer wieder behauptet die Anklage, die Presse sei zu sensationellen Übertreibungen aufgefordert wor-

den. Grundlage dieser Behauptung ist die Meinung des Anklägers. Tatsächlich finde ich am 20. März 1941 eine Rüge an die Thüringische Tageszeitung wegen ihrer übertriebenen Großaufmachung „England räumt die Ozeane". Am 29. Juni heißt es in den Notizen: Fritzsche sagt nach den ersten großen Rußland-Sondermeldungen: In den Aufmachungen und Überschriften ist weiter zu beachten, daß die erungenen Erfolge als Anfangserfolge erscheinen, aber nicht unter dem Stichwort, daß die russische Wehrmacht zerschlagen wäre." 2. Juli: „Die Erfolge unserer Wehrmacht im Osten verleiten manche Zeitungen zu allzustarken Formulierungen über bereits eingetretene Entscheidungen." 14. Juli: „Die BZ-Überschrift, ‚der Feldzug im Osten ist in eine neue Phase getreten', gibt unseren Lesern ein ganz falsches Bild von den Operationen. Es wird die Illusion genährt, als sei alles Weitere ein Kinderspiel." 29. Juli: „Rüge: In der Behandlung der militärischen Ereignisse besteht in manchen Blättern immer noch eine gewisse Tendenz zu sensationeller Aufbauschung des vorliegenden Nachrichtenstoffes und PK-Materials."

Zu der Frage, ob Schönfärberei betrieben wurde, ob eigene Erfolge aufgebauscht und Mißerfolge verschwiegen wurden, finde ich folgende Notizen im Dokumentenbuch VII: 15. März 1941: „Die pessimistischen amerikanischen Stimmen über den Tonnagemangel der englischen Schiffahrt können nach wie vor verzeichnet werden. Doch ist stets zu berücksichtigen, daß sie vor allem gesteuert werden, um die amerikanische Produktion anzuspornen. Es ist darauf zu achten, daß keine falschen Hoffnungen im deutschen Volke erweckt werden." 9. Mai: „Der ernste Charakter der deutschen Kämpfe in Nord-Afrika unterstreicht die

schon früher gegebene Warnung vor allzugroßem Optimismus." 12. Mai: „Trotz der Anweisung sind die Berliner Abendblätter viel zu breit auf die Angriffe auf London eingegangen. Es muß unbedingt vermieden werden, daß der Eindruck entsteht, England könne gerade noch vier Wochen aushalten. Lieber soll sich die Presse die Unzufriedenheit der Luftwaffe zuziehen, als daß sie falsche Hoffnungen im Publikum erweckt." 21. Mai: „Kreta: Die Schwierigkeiten sind ins rechte Licht zu rücken." 20. Juli: „Eine Äußerung der Daily Mail, nach der der Krieg im Osten nach zehn Wochen beendet sei, darf nicht übernommen werden." 22. Oktober: „Fritzsche zu optimistischen Gerüchten: Die Wurzel des Gerüchtes liegt in dem übertriebenen Optimismus, mit dem immer noch der Ostfeldzug betrachtet wird. In England hat Churchill den Illusionismus völlig ausgemerzt . . . Nicht einmal in Überschriften zum OKW-Bericht darf irgend ein Illusionismus zum Ausdruck kommen."

Schließlich hat der Ankläger den Eindruck erweckt, als ob ich als Leiter der Inlands-Presse-Abteilung irgendeinen Terror ausgeübt hätte. Die einzige Drohung, die ich in dem vorgelegten Material finde, wurde am 22. April 1941 ausgesprochen. Sie besteht darin, daß ich mit dem Entzug des vertraulichen Materials drohe, wenn einzelne Zeitungen sich disziplinlos dieses Materials bedienen, nur um Vorteile vor ihrer Konkurrenz und auf deren Kosten zu erzielen!

Der Ankläger Serwe und übrigens auch der Präsident dieser Berufungskammer schienen großen Wert zu legen auf zwei Belastungszeugen, die leider nicht in diesem Saal erschienen sind. Es sind die Journalisten Gerigk und Saenger. Herr Gerigk suchte mich zu entlasten, indem er telegraphisch aussagte, daß ich Journalisten geschützt hätte, von denen ich wußte, daß

sie zersetzende Nachrichtendienste betrieben. Aber ich hätte mich nicht exponiert und mich deshalb von meinen früheren bürgerlichen Pressekollegen distanziert. Beides ist falsch. Hätte ich Journalisten gekannt, die zersetzende Nachrichtendienste betrieben, dann würde ich ihnen das Handwerk gelegt haben, freilich ohne sie dem Apparat der Staatspolizei zu überantworten. Von bürgerlichen Journalisten distanziert aber habe ich mich nie. Mein Selbstgefühl war viel zu stark ausgeprägt, als daß ich jemals gerade eine Gelegenheit zur öffentlichen Begrüßung von damals suspekten Personen ungenützt gelassen hätte. Ich hatte dabei immer den Gedanken, ich könnte mir so etwas leisten. Wenn ich Herrn Gerigk nicht so oft empfing, wie er wünschte, dann lag das an persönlichen Gründen. Im übrigen wäre gerade eine Begegnung mit Gerigk gänzlich unbelastend gewesen, denn er galt als ein Spezialjournalist von Amann und Rienhardt und war durchaus „salonfähig". Wobei ich nicht abstreiten will, daß er vielleicht damals schon ein Gegner des Systems war. Aber er wußte es dann sehr gut zu verbergen.

Der andere Belastungszeuge, Saenger, ist nach seinem Auftreten im ersten Spruchkammerverfahren nicht wieder erschienen. Seine zwei Hauptvorwürfe waren, daß ich angeblich wider besseres Wissen die Morde von Katyn als russische Greueltaten bezeichnete, und daß ich für die Begründung der deutschen Besetzung Norwegens auf die vorangegangenen alliierten Pläne zur Besetzung dieses Landes hingewiesen hätte. Nun, zu dem Fall Katyn möchte ich mich auf die kurze Bemerkung beschränken, daß ich auch nach der Untersuchung dieses Falles durch das IMT noch heute nicht an deutsche Morde in Katyn glaube. Die Richtigkeit meiner auf amtliche deutsche Informatio-

nen gestützten Auffassung über die im März 1940 bevorstehende alliierte Aktion gegen Norwegen aber ist inzwischen durch die Aktenpublikationen der schwedischen Regierung klar bewiesen.

Mehr möchte ich über diese zwei Zeugen nicht sagen.

Ich wehre mich dagegen, daß sich die Spruchkammer die subjektiven Werturteile von Zeugen zu eigen macht, deren Aussagen in ihren objektiven Teilen so leicht widerlegbar sind. Gerade von dem Ehrgeiz, den diese beiden Zeugen im Gegensatz zu allen anderen mir nachsagen, fühle ich mich gänzlich frei. Hätte ich ihn besessen, so wäre es mir ein Leichtes gewesen, aus meinen verschiedenen Stellungen wirkliche Machtpositionen zu bauen.

Aus der ganzen ersten Anklagerede billige ich nur einen Satz. Ihn kann ich voll und ganz unterschreiben. Es ist das Wort: „Wo Vaterland etwas anderes heißt als Volk, da ist Lug und Trug." Genau das war meine Überzeugung. Ich fürchte aber, daß der Ankläger unter Volk etwas anderes versteht als ich.

In der zweiten Schlußrede der Anklage wurde mit der Unterstellung gearbeitet, ich täte so, als ob ich weniger gewußt hätte als der Mann auf der Straße. Ich hätte mich doch nur beim Portier des Propaganda-Ministeriums zu erkundigen brauchen um zu erfahren, was in den KZ und was mit den Juden geschah. Es ist mir nicht begreiflich, wie man diese Unterstellung hier im Gerichtssaal als Beitrag zur Wahrheitsfindung anbieten kann. Ich habe vor dem IMT, im ersten Spruchkammerverfahren und hier wieder tagelang dargelegt, wieviel ich wußte. Es war wesentlich mehr als mir irgendein Mann auf der Straße oder der Portier meines Amtes hätte sagen können. Denn ich kannte ja gründlicher als irgend ein anderer die Quellen, aus

denen diese schöpften. Ich habe hier ausführlich dargelegt, warum ich diesen Quellen nicht glaubte, deren letzte getrübte Tropfen heute angeblich soviele als das Elixier der Wahrheit getrunken haben wollen. Ich habe darüber hinaus geschildert, wie ich Reisen unternahm, wie ich mit Leuten, die im KZ gesessen hatten, sprach, ja monatelgang verkehrte, um hinter den Wahrheitsgehalt der damaligen Greuelmeldungen zu kommen. Vielleicht ist es möglich, über diese meine Bemühungen zu diskutieren und über meine Schlußfolgerung, daß die damaligen Greuelmeldungen zum größten Teil auf freier Erfindung beruhten und daß es selbst für den Feind eine große Überraschung bedeutete, als man beim deutschen Zusammenbruch tatsächlich so viel sorgfältig verborgene Greuel entdeckte. Unmöglich aber ist es, mit der Behauptung gegen mich zu agitieren, ich hätte nur meinen Portier zu fragen brauchen. Eine Diskussion mit solchen Argumenten erscheint mir eines Gerichtsverfahrens nicht würdig.

Wichtiger als diese ganze, etwas demagogische Auseinandersetzung ist die Behauptung des zweiten Schlußplaidoyers der Anklage, daß meine ganze Arbeit im Kriege ein ewiges „Verheißen aber nie Erfüllen" gewesen sei und in einer dauernden falschen Darstellung der Kriegslage bestanden habe.

Hier, meine Herren Richter, ist der Punkt, wo ich Sie bitten muß, sich selbst die Frage zu beantworten, in welcher Lage ich eigentlich war bei der ganzen Arbeit, die nun Ihrem Urteil unterliegt.

Der Krieg war da. Ich glaubte, daß er ohne die Schuld der Regierung meines Volkes gekommen war. Für die Gründe dieser meiner Überzeugung habe ich mich einst jeder Frage aller Ankläger der vier Hauptsiegermächte ausdrücklich zur Verfügung gestellt, und

ich hatte Gelegenheit, eine Reihe sehr kritischer Prüfungen zu bestehen.

Ich war der Ansicht, daß es in diesem nun einmal ausgebrochenen Krieg um die Existenz meines Volkes ging. Wie richtig diese Überzeugung war, brauche ich heute vor einem deutschen Gericht nicht darzulegen.

Ich sah auf der feindlichen Seite harte Gegner. Ich sah diese Härte auf dem Gebiete des propagandistischen Kampfes. Ich nenne als ein Beispiel von vielen nur Ilja Ehrenburg, dessen härtestes von vielen harten gegen mein Volk gesprochenen Worten der Satz ist: „Mit Deutschen diskutiert man nicht, man tötet sie." Gewiß ist Ilja Ehrenburg von seiner eigenen Regierung zur Ordnung gerufen und gemaßregelt worden und durfte schließlich nicht mehr sprechen. Dieser Vorgang spielte sich aber erst im März 1945 ab, nachdem Ilja Ehrenburg jahrelang in diesem Ton geschrieben, gesprochen und befruchtend auf die übrige feindliche Propaganda weitergewirkt hatte.

Ich sah mich einem Gegner gegenüber, der militärisch zu allem entschlossen war. Ich brauche vor Deutschen, die diesen Krieg miterlebten, sicher nur ein Beispiel zu erwähnen, um wieder die Atmosphäre zu schaffen, in der ich damals zu arbeiten hatte. Ich will nicht an die hier schon einmal zur Sprache gekommene Menschenjagd einzelner Jagdflugzeuge auf pflügende Bauern erinnern. Das waren Übergriffe Einzelner. Ich will als Beispiel für die Härte der militärischen Kampfesweise des Gegners nur die Zerstörung der Stadt Dresden erwähnen, bei der unter dem Motto der Zerstörung einer Bahnlinie, die durch die Schmalseite eines Stadtovals lief, ein Bombenteppich über die Längsseite dieses Ovals gezogen wurde, woraufhin nach einer Pause von zwanzig Minuten Sprengbomben geworfen

wurden auf die drei als solche klar erkennbaren dunklen Fluchtplätze, zu denen Hunderttausende aus der brennenden Stadt heraus geströmt waren. Das Ergebnis waren zweihunderttausend Tote, aber die Bahnlinie blieb unzerstört.

Ich sah mich schließlich einem Gegner gegenüber, der politisch die Abtrennung weiter Gebiete forderte, die ja nicht Hitler genommen wurden, gegen den der Krieg angeblich allein ging, sondern die dem deutschen Volk genommen werden sollten und wurden, das man angeblich von der Tyrannei befreien wollte. Ich sah mich einem Gegner gegenüber, auf dessen Seite viele vielleicht unverantwortliche Publizisten schlimmste Straf- und Rachepläne gegen das deutsche Volk veröffentlichten, auf dessen Seite aber der Morgenthauplan amtliche Annahme fand, der aus meinem verkleinerten Vaterland, in welchem alle Deutschen aus Europa zusammengetrieben werden sollten, nach Zerstörung der Industrie einen Kartoffelacker machen wollte.

Der Gegner, der so hart kämpfte und so harte Kriegsziele proklamierte, der forderte nun in seinem Kampf die bedingungslose Kapitulation. Diese bedingungslose Kapitulation erschien mir als das schrecklichste Schicksal, das meinem Volk überhaupt zustoßen konnte. Ob ich damit recht hatte, das zu untersuchen ist jetzt nicht meine Aufgabe. Jedenfalls erschien sie mir so schlimm, daß ich glaubte, jede Chance ausnützen zu müssen, um sie zu vermeiden. Ich habe betont, daß ich niemals im Verlauf des ganzen Krieges auch nur einen Tag geglaubt habe, wir könnten einen Sieg erringen in dem Sinne, wie unsere Gegner den Sieg verstanden, also als Möglichkeit, einen Frieden zu diktieren. Dies schien mir aber auch nicht notwen-

dig und lag nach meiner Ansicht durchaus nicht im Sinne unserer Kriegsführung, die ich nicht als den Versuch zu einer Welteroberung betrachtete, sondern als Mittel zur Sicherung unserer Existenz, die ich schon seit langem bedroht glaubte von dem im Osten entstandenen neuen Prinzip. Auf der anderen Seite hielt ich vom ersten bis fast zum letzten Tage des Krieges sehr wohl einen politischen Frieden für möglich, dessen Bedingungen sich nach meiner Ansicht seit der Wendung des Kriegsglücks gegen uns verschlechterten, dessen grundsätzliche Möglichkeit aber nach meiner Ansicht gerade durch die Verschlechterung unserer militärischen Lage noch verstärkt wurde. Sah ich doch die niemals zum Schweigen gekommenen Warnungen vor dem Bündnis zwischen Ost und West sich in der angelsächsischen Welt seit 1943 verstärken. Damals erhoffte ich die Auseinandersetzung zwischen Ost und West, die ich heute fürchte. Es ist deshalb so müßig, wenn hier von allen Seiten der Versuch gemacht wird, irgendeinen Termin zu nennen, an dem angeblich „jeder hätte erkennen müssen", daß ein weiterer Kampf aussichtslos wäre. Der eine nennt die britische Kriegserklärung, der andere Dünkirchen, der Dritte den Beginn des russischen Feldzuges, der Vierte den Beginn des Krieges mit Amerika, der fünfte Stalingrad, der Sechste die Ardennenoffensive usw. Ganz abgesehen davon, daß die militärischen und politischen Führer des Westens nach dem Ende des Kampfes betonten, wie offen das Ergebnis noch im Jahre 1944 stand, spielen diese wechselnden nachträglichen Berechnungen und Überlegungen fast gar keine Rolle bei der Tatsache, daß die politische Chance auch, ja gerade bei militärischen Mißerfolgen gegeben war. Unter dem Druck der Drohung der bedingungslosen Kapitula-

tion glaubte ich diese Chance des politischen Friedens ausnützen zu müssen, soweit ich in meiner Arbeit und Stellung überhaupt bei den Berechnungen einer so entscheidenden Frage in Betracht kam.

Hierbei mußte ich natürlich eine Voraussetzung machen. Es war die Voraussetzung, daß die verantwortliche Regierung meines Landes das selbstverständliche Pflichtbewußtsein besaß, jede sich bietende politische Möglichkeit auszunutzen und gegebenenfalls offen und ehrlich zu erklären, wann eine Fortsetzung des Kampfes unmöglich geworden war. Die Voraussetzung, die ich bei meiner Kalkulation machte, bestand in meinem Vertrauen darauf, daß sich Hitler wirklich als Diener seines Volkes betrachtete. In dieser Voraussetzung, in diesem Vertrauen sehe ich mich nun enttäuscht. Ich begann dies zu begreifen in der ausführlich geschilderten Besprechung bei Dr. Goebbels vom 21. April 1945, und es wurde mir offenbar nach der Bekundung Speers im großen Nürnberger Prozeß über das Wort Hitlers von dem Rest des deutschen Volkes, auf den man keine Rücksicht zu nehmen brauche.

Weil ich mich in einer der fundamentalen Voraussetzungen meiner Arbeit geirrt habe, deshalb fühle ich mich nicht schuldig. Aber weil mein Glaube und mein Vertrauen in einem so wichtigen Punkte getäuscht wurden, fühle ich mich heute und für die Zukunft unbrauchbar für jede Art politischer Politik. Wer eine solche Erfahrung in der dramatischen Weise erlebte, wie ich es tat, dem fehlt die Unbedingtheit des Meinens und des Wollens, die jede politische Tätigkeit voraussetzt. Ich fühle mich unbrauchbar geworden für jede Propaganda für oder gegen irgendeine einzelne Weltanschauung, welche es auch sei.

Besonders geeignet aber glaube ich gerade nach meinen Erfahrungen zu sein für den von aktueller Politik ganz abgesetzten Kampf für den Menschen, der mit weltanschaulichen Parolen bombardiert wird, der heute für ein utopisches Glück von morgen unerhörte Opfer bringen soll, der unter dem Ansturm der kämpfenden Weltanschauungen heute so leidet wie gestern und der morgen vielleicht wieder für sie bluten soll.

Für diesen Kampf gegen den Mißbrauch, der mit der menschlichen Sehnsucht nach Glück getrieben wird, fühle ich mich gerade als Mißbrauchter durchaus nicht unbrauchbar, weil ich behaupte:

Der Propaganda, die ich machte, brauchte sich das deutsche Volk auch dann nicht zu schämen, wenn alle ihre Voraussetzungen hinfällig wurden.

Wenn sich jeder Nationalsozialist vor allem in der eigentlichen Führung so verhalten hätte, wie ich es tat, dann wäre uns und der Welt viel Unglück erspart worden."

„Hauptschuldig" trotz Freispruch

Genau ein Jahr nach dem Freispruch des Internationalen Militär-Tribunals fällte die Berufungskammer I, Nürnberg, am 30. September 1947 folgendes Urteil:

Auf Grund des Gesetzes zur Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus vom 5. März 1946 erläßt die Berufungskammer I, Nürnberg-Fürth, gegen Fritzsche Hans, Journalist, geb. 21. April 1900 zu Bochum auf Grund der mündlichen Verhandlung folgenden

Spruch:

Die Berufung des Betroffenen gegen den Spruch der Spruchkammer I, Nürnberg, vom 31. Januar 1947 wird verworfen.

Auf die Anschlußberufung des öffentlichen Klägers wird der bezeichnete Spruch darin abgeändert, daß das Verbot der Tätigkeit des Betroffenen als Lehrer, Prediger, Redakteur, Schriftsteller oder Rundfunk-Kommentator auf Lebenszeit ausgesprochen wird. Im übrigen wird die Anschlußberufung des öffentlichen Klägers verworfen.

Der Spruch erhält nunmehr folgende Fassung:

I. Der Betroffene wird in die Gruppe der Hauptschuldigen eingereiht.

II. Es werden gegen ihn folgende Sühnemaßnahmen verhängt:

1. Er wird auf die Dauer von 9 — neun — Jahren in ein Arbeitslager eingewiesen.

2 — zwei — Jahre der erlittenen politischen Haft werden auf die Zeit der Einweisung angerechnet;

2. sein Vermögen wird als Beitrag zur Wiedergutmachung eingezogen.
   Zum notdürftigen Lebensunterhalt wird ihm ein Betrag von RM 5000.— — fünftausend Reichsmark — belassen;
   auch die für ihn erforderlichen Einrichtungs-, Kleidungs- und sonstigen Gegenstände sind ihm zu belassen. Er unterliegt laufenden Sonderabgaben zu einem Wiedergutmachungsfonds, soweit er Einkommen bezieht;
3. er ist unfähig, ein öffentliches Amt einschließlich des Notariats und der Anwaltschaft zu bekleiden;
4. er verliert seine Rechtsansprüche auf eine aus öffentlichen Mitteln zahlbare Pension oder Rente;
5. er verliert das Wahlrecht, die Wählbarkeit und das Recht, sich irgendwie politisch zu betätigen und einer politischen Partei als Mitglied anzugehören;
6. er darf weder Mitglied einer Gewerkschaft noch einer wirtschaftlichen oder beruflichen Vereinigung sein;
7. es wird ihm auf die Dauer von 10 — zehn — Jahren untersagt:
   a) in einem freien Beruf oder selbständig in einem Unternehmen oder gewerblichen Betrieb jeglicher Art tätig zu sein, sich daran zu beteiligen oder die Aufsicht oder Kontrolle hierüber auszuüben;

b) in nicht selbständiger Stellung anders als in gewöhnlicher Arbeit beschäftigt zu werden;

8. es wird ihm auf Lebenszeit untersagt, als Lehrer, Prediger, Redakteur, Schriftsteller oder Rundfunkkommentator tätig zu sein;
9. er unterliegt Wohnungs- und Aufenthaltsbeschränkungen und kann zu gemeinnützigen Arbeiten herangezogen werden;
10. er verliert alle ihm erteilten Approbationen, Konzessionen und Berechtigungen, sowie das Recht, einen Kraftwagen zu halten.

III. Die Kosten des ersten Rechtszuges sowie die Kosten seiner Internierung in deutschen Lagern trägt der Betroffene. Von den Kosten des zweiten Rechtszuges fallen Drei Fünftel dem Betroffenen, zwei Fünftel der Staatskasse zur Last.

Der Streitwert beträgt RM 40 800.—.

. . . Ich will Dir die Träume erzählen, die sich am Tage hinter meinen Gittern bewegen und die Abends, wenn alles in Dunkelheit versinkt, in meine Zelle tanzen. Sobald der letzte Vogel schlafen gegangen ist, draußen in der Freiheit, werden die Träume Wirklichkeit und bauen die Brücke von der Vergangenheit zur Zukunft . . .

*

Von Pol zu Pol haben die Menschen die Erde erobert. Sie sind sich nur nicht ganz einig, was sie mit dieser Eroberung anfangen sollen. Sie entreißen der Natur eins ihrer sorgfältig gehüteten Geheimnisse nach dem andren. Schon ist man einigen der Urkräfte auf der Spur, deren Gebrauch bisher Gott selber sich vorbehielt für seine Schöpfung. Die begehrlichen Blicke der Forscher richten sich über die irdischen Grenzen hinaus in himmlische Räume. Sicher wird sie der Mensch einmal befahren, wenn ihm bei all seinen Experimenten keine Panne passiert und sein Laboratorium, die alte Erde, nicht vorher in die Luft fliegt mit allem, was da kreucht und fleucht. Mit dem Apfelbaum, der draußen gerade seine Knospen sprengt, mit dem Wachmann, der hinter mir auf den Fliesen poltert, mit Dir und mir. Sollte dies der Punkt sein, an dem sich die Linien unseres Schicksals endlich treffen? Ich wünschte es anders.

Die Menschheit hat guten Grund, vor dem Fortschritt zu zittern, der auf ihrem Weg in die Weite erzielt wurde. Was der Mensch bisher eroberte, machte er nur seiner Unzulänglichkeit untertan. Die menschliche Forschung, die in die Welt stürmt, wagt sich auch in die Tiefe. Suchend tastet der Finger des Forschers an der Grenze des Materiellen. Gewiß gehört es zum guten Ton, die Relativität allen Wissens niemals zu leugnen. Hat man aber die warnende innere Stimme mit dieser Konzession beschwichtigt, dann macht man munter von der Erkenntnis Gebrauch, soweit sie nur reicht. Intelligenz kann schon getestet werden. Die Seele ist schwerer zu packen als der Intellekt. Soll man darum vor ihr Halt machen? Im Gegenteil! Mit immer neuen Waffen des Verstandes rücken die Klugen auch der Seele zu Leibe, um den Schleier zu lüften, der über diesem geheimnisvollen Hoheitszeichen liegt, das der Schöpfer auf Erden zurückließ. Schon loten gewiegte Psychoanalytiker auch die Tiefen stillster Seelenwasser aus. Mindestens hinterher wissen sie jedes menschliche Phänomen zu erklären, zu begutachten oder zu verurteilen. Wie lange wird es dauern, bis aus der Seelenanalyse die Seelensynthese wird? Ich war in dem grauenvollen Laboratorium, in dem man das heute schon versucht . . . Die Resultate erschreckten mich und warfen ein neues Licht auf die Fehler, die man bei uns zulande im Kampf gegen diese Entseelung nicht vermied. Aber lebt nicht überall die Hoffnung, daß man einmal die Normalseele des Weltbürgers konstruieren wird, um damit die Gefahren zu überwinden, die aus dem Bereich des Fühlens immer wieder so stürmisch in den Bezirk des Denkens und Handelns einbrachen?

Man hofft hierbei wohl auf die neu gesicherte Lehrfreiheit so vieler Religionen und Kirchen, auf die vorzügliche Ethik unserer philosophischen Lehren, die Härte der politischen Forderung nach Garantie der Menschenrechte und auf die Kraft der öffentlichen Moral, die mit dem scharfen Schwert der Meinungsfreiheit bewaffnet ist. Mir scheint, daß man im Vertrauen auf diese Sicherung das Experiment unternimmt, den Haß mit Gewalt, auf operativem Wege, zu entfernen . . .

*

Die blaue Stunde ist da. Weicher werden die Konturen meiner Zelle. Die Amsel, die eben noch auf dem Giebel drüben sang, hat sich mit lautem Geschrei für heute verabschiedet. Hinter mir wird Wasser von Zelle zu Zelle gebracht.

Es wäre so schön, wenn der Haß schliefe, um niemals wieder aufzuwachen. Aber die Hirten so vieler Bekenntnisse hüten die meisten ihrer Schäflein bestenfalls nur eine Stunde in der Woche und wissen kaum, auf welchen Weiden sie sich sonst herumtreiben. Die Ethik unserer philosophischen Systeme wärmt nur wenige unter Millionen und unterliegt merkwürdigen Wandlungen, wenn ihr Gold in Scheidemünze gewechselt wird. Unter Menschenrechten stellen so viele sich so verschiedenes vor, und unsere öffentliche Moral hat einen doppelten Boden, weil sie allzu scharf trennt zwischen dem, was man tun und dem, was man sagen darf. Sie ist vom Privatleben bis zum Staatsakt die Konvention des Scheins, der aufrechterhalten werden muß.

Versucht man nicht, das zu konstruieren, was nur wachsen kann? Während der Mensch ein Geheimnis

seines Seins nach dem anderen enthüllt, verliert er den Sinn für sein eigenes Wesen, den mancher besaß, der weniger wußte. Auf der Suche nach den Grundlagen des Glücks verlieren wir das Glück selber aus den Augen. Sät man nicht beim Versuch zu Vernichtung des Hasses neuen Haß? Man entblättert die köstliche Blume des Lebens und wundert sich, daß ihr Duft verfliegt, die Liebe.

Die Liebe in der vielfältigen Bedeutung dieses Wortes. Die göttliche Liebe, aus deren Born so viele Generationen so wenig für ihr tägliches Leben entnahmen, daß nur ein Wissen um ihre Unerschöpflichkeit sich vererbte als Trost und als Zukunftsversprechen. Die Nächstenliebe, die nicht um Dank und Lohn hilft, sondern weil sie fremdes Leid als eigenes empfindet. Die Liebe zu Größe- Wahrheit und Schönheit, die den Geist veredelt. Nicht zuletzt aber die menschliche Liebe, die Liebe von Mann und Frau, die uns die Natur als erstes edleres Gefühl mit auf den Weg gab, als der dunkle Trieb sich zum bewußten und wählenden Verlangen aufhellte. Diese ursprüngliche Liebe ist die Mutter jedes Lebens und gleichzeitig ihr schönstes Kind . . .

*

Draußen liegt der feuchte, warme Nebel, den ich so liebe, weil man in ihm so geborgen spazieren gehen kann. Am Gitter vor meinem Fensterloch hängen einzelne Spinnenfäden mit tausend gleichmäßig verteilten kleinen Tropfen. Es ist, als ob die Reste der Sorgen zu wunderschönen Perlenketten geworden seien . . .

*

... Und doch gab es eine Insel des Friedens auch in diesem Hause: Der Gottesdienst am Heiligen Abend. Die beiden Geistlichen setzten ihn so durch, wie sie es für richtig hielten. Zunächst feierten die Zeugen. So kamen wir zwar spät an die Reihe, aber erhielten noch etwas von dem für die gespendeten Glanz.

Pastor Gerecke erreichte es sogar, daß die Wachen wenigstens an diesem Tage vor der Kapelle halt machten, in die sie uns sonst begleiten mußten.

Unbefangen lärmten sie draußen herum. Ein- oder zweimal noch mußte der Pfarrer auf den Gang treten, um Ruhe zu schaffen, dann schloß sich die Tür.

Zum ersten Mal seit Monaten spürten wir nicht den spähenden Blick des Wächters. Ich meinte, die ewig unterdrückte und deshalb verkrampfte Erregung wie eine gelockerte Fessel von mir gleiten zu fühlen.

Das Harmonium klang auf. Ein Zeuge spielte es. Er präludierte lange. Auch die Nervosität meiner Nachbarn schien sich zu legen.

Wir befanden uns in einer Doppelzelle des Gefängnisses. Grüne Wolldecken verbargen die häßliche Mauer und die profane Einrichtung des Raumes. Auf einem weiß gedeckten Feldaltar stand ein silbernes Kruzifix. Ein winziger Baum trug brennende Lichter. — Ob auch Dir die Weihnachtskerzen leuchteten?

Wir hörten die Worte von der Geburt des Erlösers.

Meine Augen hingen an dem Gekreuzigten. Er schien alles Licht der kleinen Kapelle zu sammeln und wieder auszustrahlen. Klarer als in der kostbarsten Kirche stand er hier im Mittelpunkt allen Geschehens und wohl auch aller Gedanken.

Fiel das Licht, das von ihm floß, nicht in das Dunkel, das die unmeßbaren menschlichen Leiden draußen in meiner Heimat und in aller Welt verbarg? Diese Leiden, um deren Schuld und Verantwortung man unter

Menschen streiten darf und muß, während man vor Gott nicht rechtet?

Pastor Gerecke hielt den Gottesdienst mit nur ganz geringen Abweichungen von unserer gewohnten Ordnung. Flüssig und doch mit dem fremden, weichen Klang der englischen Zunge las er die Weihnachtsgeschichte aus dem Lukasevangelium in deutscher Sprache.

In jener Stunde wich alle Verbitterung. Ich schob den Gedanken beiseite, daß der amerikanische Feldgeistliche meinte, er trage Sätze, die uns so vertraut waren, als Missionar unter die Heiden. Unbefangen nahm ich den Bibeltext auch aus fremden Munde als das Wort des Evangelisten.

Die Kameraden meiner Gefangenschaft im Osten würden dies alles heute entbehren . . .

*

Unendlich viel hängt davon ab, ob der Guard den Lichtkegel, der uns ständig anstrahlt, auf den Kopf oder den Leib des Liegenden richtet. Am störendsten wirkt das häufige Ableuchten des Körpers. Dabei wird man garantiert wach.

Schlimmer als Lichteffekte aber sind die Geräusche der Nacht. Man glaubt schon alle erlitten zu haben und erlebt doch stets neue.

Kein Rattern einer Dampfmaschine kommt in seinem Störeffekt dem Onestep gleich, den Schuhnägeln auf steinerner Schwelle, dicht neben dem Ohr des Schlafenden klopfen. Zumal dann, wenn der Rhythmus plötzlich wechselt und von dem hellen Klirren des Kettchens an der Türluke übernommen wird.

Mal klappert ein Schlüsselbund, mal summt eine Melodie. Frösche vom gestrigen Volksfest knacken im

Chor. Eine harmlose Kinderschnarre wird zum Werkzeug der Hölle. Sogar die verschwiegenen Attribute des Surrogates der Liebe quälen uns quietschend und knallend.

Bald tropft ein Gespräch. Bald benimmt sich jemand unartig und löst damit akustische Wettbewerbe aus.

Jedes Geräusch für sich ist harmlos. Aber sie alle zusammen wirken wie die Kette endlos fallender Wassertropfen, die den Wahnsinn weckt.

Reagiert der Gefangene auf die Attacke gegen seine Nerven, fordert oder erbittet er Ruhe, dann hat das selbst bei einsichtsvollen Guards keinen Dauererfolg. Bei Bösartigen aber erreicht es nur die Vervielfachung des Lärms. Die Chancen für beides stehen fünfzig zu fünfzig. Deshalb ist es am besten, ganz still zu halten, bis die Müdigkeit über die Nerven siegt. Doch das kostet etwas!

*

Ein paar Tage später holte man mich wieder zum Verhör. Das Zimmer, das ich nun schon kannte, war voller Menschen. Vertreter der amerikanischen, englischen und französischen Anklage saßen mit ihren Stenografen im Hintergrund.

Ich sollte am leeren Tisch mit dem Rücken zu ihnen Platz nehmen. Dann kam wohl ein Dutzend russischer Offiziere in großer Uniform, an ihrer Spitze Oberst Liatscheff, der mich in Moskau verhörte und dann nach Nürnberg brachte.

Er begrüßte mich fast herzlich mit Handschlag, fragte nach meinem Ergehen und setzte sich vor mich hin. Rauchend plauderten wir. Im Hintergrund hörte ich die dreifache Übersetzung jedes Wortes.

Als ich andeutete, daß ich entgegen seinem Versprechen — ich sagte höflich: entgegen seiner „Pro-

phezeiung" — wieder im Gefängnis säße, wurde er schärfer in Ton und Wort.

Unmerklich fast und mit großem dialektischen Geschick lenkte er in eine Diskussion, wie wir sie in Moskau so oft geführt hatten.

Er fragte nach meiner Propaganda gegen Regierungen feindlicher Länder. Ich gab sie zu.

Plötzlich stand wieder einmal meine angebliche Agitation gegen die Völker der Russen, Engländer, Franzosen und Amerikaner zur Debatte. Ich bestritt, jemals gegen Völker agitiert zu haben und gebrauchte fast dieselben Formulierungen wie einst in der Lubjanka. Die Sätze waren gewiß nicht auswendig gelernt. Aber sie bildeten das Ergebnis einer so sorgfältigen Selbstprüfung, daß sie unveränderlich blieben. Liatscheff mußte das bemerken.

Wir beide spürten aber auch noch etwas anderes, nämlich den gänzlich veränderten Tonfall meiner Stimme.

In Moskau bildeten diese Worte die Zuflucht des Hilflosen gegenüber Drohungen und den Halt des körperlich Geschwächten. Dort waren sie der Rettungsring im Strudel feindlicher Argumente.

In dieser Umgebung hier wurden meine Angaben zu einem Fels, auf dem man stehen konnte, ohne sich mit Klauen und Zähnen anklammern zu müssen. Das Stimmengewirr der Dolmetscher gab mir die Gewißheit, daß eine beweisbare Wahrheit nicht mehr wegzuwischen war.

Nach einem halben Menschenalter politischer Arbeit kam mir in diesen Minuten der ganze, oft durchdachte Unterschied zwischen Ost und West in einem neuen Sinne zum Bewußtsein. —

Das Gesicht des Russen, der mit dem Rücken zum Fenster saß, konnte ich nicht erkennen. Um so genauer

beobachtete ich seine Hände. Die eine hielt ziemlich beherrscht ein Stück Papier, die andere flatterte mit einer Zigarette.

Würde mein Gegenüber den aussichtslosen Kampf rechtzeitig aufgeben?

Er tat es nicht.

Auf ein paar russische Worte hin reichte man mir einen dicken Aktenband. Er enthielt meine sämtlichen Rundfunkansprachen in deutschem Text. Man schlug eins der letzten Blätter auf und ließ mich einen Satz lesen, den ich sofort als echt wiedererkannte.

Unter Entstellung seines Sinnes behauptete Oberst Liatscheff, er stelle eine Propaganda für den Werwolf dar, und das sei bewaffneter Widerstand gegen die Besatzungsmacht, die Folgen wären mir wohl klar.

Wollte er mich einschüchtern?

Ich gab die notwendige Richtigstellung: Der fragliche Satz wurde vor Kriegsende gesprochen. Er bestritt denjenigen das Recht, den Werwolf für verbrecherisch zu erklären, die die Heldentaten von Partisanen und Maquisards feierten. Von einer Werbung für den Werwolf konnte keine Rede sein. Dann wartete ich auf die nächste Frage.

Sie lautete: „Kennen Sie diese Unterschrift?" Er zeigte mir ein Dokument.

„Ja, es ist die meine."

Triumphierend blickte Liatscheff im Kreise umher.

„Dann können wir uns alle weiteren Fragen ersparen. Sie erkennen das in Moskau unterschriebene Protokoll an!"

„Nein. Das tue ich nicht. Das einzig echte an ihm ist die Unterschrift. Sie als die meine anzuerkennen, habe ich Ihnen, Herr Oberst, noch auf der Fahrt nach Nürnberg versprochen. Sie wissen, daß Sie mir in

Moskau zweiundzwanzig eidesstattliche Erklärungen gegen meine jetzigen Mitangeklagten vorlegten, ohne daß ich von dem bevorstehenden Prozeß etwas ahnte. Sie wissen, daß ich es ablehnte, diese nie gemachten Aussagen zu unterschreiben. Sie wissen, daß ich nach drei Tagen und drei Nächten dann ein dreiundzwanzigstes Protokoll unterschrieb. Das gegen mich. Sie wissen, welche Erklärung ich Ihnen dabei abgab. Ich kann diese nur wiederholen."

Liatscheffs Hände flatterten nun beide. Höflich nötigte er allen Anwesenden russische Zigaretten auf. Mir wurde keine mehr angeboten.

Nach einigen polemischen Versuchen verschiedener Art erklärte der Russe, er habe keine weitere Frage. Hatte er mich zu Anfang mit Händedruck begrüßt, so würdigte er mich jetzt keines Blickes mehr. Verloren stand ich zwischen all den Menschen. Ich schien plötzlich Luft.

Schließlich packte mein Guard mich aus der in Auflösung begriffenen Versammlung und kommandierte: „Go on!" ...

*

Hart zeichnet die Morgensonne die Gitterstäbe auf die Kalkwand der Zelle. Eine Welt der Gegensätze liegt in dem kleinen Raum. Unversöhnt steht schwarzer Schatten neben goldenem Licht. Bei nüchterner Betrachtung sehe ich keine Brücke zwischen Kerker und Freiheit. Wenn mich die Behauptung einer klaren Straftat hier hereingebracht hätte, dann könnte ich sie widerlegen. Wäre meine Haft eine Schutzmaßnahme, dann könnte man über die Frage meiner Gefährlichkeit reden. So ist sie das Ergebnis eines Rechtes mit politischen Vorzeichen, das man als Fehler der Vergangenheit heute so heftig verurteilt. Ihm gegenüber

kann man nichts machen. Ich nicht, und auch die Zehntausende nicht, die in den Lagern sind. Wir alle können nur warten, bis man draußen aufwacht aus dem Traum vom neuen Recht, um dann das neue Recht wirklich zu schaffen.

Für uns gibt es noch keine Brücke zwischen Gestern und Morgen. Für uns ist das Heute tot. Ich fürchte, daß das nicht nur für uns Gefangene gilt, sondern auch für die Freien; für Besiegte und für die Sieger, die das Heute nicht nützen.

Da wurde im Namen der Menschenrechte ein totaler Sieg über Länder und Systeme erfochten und die Fahne eines neuen Rechts über zerbrochene Grenzen getragen. In seinem Namen sprach man harte Urteile und vollstreckte sie drüben in der kleinen Turnhalle des Gefängnishofes. Seit Menschengedenken hat jeder, der einen Gegner niederwarf, mit ihm auch das Unrecht besiegen und ein neues, ein besseres, sein Recht, stabilisieren wollen, aber noch keinem ist es gelungen. Nach dem letzten Krieg mit seinen Parolen, nach dem Gericht hier mit seinen Urteilen ist der Zwang gegeben, das unmöglich Scheinende nun zu vollenden: die Sicherung des Menschenrechtes auf Frieden.

Statt dessen wächst aus diesem Recht des Menschen auf Frieden neuer Streit. Die Großmächte, die es schufen, es in der Eintracht des Triumphes gemeinsam anwandten und sich ihm dadurch verpflichteten, deuten es in eigener Sache verschieden. Die Welt, die aufatmen wollte, zittert aufs neue, da die Gefahr für den Frieden nicht gebannt ist, und da sich wie eh und je feindliche Welt- und Lebensanschauungen gegenüberstehen. Die Macht der neuen Gegner ist stärker, ihre Waffen sind furchtbarer als zuvor, und jede der Gruppen zieht moralische Kraft aus dem Anspruch,

daß ihre Auslegung des neuen, universalen Rechtes die richtige sei. So wird vielleicht auch dieser Fortschritt des Völkerrechts, für dessen tatsächliche Verwirklichung kein Opfer zu groß gewesen wäre, nur zu einer neuen Gefahr.

Muß das sein? Mir scheint, daß die Politiker, die das Neuland betraten, nicht auf das Fehlen der Brükken achteten, die über die menschliche Unzulänglichkeit gebaut werden müssen, wenn die Menschheit einen wirklichen Schritt vorwärts tun will. Die Schöpfer des neuen Rechtes nahmen ihr ganzes Gepäck an Vorurteilen und nationalen Egoismuus mit. Sie werden es nun nicht mehr los.

Wäre man vorurteilslos geblieben, dann hätte man gesehen, daß eine überwältigende Mehrheit auch unseres Volkes und selbst seiner inkriminierten Teile das Recht der Menschen auf Frieden anerkannten; daß einige es vielleicht anders auslegten, so wie es auch heute verschieden gedeutet wird; daß die weitaus meisten aber um dieses Recht betrogen wurden, und daß nur ganz wenige es brachen.

Es wird Zeit, höchste Zeit, daß man wenigstens Verständnis zeigt für das wirkliche Gesicht des Systems, dessen letzte Spuren man ausrotten will. Es ist so töricht, zu meinen, daß man uns, die wir nicht feige einen früheren Glauben verleugneten, menschliche Tugenden einpflanzen müsse, die die Welt an jenem jetzt zerbrochenen Glauben vermißte. Begreift man nicht, daß sie alle da waren und nur Wenigen fehlten? Sieht man nicht ein, daß Kräfte, die man in dem einen Land pflegt, im anderen kaum verbrecherisch sein können? . . .

* * *

Inhalt

Vorwort
Die letzten Tage von Berlin 9
Im Lubjanka-Gefängnis in Moskau 63
Die Rechtfertigung 149
Das Nationalgefühl 152
Die NSDAP 157
Die Machtergreifung 161
Geist der Gewalt? 164
Der 30. Juni 168
Die außenpolitische Grundlage 179
Die Propaganda 186
Die Aktionen 195
Der Schritt zum Krieg 207
Der Kriegsausbruch 215
Propaganda-Thesen 221
Der Antisemitismus 243
Die Konzentrationslager 259
Die Lychjustiz an Fliegern 264
Letztes Wort des Angeklagten vor dem IMT . . 273
Der Freispruch; das Urteil des IMT 277
Das Nachspiel
Das Schlußwort des „Betroffenen“ 282
„Hauptschuldig“ trotz Freispruch 319
Auszüge aus Briefen 322